Bor.
175
h

Bor. 175 h

Sass

<36623714620012
S
<36623714620012
Bayer. Staatsbibliothek

Bor. 175 h

Berlin

in

seiner neuesten Zeit und Entwicklung.

Von

Friedrich Saß.

LEIPZIG,
Julius Koffka.
1846.

201. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort.

So wenig es Berlin bis jetzt gelungen ist, Deutschland zu centralisiren, so wenig wird es auch jemals gelingen. Aber doch ist Berlin immer wichtiger für Deutschland geworden. Wie die Ausdehnung, wie die Bedeutung dieser norddeutschen Hauptstadt wächst, so muß auch die Literatur über dieselbe wachsen.

Unter diese wachsende Literatur reiht sich das folgende Werk. Da aber niemand mit anderen Augen sehen kann, als mit den seinigen, so will auch der Verfasser nicht einbilden, daß er anders, nämlich daß er „objectiv" gesehen habe. Er sah so, wie er sehen konnte. Können Andere anders beobachten, so soll ihnen diese Möglichkeit nicht bestritten werden; aber der Verfasser wünscht, daß man ihm ebenfalls erlauben möge, auf seine Weise zu sehen und darzustellen.

Im Angesichte des großen Lebensreichthums und der großen Lebensnoth, der großen Verwicklungen und

Verirrungen, wie sie in der Natur der großen Städte unseres Erdtheils liegen, sind einige Berliner Skizzen zusammengestellt und einige Untersuchungen gemacht worden. Vielleicht findet aber der eine oder der andere aufmerksame Leser auch, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, aus dem Einzelnen ein Ganzes zu bilden. Er mag sich prüfen, ob die Lectüre dieser Schrift einen Totaleindruck hervorbringt. Indeß, der Verfasser wird sich hüten, in der Vorrede die „Tendenz," oder das „Stichwort," oder den „rothen Faden," oder wie man das Ding sonst bei Namen nennen will, anzugeben.

Denen, welche Berlin und seine Welt kennen, möge diese Schrift zu Vergleichungen mit dem eigenen Urtheile Anlaß geben; denen, welche es erst kennen lernen wollen, oder die ihm vielleicht immer fern bleiben, diesen möge sie ein bescheidener und williger Führer sein.

Berlin, Mitte November 1846.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

1. **Wohnungen** 3

(Die Strenge unserer Natur und die Obdachlosen Berlins. — Ihr Elend im Winter und ihre List. — Die Obdachlosigkeit ganzer Familien. — Die Familienhäuser im Voigtlande. — Ihr Zweck: die Privatspeculation. — Das Loos unseres kleinen Handwerkerthums. — Die verlassenen Mädchen. — Die Folgen des Elends. — Der Charakter und die Geheimnisse der Wohnungen. — Schlafstellenwirthschaft. — Die arbeitenden Classen in Berlin. — Die Ausbeutung derselben durch Speculation und Capital. — Die Hofwohnungen. — Charakteristik einer Schlafstelle. — Als Folge schlechten Wohnens übermäßiger Branntweinsgenuß. — Die Kneipen und der Stumpfsinn unseres Proletariates. — Der Handwerkerverein. — Die Wohnungen der Fabrikarbeiter. — Ihr häuslicher Zustand. — Schlafstellenwirthschaft für Mädchen und Weiber. — Die Dienstmädchen und ihr entsittlichtes Verhältniß zur Herrschaft. — Die Prostitution, eine häufige Folge. — Die Verdingung. — Die Netze der Kupplerinnen. — Das Vermiethen meublirter Stuben als Haupterwerb. — Charakter der meublirten Stuben und ihrer Bewohner. — Die Friedrich-Wilhelmstadt. — Die Lust und der Leichtsinn der Jugend. — Die Wittwen. — Das Verhältniß zu den Frauen. — Die Berliner Grisette. — Der Stiefelputzer. — Preis der meublirten Stuben. — Die Gauner. — Die Familienwohnungen. — Die moderne Baukunst und ihre Schwäche. — Der Häuserschwindel. — Der Hauseigenthümer und der Miether. — Die kleinen Leute. — Die Miethscontracte. — Die gedruckten Miethsformulare. — Ihre gerichtlich geschützte Brutalität. — Beispiele. — Die Steigerung der Miethspreise. — Berliner Wohnungsstatistik. — Resultate derselben.)

2. **Conditoreien** 49

(Berliner Bewußtsein. — Berliner Blasirtheit. — Das Verbot des Rauchens und seine Folgen. — Berliner Natur. — Bedeutung der Conditoreien, als Mittelpunkt des „Mit-

Seite.

telpunktes deutscher Intelligenz." — Der Mob der Conditoreien. — Ihre Geheimnisse und ihre Demoralisation. — Die Conditoreien des Bürgerthums. — Ihr Publikum und ihr Liberalismus. — Die schwankende Stellung ihrer Besitzer. — Die Conditorei von d'Heureuse. — Die Courtin'sche Conditorei. — Der Berliner Kaufmann und seine Charakteristik. — Die ehemalige Koblank'sche Conditorei. — Ihr Kampf mit den Schweizer Conditoreien und ihr Untergang. — Sie, als Morgue der Berliner Lokalliteratur. — Etwas zur Charakteristik derselben. — Das Publikum bei Koblank. — Der Typus eines Berliner Correspondenten. — Der deutsche Nationalverein des Triumvirats Wöniger, Firmenich und Holzendorf. — Das Schweizerregiment der Berliner Conditoreien. — Die Josty'sche Conditorei. — Ihr militärisches Publikum. — Die Herren von 1813. — Ihr Gegensatz zum heutigen Militärgeiste und zum Geiste der Gegenwart im Allgemeinen. — Die Spargnapani'sche Conditorei. — Die alte Büreaukratie als ihr Hauptpublikum. — Charakteristik dieser Büreaukratie. — Die romantisirende Büreaukratie. — Die nüchtern-protestantische Büreaukratie. — Ihr Haß und Fanatismus gegen die „schlechte Presse." — Die letzte Stunde der Büreaukratie, auch die letzte Stunde der Spargnapani'schen Conditorei. — Die Stehely'sche Conditorei. — Ihre literär-historische Bedeutung. — Die „rothe Stube." — Ihre literarischen Elemente. — Eduard Meyen, Ludwig Buhl, Stirner der Einzige, Klein, Theodor Mügge, Rutenberg, Carl Beck. — Die Fuchs'sche Conditorei. — Ihre Weihnachtsausstellung. — Die Cranzler'sche Conditorei. — Sie, als Walhalla der Gardelieutenants. — Charakter unserer Gardelieutenants. — Das Dandythum. — Die Industrieritter in den Conditoreien. — Die Conditoreien, nur ein Surrogat eines freien, öffentlichen Lebens.)

3. **Oeffentliche Lokale** 87

(Berliner Geheimnisse. — Mangel öffentlichen Lebens. — Die frivole Welt. — Der „Onkel." — Das Colosseum. — Das Kroll'sche Etablissement. — Biographie einer Hulda. — Die Prostitution. — Taschendiebe, falsche Spieler ꝛc. — Der Charakter der Amusements. — Die Maskenbälle. — Neues Colosseum. — Friedrich-Wilhelmstädtisches Casino. — Friedrichstädtsche Halle. — Villa Bella. — Das Publikum dieser Lokale. — Kleidervermietherinnen. — Tanzwirthschaften für's Volk. — Die untern Klassen. — Das Dienstpersonal. — Die Verbrecherspelunken. — Die jugendlichen Verbrecher. — Concerte. — Gungl. — Wieprecht's Militairmusik. — Berliner Sommer. — Thiergarten. — Seine Aristokratie. — Sommerfeste und ihr Charakter. — Moabit. — Handwerkerverein. — Mangel an rechter Volksbelustigung.)

4. **Parteien und Parteiungen** 139

(Die Parteien und die Masse. — Ursache des Indifferentismus. — Das monarchische Princip. — Der Liberalismus

Seite.
in der Residenz und in den Provinzen. — Die Männer der Haller'schen Schule. — Die historische Schule. — Stellung der Büreaukratie. — Der Adel. — Die Conservativen. — Kritik des Liberalismus. — Zweierlei Liberalismus. — Die Radikalen. — Bankstreit. — Arm und reich. — Verein für die arbeitenden Classen. — Der Communismus. — Hegel und seine Nachfolger. — Bruno Bauer. — Die Theorie des Egoismus. — Schelling. — Kirchliche Interessen. — Pietismus. — Schöne Literatur. — Sieyès und Eduard Gans.)

5. **Theater.** Eine Unterhaltung mit drei Verwandlungen . 185
(Hoftheater und Volk. — Verfall der Bühne. — Herr v. Küstner, seine Stellung und sein System. — Repertoir und Engagements. — Triumph der Birchpfeifferei. — Begünstigung der Mittelmäßigkeiten. — Abstrakte Kunst. — Die Mittelspersonen und die Protektionen. — Die ersten Versuche. — Der Journalistenschweif. — Die Claque. — Geschmacklosigkeit im Publikum, Schlendrian unter den Darstellern. — Was Herr v. Küstner kann und was er nicht kann. — Berliner Theaterkritik. — Herr Rötscher. — Herr Gubitz. — Herr Rellstab. — Einfluß der Kritik auf das Theater. — Klagen über Vernachlässigung Schiller's und Göthe's. — Die Romantik und ihr dramatischer Katholicismus. — Sophokles und Racine. — Hoftheater und allgemeine Theaterfreiheit.)

6. **Die Arbeit und ihr Lohn** 245
(Der Privaterwerb. — Berlin als „große Stadt." — Wachsthum der Bevölkerung. — Der jährliche Zuzug: Wohlhabende, Proletarier, Abenteurer und Soldaten. — Die Schlesier. — Die Gewerbtreibenden der kleinen Städte. — Ursachen ihrer Verarmung in Berlin. — Berlin keine reiche Stadt. — Tabelle der Gewerbe. — Unverhältnißmäßige Steigerung. — Eigenthümer und Bürger. — Erzeugung des Proletariates durch die Gewerbe. — Tischler und Seidenwirker. — Fabrikationsmäßiger Betrieb der Handwerke. Tischler, Schuhmacher, Schneider und Weber. — Die ruinirten Gewerbsleute. — Gesammtzahl des Gewerbe-Proletariates. — Die Factorei-Arbeiten. — Vergleichende Tabelle zwischen dem Berliner und dem Pariser Arbeitslohn. — Resultate daraus. — Die Gesundheitszustände der Proletarier. — Abnahme der Fleisch- und Brodnahrung bei steigender Bevölkerung. — Der Hunger eine Krankheit. — Die Krankheitsverhältnisse verschiedener Gewerbe. — Der sittliche und intellectuelle Verderb des Proletariates. — Die „Engelmacherinnen." — Die Kinder der Proletarier. — Die „Sittlich-Verwahrlosten" im Arbeitshause. — Die Verbrechen und die Rückfälligkeit. — Verhältniß des Diebstahls bei Zunahme des Pauperismus. — Die „polizeiliche Aufsicht." — Das Verbrecher-Gewerbe. — Das Armenbudget. — Unzulässigkeit des Armenwesens und der Allmosengebung. Thätigkeit der Commune. — Sparcasse. — Spargesell-

Seite.
schaften. — Politische Gründe des Pauperismus. — Die Militär- und Beamtenverfassung in ihrer Wirkung auf das Proletariat. — Die indirecten Steuern. — England und Preußen.)

7. **In der Gesellschaft** 305
(Trennung der Stände. — Bildung und Geld. — Im bürgerlichen Leben. — Leichenbegängnisse und Hochzeitsfeierlichkeiten. — Erwerb und Familien-Ehre. — Das Pfauenrad des Parvenuthums. — Armer Adel. — Titelsucht. — Zersplitterung des Bürgergeistes nach unten und oben. — Naturell der Frauen. — Auflösung alter Moralbegriffe. — Verminderung der Ehen. — Aristokratische Sehnsucht der Berlinerinnen. — Weibliche Erziehung. — Krankhafte Ueberreizung und Abspannung, Pietismus und Künstler-Wahnsinn. — Gewohnheits-Ehen, Ruin der Ehen. — Familiengeschichten aus Bürgerthum und Proletariat. — Die höheren Stände. — Die Emancipirten. — Ehescheidungen. — Individualität und Gesellschaft. — Einfluß des politischen Systems auf die Gesellschaft. — Die Banquiers und die Capitalisten, der „Wechselpöbel." — Pruderie und Berliner Formengeist. — Die Einsiedler. — Alexander von Humboldt und Bettina. — Die literarischen Spaßmacher. — Literatur als Mode. — Corso. — Schlußwort.)

1.

Wohnungen.

[Die Strenge unserer Natur und die Obdachlosen Berlins. — Ihr Elend im Winter und ihre List. — Die Obdachlosigkeit ganzer Familien. — Die Familienhäuser im Voigtlande. — Ihr Zweck: die Privatspeculation. — Das Loos unseres kleinen Handwerkerthums. — Die verlassenen Mädchen. — Die Folgen des Elends. — Der Charakter und die Geheimnisse der Wohnungen. — Schlafstellenwirthschaft. — Die arbeitenden Classen in Berlin. — Die Ausbeutung derselben durch Speculation und Capital. — Die Hofwohnungen. — Charakteristik einer Schlafstelle. — Als Folge schlechten Wohnens übermäßiger Branntweinsgenuß. — Die Kneipen und der Stumpfsinn unseres Proletariates. — Der Handwerkerverein. — Die Wohnungen der Fabrikarbeiter. — Ihr häuslicher Zustand. — Schlafstellenwirthschaft für Mädchen und Weiber. — Die Dienstmädchen und ihr entsittlichtes Verhältniß zur Herrschaft. — Die Prostitution, eine häufige Folge. — Die Verdingung. — Die Netze der Kupplerinnen. — Das Vermiethen meublirter Stuben als Haupterwerb. — Charakter der meublirten Stuben und ihrer Bewohner. — Die Friedrich-Wilhelmstadt. — Die Luft und der Leichtsinn der Jugend. — Die Wittwen. — Das Verhältniß zu den Frauen. — Die Berliner Grisette. — Der Stiefelputzer. — Preis der meublirten Stuben. — Die Gauner. — Die Familienwohnungen. — Die moderne Baukunst und ihre Schwäche. — Der Häuserschwindel. — Der Hauseigenthümer und der Miether. — Die kleinen Leute. — Die Miethscontracte. — Die gedruckten Miethsformulare. — Ihre gerichtlich geschützte Brutalität. — Beispiele. — Die Steigerung der Miethspreise. — Berliner Wohnungsstatistik. — Resultate derselben.]

Unser Clima gestattet die Sorglosigkeit des Südländers nicht; es macht strenge Anforderungen und schafft unumgängliche Bedürfnisse. Wenn sich der Lazaroni den Tag über im Sonnenschein von Oliven und Feigen ernährt, so legt er sich beim Anbruche der Nacht in der Vorhalle einer Kirche, eines Palastes u. s. w. nieder, unbekümmert darum, wo morgen sein Haupt ruhen werde. Das ist bei uns nicht möglich. Ein Obdach ist das erste, was Jeder sich zu verschaffen sucht, sei es in marmorgetäfelten Sälen, sei es in der dumpfen Spelunke der Keller, sei es hoch unter dem Dache. Wen das Elend, die Noth in eine augenblickliche Obdachlosigkeit hineingetrieben, wer, Verzweiflung und Gram im Herzen, die weiten, öden Straßen durchwandelt, während sich überall die Thüren schließen, der spätherbstliche Regen auf die Trottoirs niederklatscht und eisige Winde durch seine Lumpen pfeifen, wer sich dann vielleicht, ermattet vom unstäten Irren und von der Kälte der Nacht, in irgend einen Winkel der Straße hineinklemmte, unter einer Colonnade, in einem leer stehenden Schilderhaus Schutz suchte vor der unerbittlichen, theilnahmlosen Natur, der würde bald in seiner Entblößung entdeckt werden, und die bürgerliche Gesellschaft würde sich seiner in der Person eines Nachtwächters oder eines Gensdarmen, wenn eben auch nicht auf die zarteste Weise, annehmen.

Dank sei es dieser bürgerlichen Gesellschaft! Sie hat für Alles gesorgt, sie hat ihre Polizei, ihre Nachtwachen, ihre Gensdarmen, ihre Zucht- und Arbeitshäuser und kennt kaum noch einen Unterschied zwischen der Armuth und dem Verbrechen.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß in einer Stadt, wie Berlin, wo der gesellschaftliche Bau der Gegenwart sich in allen seinen Tiefen und Höhen mit all' seinem Pomp und seinem entsetzlichen Jammer von dem prüfenden Auge erkennen läßt, auch die Obdachlosigkeit zu den fressenden und verbreiteten Uebeln gehört. Die Polizei, diese Wächterin unserer privilegirten Sittlichkeit, führt eigene Register über die, welche keine bestimmte Wohnung nachweisen können. Aber wie viele mögen ihrem Auge entgehen und hinlängliche Ursache haben, sich ihrem Blick zu entziehen? Unsere deutsche Polizei verlangt ganz genau von demjenigen, der sich in ihrem Bereiche bewegt, die Angabe des Ortes, wo er wohnt, wo er zur Nachtzeit zu finden ist; aber das Elend weiß sich diesen Bestimmungen zu entziehen. Die Zahl der Personen in Berlin, welche keine bestimmte Wohnung nachweisen können oder wollen, nimmt man auf 12000 an; in der Polizeisprache heißen sie latitirende Personen. Die Ursachen der Obdachlosigkeit sind natürlich im höchsten Grade verschieden, bald ist es eigene Schuld, bald ist es ein unvorhergesehenes Unheil. Aber die bürgerliche Gesellschaft pflegt in ihren uniformirten Bevollmächtigten keinen feinsinnigen Unterschied zu machen und läßt Alle, die obdachlos aufgegriffen werden, auf die Stadtvoigtei und, nach Berücksichtigung der Verhältnisse, auf das Arbeitshaus bringen.

Obdachlos sein ist allerdings einer der traurigsten Zustände unserer Welt, denn er schließt eine vollkommene Hülflosigkeit, ein Ausgeschlossensein von den Berechtigungen der Gesellschaft in sich. Die Zeit der Diogene in der Tonne ist wahrhaftig vorüber und eine Art von Berliner Philosoph, der es richtig zur Obdachlosigkeit und dann, durch Hülfe der Gesellschaft, zum Berliner Arbeitshause gebracht hat,

wird gewiß keine gläubigen und aufmerksamen Schüler um sich versammeln.

Im Sommer erträgt der Unglückliche, der eines schützenden Daches entbehren muß, dieses Loos doch noch bei Weitem leichter, als im Spätherbste und im Winter. Diese Jahreszeiten werden gewöhnlich reich an traurigen und erschütternden Bildern. Die Gebüsche des Thiergartens und seine Bänke können im Sommer zur Noth, wenn der Morgenthau und Morgenfrost nicht geachtet wird, für ein bequemeres Lager entschädigen, und ein früher Morgenspaziergang im Thiergarten, läßt wohl hie und da solche elende Schläfer entdecken. Aber wenn die kalte Jahreszeit mit ihrem Schnee, ihren Stürmen und Regenschauern hereinbricht, was dann? Dann sucht auch das kleinste Thierchen ein schützendes Obdach. Die Obdachlosen, welche das glänzende Berlin, so reich an Salons und Palästen, erbarmungslos ausgestoßen hat, ob sie auch häufig ihr Elend selber verschuldet haben, suchen alsdann nach Mitteln, um ihr Bedürfniß zu befriedigen und wie sie ihnen eben von der augenblicklichen Noth und von der Verzweiflung eingegeben werden. Viele lassen sich des Abends in den Häusern einschließen und kauern in einem Treppenwinkel oder sonst irgendwo zusammen, auf die Gefahr hin, selbst wenn sie durchaus keine unredliche Absicht hatten, als des Diebstahls verdächtig, der Polizei überliefert zu werden. In den kalten Wintertagen hat man sogar schon ein elendes Weib, aber eine Mutter, entdeckt, welche sich, ihren Säugling im Arm, in einen — Misthaufen eingegraben hatte, um ihrem Kinde Wärme zu verschaffen. Das Arbeitshaus erhält natürlich, wenn der Winter naht, einen größeren Zufluß als im Sommer, wo der Leichtsinn und der Jammer die Strenge der Natur nicht so unmittelbar empfand. In der neueren Zeit haben die Obdachlosen Berlins zu einem auffallenden, recht raffinirten Mittel gegriffen, um sich unter Dach und Fach zu bringen.

Auf irgend einem beliebigen Platze der Stadt, im

Dunkel des Abends, tritt ein Jemand an eine Droschke heran und steigt in dieselbe.

Es ist dunkel, der Kutscher kann den Einsteigenden kaum sehen, er bemerkt also auch nicht seine Lumpen, um auf etwaige Zahlungsunfähigkeit schließen zu können und auf Vorausbezahlung zu dringen.

„Wohin?"

„Nach dem Molkenmarkt."

Der Kutscher fährt. Man erreicht den Molkenmarkt, die Droschke hält, der Gast steigt aus derselben und will sich entfernen, ohne zu zahlen.

„Halt," ruft der Kutscher, „halt, bezahlen Sie erst!"

„Ich habe nichts, ich kann nicht bezahlen!"

„Nicht! Er Spitzbube! Warum kann er denn nicht zu Fuß gehen, wenn er keine Droschke bezahlen kann? Weiß er wohl, daß ich ihn arretiren lasse und daß hier dicht neben an die Stadtvoigtei ist?"

„Das weiß ich. Um arretirt und auf die Stadtvoigtei gebracht zu werden, bin ich hierher gefahren. Ich wollte meine Beine nicht weiter anstrengen, ich habe kein Obdach."

Der Droschkenkutscher hat das leere Nachsehen und der Obdachlose erreicht seinen Zweck, denn er wird nun von Gensdarmen auf die Stadtvoigtei gebracht werden, wo die Cloaken unseres gesellschaftlichen Lebens zusammen fließen, wo Vagabonden, Bettler, Diebe, liederliche Mädchen, Obdachlose u. s. w. zusammengeworfen werden, und die Polizei sich bemüht, im Namen der bürgerlichen Gesellschaft, zu ordnen, zu untersuchen und Strafe zu verhängen.

Die Obdachlosigkeit ganzer Familien ist in der Regel nur von kurzer Dauer. Sie sind nicht im Stande, sich lange, wenn sie bis dahin herabgesunken, dem Auge der Gesellschaft, und ihrer beauftragten Organe zu entziehen. Die nächste Stufe zur Obdachlosigkeit einer Familie ist das Wohnen derselben in den vielerwähnten Familienhäusern des Voigtlandes. Diese großen, nackten Gebäude, welche

dem Jammer, der Verzweiflung und dem Verbrechen zur Zuflucht dienen, sind nicht etwa, wie man mannigfach geglaubt hat, Wohlthätigkeitsanstalten, im Gegentheil, sie sind — charakteristisch für die Zustände unserer Zeit — auf **Speculation** erbauet worden. In diesen fünf Häusern vor dem Hamburger Thore wohnen 16 bis 1800 Seelen. Die Häuser sind für 80,000 Thlr. erbauet, der Besitzer fordert gegenwärtig 200,000 Thlr. für dieselben. Man zahlt in denselben für eine Stube, — welche häufig von mehr als einer Familie bewohnt wird, — 24 Thlr. Miethe, ist noch ein finsteres Loch zum Kochen dabei, 36 Thlr. Das Capital verzinset sich gegenwärtig zu 12 Procent. Die Pfennige der schrecklichsten Armuth müssen eine reiche, bequeme Existenz düngen, und wer nach Ablauf des Monats nicht zu dem richtigen Termin die allerdings nur kleine Miethssumme bezahlen kann, der wird augenblicklich und ohne weitere Umstände in seiner Nacktheit mit seinem zitternden Weibe, mit seinen hungernden Kindern auf die Straße geworfen, „exmittirt", wie es in der Sprache der Berlinischen Hauseigenthümer heißt. Und das ist nur allzuhäufig das Loos unseres kleinen Handwerkerthums, welches sich Jahrelang, vom Morgen bis zum Abend, ohne zu ruhen und zu rasten, abgemüht hat, die Concurrenz eines großen Fabrikanten zu ertragen und durch die Macht des Capitals und unglückliche Familienereignisse so tief gestürzt wurde. Die augenblickliche Obdachlosigkeit, welche durch das Herauswerfen aus den Familienhäusern bedingt ist, wird in der Regel durch einen Transport in das Arbeitshaus gehoben. Auf diese Art und Weise kommt die Gesammtheit ihren Verpflichtungen gegen das Individuum nach! Diejenigen, welche sich lange Zeit, zuweilen Jahrelang, obdachlos in Berlin herumtreiben, sind aber meistens einzeln stehende Personen jeden Alters und ebensowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. Daß sie zum großen Theile nicht blos Rekruten, sondern auch Altmeister in jeder Art des Verbrechens sind, können die Akten der Polizei und

des Criminalgerichts zur Genüge beweisen. Ihre Existenzen sind der Art, daß bei einer Schilderung derselben Jeder tief zusammenschauern muß vor den fürchterlichen Cloaken, welche sich unter dem glänzenden Fundamente unserer privilegirten Gesellschaft zusammen gebildet haben. Das Polizeigefängniß, das Zuchthaus, das Arbeitshaus, das Bordell, das sind die verschiedenen Stationen eines solchen Lebens; vom Staate kennt es nichts Anderes als die Brutalität des Gensdarmen und von der Gesellschaft hat es niemals etwas Anderes erfahren, als den Hohn und die Verachtung, welche dieselbe dafür hat. Nicht einmal, sondern häufig ist es vorgekommen, daß junge Mädchen, plötzlich von ihrer Herrschaft entlassen, ohne Existenzmittel, ohne Bekanntschaften, denen sie sich anvertrauen könnten, einer augenblicklichen Obdachlosigkeit preisgegeben, und, um ein Lager für die Nacht zu finden, zu jenen elenden Geschöpfen herabgesunken sind, welche sich ein Gewerbe daraus machen, Abends im Dienste der Venus vulgivaga die Straßen zu durchschwärmen und die Netze ihrer Unverschämtheit unter die Menge zu werfen.

Ist das Elend uns erst zur Gewohnheit geworden und hat es erst den letzten Rest eines Strebens nach sittlicher Selbstbestimmung vernichtet, alsdann ist auch alle Hoffnung auf Besserung und sittliche Erhebung verloren und mit dem Elende verbindet sich dann in der Regel die Frechheit, das Verbrechen, ein schauerlicher Leichtsinn. Der Mensch hört auf, eine Veränderung, eine Verbesserung seines jammervollen Zustandes zu wollen. Das elende, obdachlose Weibsbild läßt sich mit großer Ruhe vom Nachtwächter aufgreifen, es setzt der Gesellschaft, will sie eine salbungsvolle Sittlichkeit hervorkehren, den Hohn der Gemeinheit entgegen, und der Mann, dem die Obdachlosigkeit zur Regel geworden ist, wird lieber, was er täglich zusammenbringt, sei es wie es sei, in einem dunklen Keller versaufen und betrunken im Rinnsteine niederfallen, als sich eine Schlafstelle suchen. Ist das Elend erst da, so ruinirt es nicht blos den Körper, sondern noch mehr den

Geist, und der Kampf gegen seine schrecklichen Begleiter wird in der Regel, wo die Verführung so groß ist, ein vergeblicher bleiben.

Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß man die Existenz eines Menschen und seine Stellung im Leben am Sichersten nach der Art und Weise seiner Wohnung und nach der Einrichtung, die er derselben gegeben hat, beurtheilen kann, denn es ist die Kleidung bekanntlich schon seit längerer Zeit ein sehr unzulängliches Criterium geworden. In der Wohnung dagegen pflegt sich der ganze Mensch zu geben; er ist bei sich selber eingekehrt und drückt allem dem, was ihn umgiebt, den Stempel seines Charakters und seiner Verhältnisse auf. Hier kann er sich nicht verleugnen, sein Wesen tritt aus dem Unscheinbarsten hervor, seine Lebensstellung, sein Streben wird durch die unbedeutendsten Symbole unverkennbar nachgewiesen. Wer am Tage auf der Gasse den großen Herrn, den eleganten Cavalier spielte, steigt Abends vier Treppen hoch in das dürftige, winkelige Dachstübchen empor, wer auf der Straße, als unscheinbar, von Nimand beachtet wird, hat sich vielleicht in seiner Wohnung mit allen Emblemen einer behaglichen Lebensstellung umgeben. Das Straßenleben ist die bunte Schaale unseres Lebens, es trügt. Ist es beim Südländer alles, so ist es bei uns im Norden nur sehr wenig geblieben, und man muß von der Straße in's Innere der Wohnungen, in das Gehäuse, wo die Menschen all' ihren Wirrwarr aushecken und brüten, hineinsteigen, um etwas mehr als die Oberfläche kennen zu lernen.

Und vor allen Dingen hier in Berlin. Wer fremd durch diese schnurgeraden Straßen wandelt, die alle wie Regimenter und eine wie die andere aussehen, den wird gewiß das Gefühl der unbehaglichen Eintönigkeit überschleichen und er wird es nicht glauben wollen, daß hinter diesen ausdruckslosen Häusermasken sich eine Mannigfaltigkeit des Lebens von der glänzendsten Höhe bis zum fürchterlichsten Abgrunde entwickelt, wie sie gewiß keine zweite deutsche Stadt aufzuweisen vermag. Einige Partien dieser unerschöpflichen Mannigfaltigkeit hoffen wir

im Laufe dieser Skizze aufweisen zu können und wir laden den Leser zu diesem Zwecke ein, uns auf dem Spaziergange zu begleiten.

Man wird, geht man durch die Straßen Berlins, häufig an den Häusern einen Zettel erblicken, auf dem zu lesen ist: „Hier ist eine Schlafstelle zu vermiethen.“ Diese Schlafstellenwirthschaft ist eine sehr ausgedehnte geworden und nothwendig. In diesen Schlafstellen, auf armseligen Lagerstätten, bringt die große Menschenklasse, welche vom frühen Morgen bis an den späten Abend zur Arbeit gezwungen ist, ohne zum Genusse des Lebens kommen zu können, ihre Nächte zu. In diese engen Löcher, hoch unter dem Dache, unter den Treppenvorsprüngen, kehrt unser Arbeiterstand des Abends ein mit allen seinen Hoffnungen und Schmerzen, mit allen seinen Wünschen und seinem Elend. Diese Schlafstellen sind von der Polizei besonders strenge vigilirt. Wer „in Schlafstelle liegt“ und nicht ganz genau seine Erwerbsmittel nachweisen kann, der wird, wenn er nicht eben ein geborener Berliner ist, immer sehr schnell durch die Polizei aus der Stadt geschafft werden. Aber diese polizeiliche Strenge hindert nichts desto weniger das stete Zuströmen der arbeitenden Classe aus allen Gegenden Preußens und Deutschlands nach Berlin, und wenn man angiebt, daß Berlin sich alle Jahr um 10,000 Einwohner vermehrt, so kann man mit Sicherheit hinzusetzen, daß deren drei Viertel auf Rechnung jener Classe kommen, die wenig mehr als ihre Arbeitskraft mitbringen kann. Diese Menschenklasse ist fast durchgängig, wenn solche nicht bei Verwandten oder bei ihren Arbeitsherren ein Unterkommen findet, auf die Schlafstellen angewiesen und, wo die Speculation Alles beherrscht, ist auch das Vermiethen solcher Schlafstellen zu einer besonderen Erwerbsquelle geworden. Gewöhnlich sind es selber kleine Leute, welche sich mit solcher Vermiethung an die arbeitende Armuth befassen. Es giebt aber auch schon große Hausbesitzer, welche das Schlafstellen-Ver-

miethen zu ihrem Geschäfte machen und darnach die oberen Stocke ihrer Häuser ganz und gar einrichten, weil es sich herausstellt, daß ein solches Vermiethen im Kleinen weit lucrativer wird, als das Vermiethen großer Räume, wie es denn überhaupt wohl als eine bekannte Thatsache vorausgesetzt werden kann, daß der Arme, welcher seine Bedürfnisse im Kleinen befriedigen muß, immer weit mehr übervortheilt wird und immer weit höhere Preise zahlt, als der Reiche, welcher sich im Großen versorgen kann. Das ist der Fluch und die Ungerechtigkeit der Zustände, in denen wir leben. Der reiche Banquier kann Gelder erhalten, für die er nur 1 und 1½ Procent zu zahlen braucht, der arbeitende Arme muß, wenn die Noth ihn drückt, sich vielleicht zu 25 und zu noch mehr Procenten verpflichten. So in Allem. So im Ankauf seiner Speisen, die er aus den wuchernden Viktualienkellern Sechser- und Pfennigweise bezieht, so natürlich auch in seiner armseligen Wohnung.

Suchen wir nun einmal eine Berliner Schlafstelle auf. Das Haus, an welchem wir den Vermiethungszettel erblicken, hat vielleicht ein glänzendes Aeußere, wir schließen darnach auf wenigstens luftige Räume. Aber wer den Leichtsinn kennt, mit dem in Berlin das Häuserbauen betrieben wird, der kann sich durch eine solche Aeußerlichkeit nicht täuschen lassen, zudem steht auf dem gedruckten Zettel noch geschrieben: „Drei Treppen hoch auf dem Hofe.“ Das Vorderhaus ist elegant eingerichtet, glänzende Spiegelfenster, breite, bequeme Treppen, hohe Salonthüren, aber eilen wir hindurch und treten wir in den Hof, rings umbaut von Wohnungen, welche die ärmere Klasse bewohnt, während vorne vielleicht der Reichthum schwelgt. Es fehlt aller Luftzug, die Luft ist deshalb schwül und verdorben durch die verschiedenartigsten Ausdünstungen; hie und da hat die Armuth aus den Fensterchen ihre zerfallene Wäsche zur Schau gestellt, um sie trocknen zu lassen und dadurch die widerliche Schwüle noch gesteigert, die besonders an heißen Sommertagen ganz und

gar unerträglich wird und, wie uns Aerzte, mit den Zuständen des Berliner Volkes wohl vertraut, versichert haben, häufig als die Ursache schlimmer Krankheiten zu betrachten ist. Die Sterblichkeit in Berlin ist größer, als die in London. Scrophulöse, abgemagerte Kinder spielen im Sonnenstrahl, der hoch über das Dach nur spärlich in den beschränkten Hofraum fällt, seitwärts, zu beiden Seiten, führen die Treppen in die Wohnungen empor, aber welch ein Unterschied zwischen diesen Treppen und denen im Vorderhause. Sie sind steil, roh und fast gänzlich dunkel, es ist ihnen nur der geringste Platz gelassen. An Vorsäle an ihren Mündungen ist nicht zu denken; gleich vor ihnen zeigen sich die Thüren, welche in die verschiedenen Wohnungen führen. Hier in diesen Localen wohnt nun die große arbeitende Classe Berlins, auf deren breitem, hartem Rücken sich unsere glänzende Gesellschaft mehr als übermüthig emporhebt, die kleinen Handwerker, die schlecht bezahlten Unterbeamten, die Schreiber, die Gehülfen, die Handwerksgesellen, die Fabrikarbeiter, die Prostituirten, die heruntergekommenen Genies, die Lumpen. Hier ist man auch auf Schlafstellen bedacht gewesen. Hier treibt sich eine wunderbare Welt durch einander, die Welt der Arbeit und des Jammers, der Niederschlag unseres Lebens. Hier rechts ist ein kleiner Schneidermeister eingemiethet, mit Frau und Kindern in einem winzigen, engen Zimmerchen und dazu muß dieses kleine Lokal zu gleicher Zeit noch als Werkstätte dienen. Im Winter wird im Ofen gekocht; die Wäsche wird am Ofen getrocknet, auf dem Tische neben dem Fenster sitzt der Meister mit seinem Gesellen und Burschen von Morgens früh bis Abends spät zusammengebückt über der Arbeit; auf der andern Seite wiegt die Mutter ihr jüngstes, krankes Kind und schon ist sie der „guten Hoffnung", ein neues zu erhalten. Wahrlich, der Staatsmann muß schauern, wenn er seine statistischen Tabellen über die Vermehrung der Population durchläuft und dabei bemerken muß, daß das Elend sich am

allerunermüdlichsten vermehrt und verbreitet. Dieser kleine arbeitsame Schneider, dem die Schwindsucht bereits auf dem Gesichte liegt, ist der Sclave eines „Kleiderladens“, seine Arbeit wird ihm von dem Händler zu den allerniedrigsten Preisen bezahlt, er ist ganz und gar in die Hand desselben gegeben und muß jeden Tag zittern, daß er entlassen wird, wenn der Händler einen findet, der sich noch billiger zu arbeiten verpflichtet. Drüben hat eine alternde Frau, eine vollkommene Megäre, ihr Quartier. Sie geht des Tages mit Schwefelhölzern in den Wirthshäusern hausiren und sucht, nachdem sie selber in der Sünde grau geworden ist, Andere auf dieselben Wege zu bringen; aber sie nennt sich jedenfalls eine „redliche Wittwe“, die von ihrer Händearbeit leben muß. Hinten links wohnen zwei junge Näherinnen, die eine erst aus der Provinz nach Berlin gekommen, naiv, frisch, voll Lebensmuth, unbekannt mit den Fallstricken der Berliner Welt, die andere schon im Herzen gebrochen und an einer verzweiflungsvollen Vergangenheit zehrend. Neben ihnen treibt ein heruntergekommener Assessor mit einer Frauensperson sein Wesen, er liebt jetzt nichts anderes weiter als den Schnaps und den Schlaf und nachdem er in früheren Jahren mit seiner Zuhälterin sein Väterliches durchgebracht und sich seine Carriere verdorben hat, läßt er sich jetzt von der Frauensperson durch ihr Waschen und Putzmachen ernähren, was diese mit einer gewissen Zärtlichkeit thut. Gegenüber hat sich ein buckliger Winkelconsulent in einem ärmlichen Loche eingemiethet, der einmal Schreiber bei einem Justiz-Commissarius war und in der ganzen Nachbarschaft als scharfsinniger Disputant und als Rechtskundiger geachtet wird. Es ist ihm ein großes Vergnügen, den stupiden Assessor auf Rechtsthemata zu bringen und alsdann seine Ueberlegenheit zu beweisen. Aber gehen wir weiter und suchen wir, um diese „selbstständigen Wohnungen“ unbekümmert, die Schlafstellen auf. Sie sind die Zugaben zu diesen Lokalen der Armuth. Die Armuth theilt hier mit der Armuth. Wir steigen durch das schmutzige

Küchenlokal einer dem Elende preisgegebenen Familie und durch das Wohnzimmer derselben, worin sie sich von der alten blinden Großmutter bis zum neugebornen Säugling bewegen muß. Nebenan ist noch ein kleiner Raum; treten wir durch die niedrige Thür ein, dieses hier ist nun eine Schlafstelle. Hier wohnen zwei Handwerksgesellen. Das ärmliche Bett, in dem sie gemeinschaftlich schlafen, nimmt fast den ganzen Raum ein. Ein Fensterchen, welches kaum den Namen eines solchen verdient, geht über die Dächer hinaus. Am Nagel hängt ein Ränzel, vielleicht ist auch noch irgendwo eine Kiste zu bemerken. Aus dem mit Kalk bedeckten Schurzfelle, welches über dieselbe ausgebreitet liegt, schließen wir, daß der eine Bewohner ein Maurergeselle ist. Die Wände des engen Raumes sind getüncht, die Feuchtigkeit sickert von den Wänden, an Ungeziefer, besonders an Wanzen, fehlt es hier nicht. Nicht die geringste Bequemlichkeit ist zu entdecken, alles ist Armuth, alles ist Öde. Nebenan schreien die Kinder.

In diese freudlosen Löcher, in denen eine rüstige, fleißig arbeitende Menge den Schutz vor der Natur suchen muß, hierher muß man sich wagen, um zu begreifen, was sonst unbegreiflich scheint. Morgens mit Sonnenaufgang verläßt der Arbeiter dieses elende Lager, ihn ruft seine tägliche Arbeit. Er fährt in die ungereinigten Kleider, in die schmutzigen Stiefel, kein wärmendes Getränk erquickt ihn. Fröstelnd, nüchtern kommt er auf die Straße, drüben öffnet sich eben ein Branntweinsladen, ihn friert, was ist natürlicher, er geht hinein und trinkt einen — Schnaps. Aus Noth gewöhnt er sich an das Schnapstrinken. Um sein Elend für den Augenblick zu vergessen, setzt er es fort. Und da wollen Mäßigkeitsvereine mit geistlicher Erbauung und christlichen Moralpredigten helfen? Nun arbeitet er, mit kurzen Zwischenräumen, vom Morgen bis zum späten Abend, endlich schlägt die Feierstunde. Was nun? Es ist Winter. Der Frost ist hart. Soll er nach seiner mühevollen Tages-

arbeit heimkehren in sein von Kälte starrendes Loch, wo ihn nichts erwartet als eine erschreckende Einsamkeit mit sich selber und das gellende Geschrei der Kinder seines Wirthes? Daß er sich dagegen sträubt, ist mehr als natürlich. Das Wenige, was er erworben, trägt er des Abends den Branntweinsläden und Tabagien zu.

Die Leidens- und Arbeitsgenossen versammeln sich hier, hier tauschen sie sich aus, bei der Pfeife und beim Branntwein suchen sie lustig zu werden und daraus wird dann nur allzuhäufig die Rohheit. Hier wird der Grund zu einem verwüsteten und verderbten Leben gelegt. Der Eine hilft dem Andern auf die Spur, in Trotz und in Kniffen jeglicher Art. Die Jahre, in denen der Mensch berufen, sich eine geistige Klarheit zu erringen, gehen vorüber. Die Misere des Lebens schlägt über die Verzweifelnden zusammen. Den Einen faßt vielleicht das Zuchthaus des Staates, den Andern das Zuchthaus einer entblößten nackten Familie, nicht im Geringsten besser als jenes. Die bekannte Kneipluft der Deutschen fördert und unterstützt den Fortbestand der gegenwärtigen Zustände nicht wenig. Beim Glase Branntwein vergißt er die Mühen des Tages, die er ertragen hat, und das elende Lager, welches ihn erwartet; er dämmert hin. Der Franzose, dem unsere Kneipluft unbekannt ist, faßt sein Elend schärfer ins Auge und dringt mit größerer Energie auf die Aufhebung desselben. Die Arbeiter Frankreichs vereinigen sich in Gesellschaften, deren offen ausgesprochener Zweck es ist, eine andere Weltgestaltung, in der die Arbeit mehr zu ihrem Rechte gelangt, herbeizuführen. Unsere deutschen Arbeiter vereinigen sich nur noch, um ihr Elend und das Unrecht, welches die Gesellschaft ihnen thut, für den Augenblick zu vergessen. Sie ersäufen es im Branntwein, sie lassen es in den Wolken ihrer Pfeifen verfliegen. Wer einmal in eine solche Arbeiterkneipe hineingeräth und die Gespräche der Stammgäste belauscht, der wird sich in der That wundern, wie wenig dieses Volk sich um das be-

kümmert, was ihm so tief in sein Fleisch und Blut schneidet, und er mag durch diesen Indifferentismus unserer Arbeiter gegen ihre heiligsten Interessen leicht zu der Ansicht kommen, sie verdienen es eben nicht besser, als sie es haben und als sie es dulden.

Der Berliner Gesellenverein versucht es mit anerkennungswerther Anstrengung, diesem verderblichen Kneipwesen und diesem Indifferentismus unserer Arbeiter entgegen zu wirken, indem er ihnen höhere Gesichtspunkte und höhere Zwecke aufstellt, aber es ist nicht zu verkennen, daß er bisher nur noch aus der besser gestellten Elite der Berliner Gesellen oder, wie die andern sagen, aus solchen „Muttersöhnchen" besteht, denen „kein Wind um die Nase wehte", und er hat es noch keineswegs ermöglichen können, auf die große Masse von Einfluß zu werden. Es ist gewissermaßen die Aristokratie unserer Gesellen, die sich in ihm bewegt und über die von den andern bei jeder Gelegenheit Hohn und Spott ausgegossen wird. Man müßte die Wohnungsverhältnisse dieser Masse erst zu verbessern und zu verändern suchen, ehe man ihrer und der tüchtigen, in ihr schlummernden Kräfte habhaft werden könnte.

Die bestehende Schlafstellenwirthschaft ruinirt sie und führt sie immer wieder dem Kneipwesen mit allen seinen gefährlichen Folgen zu. Zu Hause kann ihnen nie wohl werden; dieses Wohlwerden, welches jeder Mensch wünscht, suchen sie deshalb in der Kneipe zu erreichen. Hat man in ihre häuslichen Verhältnisse mehr Gemächlichkeit und mehr Befriedigung gebracht, dann wird man auch weiter auf sie wirken können. So lange man aber glaubt, von abstrakten Ideen aus ihnen helfen zu können und ihre materiellen Existenzen darüber versäumt, kann immer nur wenig oder gar nichts erwartet werden. Aus dem wüsten und gemeinen Treiben ihrer Kneipe, wo gewöhnlich, wer die meiste Brutalität aufweisen kann, am meisten gilt, taumeln sie berauscht in ihre elenden Schaflöcher, um am anderen Morgen wieder

gedankenlos und maschinenmäßig, wie Sklaven, an die Arbeit zu gehen.

Unseren Fabrikarbeitern geht es in keiner Hinsicht besser als den Gesellen, häufig noch schlimmer. Ihre häuslichen Zustände sind gewöhnlich vollkommen ruinirt. Und doch stehen sich hier diejenigen, welche in „Schlafstelle" liegen, weit besser als diejenigen, welche verheirathet sind oder, wie es häufig der Fall ist, in wilder Ehe leben. Sie haben eben nur für sich zu sorgen, die Anforderungen, welche von einer Familie, von Frau und Kindern gemacht werden, sind ihnen noch fremd, und da ihnen, im Verhältniß zu anderen Fabrikgegenden, in Berlin ein ziemlich hoher Lohn gezahlt wird, so können sie sich das ganz entblößte Elend einigermaaßen fern halten. Aber das Familienleben ist auch hier unter dieser Classe unserer Einwohner im vollendetsten Grade zerstört. Nicht nur der Familienvater ist den ganzen Tag vom Hause entfernt, ohne sich der Beaufsichtigung der Kinder und der Leitung des Hauswesens widmen zu können, sondern häufig ist auch die Mutter ihrerseits eben so lange täglich in derselben, oder in einer anderen Fabrik beschäftigt. Bis man die Kinder bei irgend einer Arbeit verwenden kann, bleiben sie ohne alle Aufsicht. Berlin hat unter seinen 66,000 schulpflichtigen Kindern 29,000, welche in vollkommenster Unwissenheit und Verwahrlosung dahin leben. Nicht einmal zu einem gemeinschaftlichen Mittagsessen versammelt die Fabrikarbeiter-Familie sich immer. Die Entfernung des Fabrikgebäudes, bei größerer Nähe der Brantweinsbude, hält davon ab. Unsere meisten großen Fabriken befinden sich in der Nähe des Schlesischen Thores, der Köpnickerstraße. Viele von ihren Arbeitern wohnen weit davon in dem Viertel des Hamburger Thores, auch im Voigtlande, dem Viertel der Armuth. Die armselige, elende Wohnung dient häufig nur zum gemeinsamen Ausschlafen der abendlichen Ausschweifung und die Kinder verlassen die elterliche Wohnung, sobald sie es nur irgendwie können, sobald sie selber Lohn verdienen, oder sonst Mittel und Wege zu

einer eigenen Existenz finden. Diese Kinder, diesen Nachwuchs unseres Proletariats hat nie an das elterliche Haus geknüpft, was andere noch daran mit ihren liebsten Erinnerungen fesselt. Es war ihnen niemals der Schauplatz einer freundlich gepflegten und unterrichteten Jugend, nie das behagliche Muster freundlichen Zusammenlebens und gemeinschaftlicher Freude oder Trauer. Die Branntweinsbuden werden nicht blos von den Männern, sondern auch von den Frauen besucht, und was bei den Männern der Branntwein thut, das thut bei den Mädchen nur all zu häufig der natürliche Stachel der Eitelkeit bei einem unzureichenden Lohne, nämlich es vollendet die Verderbniß. In den Wohnungsverhältnissen der Fabrikarbeiter liegt wieder ein Hauptgrund ihres sittlichen Ruines; sie sind eng, schmutzig und häufig so überfüllt, daß an eine gehörige Absonderung der Geschlechter gar nicht gedacht werden kann, und die Schamlosigkeit sich offen enthüllt. Denen, die Familie haben, ist die Familie keine Freude. Sie fliehen dieselbe. Die Stunde, wo sie vom Dienst in der Fabrik erlöset sind, findet sie in der Branntweinsbude, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen. Dieses wüste Leben kann jeder deutlich bemerken, der Abends durch die Köpnickerstraße geht, wo sich solche Arbeiterlokale in Kellern u. s. w. befinden. Er wird häufig durch wüste Lieder, schallendes Gelächter, Gekreische und Geschrei festgehalten, es ist ihm aber nicht zu rathen, sich in die Lokale selber zu wagen, denn er ist dort der unangenehmsten Behandlung ausgesetzt. Die Erbitterung, mit der der Fabrikarbeiter alle übrigen Stände und Gesellschaftsstellungen betrachtet, liegt ganz natürlich in der unnatürlichen Lage, worin er sich ihnen gegenüber befindet. Man kann nicht anders sagen, als daß die Berliner Polizei die Lebensverhältnisse und das Treiben der Berliner Fabrikarbeiter in jüngster Zeit sehr scharf in's Auge gefaßt hat, aber durch eine strenge, polizeiliche Controlle läßt sich nicht helfen, und unsere Gensdarmen fühlen sich nirgends un-

sicherer, als in der Gegend des Schlesischen und des Hamburger Thores.

Es giebt in Berlin wirlich Fabriken, welche den tüchtigen Arbeiter in den Stand setzen, bei Fleiß und Ausdauer täglich einen Thaler zu verdienen, und ist dieses auch nicht die Regel, so kann ein solches Loos doch keineswegs mit dem der elenden Weber Schlesiens verglichen werden. Dagegen aber wirkt die große Stadt mit ihren verschiedenartigen Reiz- und Verführungsmitteln und sie bringt von Jugend auf in den Individuen Ansprüche hervor, welche der Kleinstädter und der auf dem Lande Lebende nicht kennt. Dadurch geht denn alles wieder verloren und für das Nothwendigste, für eine reinliche, freundliche Wohnung, ist häufig kaum das Geringste geschehen. Aerzte, die zu den Arbeitern gerufen werden, haben das Schrecklichste zu erzählen. Für den Fall der Noth ist nirgend oder nur selten gesorgt. Dem hat man jüngst durch Sparkassen abhelfen wollen. Aber ein Sparen, und sei es auch noch so gering, setzt doch noch immer die Kraft und die Anwendung einer freien, sittlichen Selbstbestimmung voraus und diese fehlt den Arbeitern zum großen Theil. Sie leben im Wüsten, im Taumel, sie werfen weg, wo sie haben, in die Branntweinsbuden, in die Viktualienkeller, und sie entbehren frivol und gewaltsam, wo sie bedürfen. Wären die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter besser geordnet, und richtete man, da man radical doch nicht helfen kann, für's Erste auf diese das Auge, es würde die Hülfe weit näher sein, es würde die Familie sich wieder näher an einander schließen und der Einzelnstehende, welcher jetzt mit Widerwillen daran denkt, nach der Arbeit sogleich in seine kalte, nackte Schlafstelle zurückzukehren, würde nicht mehr genöthigt sein, seine freie Zeit in einem Treiben hinzubringen, welches ihn nicht bildet, sondern entsittlicht, und die einmal gelegten Keime früher Verderbniß immer weiter und immer schneller entwickelt.

Eine besondere Erwähnung mag noch der Schlafstellen-

wirthschaft der dienenden weiblichen Classe werden. Auch dieser Punkt ist ein großer fauler Fleck unseres socialen Lebens. Unsere Dienstverhältnisse sind immer mehr durch den Charakter, welcher die Zeit beherrscht, gelockert worden. Es ist ihnen der patriarchalische Anstrich genommen, ohne daß dagegen die Anerkennung des Menschen im Dienenden gesteigert worden wäre, und der Staat trägt durch die Rechte, welche er der Herrschaft über die Dienenden giebt, keineswegs dazu bei, dieses Letztere möglich zu machen.

Es ist in Berlin, besonders in kleinen Wirthschaften, mannigfach Sitte geworden, daß man sich ein Dienstmädchen unter der Bedingung miethet, daß es Morgens kommt und Abends wieder fortgeht. Für die Nacht ist es sich ganz allein überlassen, es muß sich also „in Schlafstelle" legen! Da findet sich denn leicht ein guter Freund, ein sogenannter Bräutigam, der die junge Person, nachdem sie am Tage gearbeitet hat, und von der stets unzufriedenen Hausfrau gehudelt worden ist, am Abend noch in die Tanzlokale u. s. w. führt. Da wird alsdann die halbe Nacht vertrieben und was weiter geschieht, braucht nicht erst gerade ausgesagt zu werden. Schlaff und unlustig kehrt die junge Person des Morgens nach einer wilden Nacht an die unfreiwillige Arbeit zurück. Sie ist unordentlich, sie kann die Anforderungen, welche man an sie stellt, nicht befriedigen, sie wird frech, sie wird, da sie nur Monatsweise gemiethet ist, am Ende des Monates aus ihrem Dienste entlassen, und die Prostitution ist nun vor der Thüre.

Die alten Schlafstellenvermietherinnen helfen nicht selten noch besonders dazu. Sie sprechen von schönen Kleidern und von Lustbarkeiten, sie benutzen die Eitelkeit, die natürliche Vergnügungslust der Jugend und fördern das gründlichste Verderben. Wenn die Polizei dergleichen erfährt, so statuirt sie allerdings ein Exempel, aber wie oft kommt sie hinter die Schliche der Nacht?

Es ist ferner ziemlich allgemein in Berlin, daß eine

Herrschaft ein Dienstmädchen, eben aus der Provinz oder vom Lande gekommen, einem solchen vorzieht, das selbst Berlinerin oder doch schon längere Zeit hier gewesen ist. Man glaubt dadurch besser zu fahren, der Raffinerie und den Schlichen, mit welchen eine große Stadt das dienende Personal bekannt macht und dem vielen Anhängsel desselben, zu entgehen und fördert, durch einen solchen Grundsatz, natürlich das stete Zuströmen der weiblichen, dienenden Classe nach der alles verschlingenden Hauptstadt. Jung und unerfahren kommen diese Mädchen hier an, sie wenden sich an die Vermiethungscommissionaire, sie finden gewöhnlich bald irgend einen Dienst, aber sie lernen auch bald. Indem auf diese Art die Neulinge immer die Routinirten verdrängen, werden diese letzteren immer weiter auf die Bahn der Verderbniß gelockt und die Schlafstellenwirthschaft, der sie dienstlos preis gegeben sind, ist ganz geeignet, dabei zu fördern. Auf diese Art werden nicht wenige Prostituirte gebildet. Manche ergeben sich der augenblicklichen Prostitution nur, mit dem Vorsatz, sich wieder herauszureißen und wieder einen Dienst zu suchen. Sie fühlen ihre Schande noch, suchen sich wieder zu befreien von ihr und überlaufen die Vermiethungsbüreaus. Aber man weiß wohl, welche glücklichen Umstände dazu gehören müssen, um eine bis dahin gekommene ehemalige Dienstmagd, Köchin, Schenkwirthschaftsmamsell wieder auf eine andere Bahn zu bringen. Ergeben sie sich jedoch einmal in ihr Loos, dann quittiren sie bald die verführende Schlafstellenwirthschaft und wohnen chambre garnie. Wir begegnen ihnen vielleicht, wie sie im seidenen Kleidchen und Federhut Abends die Straßen durchstreichen, und wissen was wir von diesen Unglücklichen zu halten haben, für die uns jedenfalls ein milderes Gefühl geblieben ist, als die brutale Verachtung.

Wenn man über den Gensdarmenmarkt geht, so wird man vor einem an der Mauer des Schauspielhauses befestigten Kasten zu allen Zeiten des Tages immer eine Menge weib-

licher Personen erblicken. Sie recken die Hälse über einander, sie drängen sich, sie stoßen sich, jeder will eher sehen und eher lesen als der Andere. Dies ist in der That ein rührendes Bild. In diesem Kasten wird nämlich alle Tage die Seite des am Abend erscheinenden Intelligenzblattes, welche die weiblichen Dienstgesuche enthält, ausgehängt, und diese Einrichtung ist wirklich als eine wohlthätige zu bezeichnen. Wo sollte eine arme, verlassene Person sonst erfahren, wo im Intelligenzblatte ein Dienst verlangt wird? Allerdings ist auch hier die gemeine Spekulation thätig gewesen, und verschiedene Viktualienkeller und Kneipen verschaffen sich vor der Ausgabe des Intelligenzblattes die Seite desselben mit den Dienstgesuchen, um dadurch Gäste herbeizuziehen. Aber wer von den Armen kann das immer? Hier am Schauspielhause hat er Gelegenheit, sich gratis zu unterrichten, ob und wo seine Dienste gebraucht werden können. Die Jugend und das verwahrlosete Alter, die ländliche Unschuld und die Tochter des brandmarkenden Lasters, Mädchen in dünnen Kleiderfähnchen, die kaum noch etwas Anderes sind als Lumpen, und wieder Andere, deren Anzug mit Aufmerksamkeit und gar mit Coquetterie geordnet ist, Alles hier zusammen, um einen Dienst zu erhalten, ein Unterkommen zu finden.

Alles was hier nun bei einander steht, sich stößt und von der Nähe des Kastens verdrängt, was eine Art von Verbesserung seiner materiellen Existenz mit einer Art von Leibeigenschaft erkaufen will, ist meistens vorläufig in irgend einem Gange, auf irgend einem Hofe auf eine „Schlafstelle" angewiesen. Dort verbringt die unfreiwillige Arbeitslosigkeit dieser Mädchen und Weiber ihre jammervollen Nächte, und diese Arbeitslosigkeit ist, wie wir gezeigt haben, nur allzu häufig die erste Ursache der tiefsten Entsittlichung und Verderbniß.

Besonders gefährlich ist es, wenn junge, unerfahrene Frauenzimmer vom Lande, aus der Provinz ohne bestimmtes

Dienstverhältniß nach Berlin kommen und, ohne irgend einen Anhalt, dadurch genöthigt sind, sich vorläufig bei irgend einem alten Weibe in Schlafstelle zu legen. Dieses alte Weib hat Connexionen bis in Regionen unserer Gesellschaft empor, wo man es kaum erwartet, und Berlin ist gesegnet mit jungen und alten Lüstlingen, die auf „frisches Fleisch" — wie der Kunstausdruck heißt, — aus der Provinz Jagd machen und ein paar Goldfüchse nicht zu schonen brauchen. Hat die junge Person nicht innerhalb einer polizeilich bestimmten Frist ein Dienstverhältniß nachzuweisen, so muß sie Berlin verlassen und in ihre Heimath zurückkehren. Das will sie aber um keinen Preis. Sie ist mit so großen Hoffnungen, vielleicht aus so widrigen Verhältnissen eben erst fortgegangen. Was nun? Die Polizei drängt, die Ausweisung ist ganz nahe. Das arme Mädchen tritt, um diese zu vermeiden, bei dem alten Weibe, bei ihrer Schlafstellenvermietherin, in einen Scheindienst. Sie wird als Dienstmädchen derselben angemeldet. Nun ist die Polizei befriedigt. Es kommt vor, daß solche alte Weiber, deren Existenz eine durchaus schwankende ist und deren Hauswesen durchaus in keinem Verhältnisse zu einem so großen Personale steht, ein Stubenmädchen, eine Köchin, ein Waschmädchen u. s. w. angemeldet haben, aber der polizeiliche Formalismus ist befriedigt und das ist für's Erste genug. Die jungen Unerfahrenen sind nun in die Hände der Kupplerin gegeben, sie danken ihr gar noch, mit Thränen im Auge, für das Gute, welches sie ihnen thut. Aber bald wird das Blatt sich wenden. Die Kleider der jungen Mädchen sind nicht modisch genug. Es werden bessere angeschafft, es werden hie und dahin Vergnügungspartien unternommen, um den jungen Personen „Berlin zu zeigen". Dabei stellen sich denn allmälig die „guten Freunde" des alten Weibes ein, und es wird dem jungen Mädchen fast unmöglich gemacht, das Netz, welches die raffinirte Gemeinheit um sie gesponnen, zu zerreißen. Sträubt sie sich auch noch so lange, das Weib und

die guten Freunde haben ebensowohl Drohungen als Schmeicheleien; Eins gegen zehn, sie fällt. Und nun beginnt allerdings für sie ein Leben des Rausches und des Taumels. Einerseits werden ihre Wünsche besser erfüllt, als sie es bei ihrem bescheidenen Eintritt in Berlin erwarten konnte. Damals trug sie noch den schlichten, wollenen Friesrock, jetzt seidene Kleider. Andererseits aber wird sie roth und weint bitterliche Thränen, wenn sie an die sorgenden Eltern nach Hause schreibt, „daß es ihr in Berlin recht gut gehe.“

Wir wiederholen es, die Wohnungsverhältnisse der unteren Volksklassen verdienen eine größere Aufmerksamkeit und Berücksichtigung. Aus ihnen entspringt so manches Übel, dessen Quelle man nachher ganz anderswo vermuthet, oder es wird doch der unmittelbare Anstoß zu demselben daselbst gefunden werden können. Nicht bloß der körperliche Ruin, wie er aus der Engheit, Dumpfheit, Feuchtigkeit jener Löcher entspringt, welche das Volk bewohnt, sondern auch der sittliche, der geistige finden hier häufig ihren Ursprung.

Wir verlassen jetzt diese Sphäre und gehen zu einer anderen über, in die Sphäre der „meublirten Stuben,“ der sogenannten Chambres garnies. Hier werden wir ein ganz anderes Publikum finden, aber nicht weniger wunderlich, zerfahren und zerfallen. Das Chambre-garnie-Vermiethen ist in Berlin zu einem einträglichen Geschäfte geworden und nicht wenige Familien leben ausschließlich davon; das „Geschäft,“ welches sie sonst noch betreiben, besteht nur des Scheines wegen, dem Namen nach. Nicht bloß Hauseigenthümer treiben dieses Geschäft, sondern eben so stark auch die Miether, welche ihre Wohnungen gleich zu diesem Zwecke einrichten. So ein „Chambregarnist,“ wie man hier zu sagen pflegt, muß dann nur allzuhäufig den ganzen Miethszins tragen. Wie viele Chambre garnies es in Berlin geben mag, können wir nicht anführen, es muß derselben jedoch eine Unzahl sein, und die Zahl derselben wird noch immer durch das unausgesetzte Bauen und durch den Mangel kleiner

Wohnungen, welcher viele zwingt, größere Wohnungen als ihr Bedürfniß sie nöthig macht, zu miethen, vermehrt. Berlin ist eine Stadt, die ebensowohl durch die verschiedenen Institute, welche sich hier zum Zwecke der Ausbildung für irgend einen Lebensberuf befinden, als auch durch die verschiedenen Mittel, diesen Lebensberuf selber practisch zu beginnen, immer eine große Menge junger Männer an sich zieht, und da diese entweder nur einen vorübergehenden Aufenhalt nehmen oder doch noch nicht im Stande sind, sich selber mit Mobiliar zu versehen, so sind sie ganz besonders auf die „meublirten Stuben" angewiesen, von denen fast an jedem zweiten Hause ein Zettel heraushängt.

Hätte Berlin seinen Paul de Kock oder seinen Balzac gefunden, so würde er diese Chambres garnies zum Schauplatze seiner eigenthümlichsten Situationen machen müssen, denn in diesen Zimmern nistet ebensowohl die Hoffnung des jugendlichen Lebens, als der Schiffbruch am Dasein. Dieser geht und jener kommt, Hunderten hat dieses Mobiliar gedient, Niemand ist hier heimisch geworden, er ist von dannen gegangen mit seinem Glück und seiner Verzweiflung, um irgend einem Anderen Platz zu machen. Hinter Allen aber stand die Gier und das Mißtrauen der Vermiether.

Eine Stadtgegend Berlins, die durch ihre Chambre-garnie-Vermiethung einen ganz besonderen Ruf bekommen hat, man kann nicht eben sagen den besten, ist die, welche sich unmittelbar an die Charité anschließt, die Gegend der Louisen-, Charité-, Schumanns-, Marienstraße. u. s. w. Hier besteht fast jedes Haus von oben bis unten aus Chambres-garnies, hier ist das Quartier latin Berlins. Namentlich wird diese Stadtgegend von jungen Medicinern, die eben ihr Examen machen, bevölkert, sie sind alle Chambregarnisten und jeder Mediciner ist hier eo ipso ein „Doktor." In keiner Stadtgegend sind die Chambregarnievermiether so ausgelernt und erprobt in ihrem Geschäfte, als hier, aber auch nirgend wird dem Miether, wenn er nur pünktlich seine Miethe zahlt, so viel

durch die Finger gesehen, als hier. Es hat sich so in dieser Stadtgegend eine Welt zusammen gefunden, die einen ganz besonderen Charakter zur Schau trägt. Habsüchtige Stubenvermiether, Studenten, junge Doktoren, Grisetten und femmes entretenues, das sind die Hauptgestalten dieser kleinen Welt, und jedes Haus hat hier seine besondere Chronik, seine besonderen Mysterien. Die Einen nehmen hier das Leben auf die leichteste Achsel, die Anderen suchen von dieser Frivolität zu profitiren und quetschen den Rest der Citrone nach allen Kräften.

Die Wirthschaft in einer rechten Chambre garnie trägt immer mehr oder minder den Charakter der Leidenschaftlichkeit. Die Bewohner dieser meublirten Stuben, namentlich in der bezeichneten Stadtgegend, sind das Volk der Studenten, der Künstler und der Grisetten. An Geld ist eben kein Überfluß, aber um somehr an Vertrauen auf ein gutes Glück, und die armen Kinder sind fast immer in den Händen ihrer Vermiether. Denn so oft sie auch ausziehen möchten, sie müssen schon bleiben, weil das Geld immer nicht da ist, wenn es da sein müßte. Dieses fröhliche Völkchen unseres Berliner Quartier latin unterliegt, man darf wohl sagen, einer Art von Naturgesetz, dessen Ursache man in der Jugend und in der Art von Wuth finden kann, mit welcher sich die Jugend dem Vergnügen in die Arme stürzt.

Mögen sie nun reich oder arm sein, sie pflegen alle sammt und sonders kein Geld zu haben, wo es darauf ankommt, die ersten Bedürfnisse zu befriedigen; dagegen fehlt es selten zur Befriedigung ihrer Lust, und das Leihhaus ist der verschwiegene Freund dieser Jugend. Über Alles, was sie auf Credit erhalten können, schalten und walten diese Leutchen mit fürstlicher Nonchalance, geizig sind sie, wo das baare Geld für Nothwendigkeiten in's Spiel kommt, und wenn Balzac von den Pariser Studenten sagt, sie scheinen sich an Demjenigen rächen zu wollen, was sie nicht besitzen, wenn sie Alles verschwenden, was sie bekommen können, so

gilt dieses eben auch von unsern Berlinern. Mit Hut und Handschuh ist es meistens nicht glänzend bestellt, der Schneider dagegen spielt durch den Credit, welchen er giebt, in diesen Kreisen eine bedeutende Rolle, und wenn er für die Gegenwart borgt, so hat er die Zukunft aller der jungen Leute sorgfältig im Auge. Er ist unmittelbar zu ernsteren Reflektionen über unsere socialen Zustände hingetrieben, als andere Handwerker. Er ist das vermittelnde Prinzip zwischen der Gegenwart und der Zukunft, und seinen Pantalons und seinen Röcken mag mancher sein Glück verdanken! Sich durch Verschleuderung einer alten Familienuhr, eines theuren Angedenkens, einen lustigen Abend mit irgend einer Grisette zu verschaffen, dazu fehlt es hier niemals an Muth und Kraft, aber alle Energie scheint zu verschwinden, so bald es darauf ankommt, die Kost und die Wohnung zu bezahlen, und daher dann so häufig die Collisionen zwischen Vermiether und Miether, der laut ausbrechende Krieg! Mirabeau pflegte seine Brodrechnungen nur dann zu tilgen, wenn sie ihm als Wechsel unter die Augen kamen; in der Lässigkeit, Schulden zu bezahlen, welche in den Augen der Welt für heilig gehalten werden, wäre mancher Bewohner dieser möblirten Stuben eben so groß und größer als Mirabeau zu bezeichnen!

Die Frivolität des Miethers steht aber mit der Frivolität des Vermiethers nur allzuhäufig in einem ganz richtigen Verhältnisse. Die Mobilien, welcher dieser Letztere sein eigen nennt, sind häufig mehr nur zum Scheine, als in der Wirklichkeit sein eigen, und nicht selten kann ein jugendlicher Miether an allen Stücken seiner Stube das rothe Siegel der Gerechtigkeit entdecken. Wie er erschrickt, wenn ihm sein Vermiether des Morgens einen Besuch abstattet, so fürchtet dieser wieder die Erscheinung des unvermeidlichen Exekutors. Es ist hier eine lange Kette des Leichtsinnes und der Noth! Ein wahrer Flaschenzug von socialen Gebrechen! Kommt es nicht selten vor, daß der Chambregarnist plötzlich aus dem Gesichtskreise seines Vermiethers verschwindet, so kommt

es auch wiederum eben so häufig vor, daß dieser die Nacht zum Ausziehen wählt und dem geprellten Hausbesitzer nichts Anderes läßt, als das Nachsehen!

Es existirt eine polizeiliche Verordnung, wonach unverheirathete Frauenzimmer nicht anders, als wenn sie über 40 Jahre alt sind, Chambre garnie vermiethen dürfen; für „Wittwen" giebt es dagegen keine Norm.

Die Polizei will durch die erstere Verordnung jedenfalls leichtfertigen Verbindungen zwischen Miether und Vermietherin vorbeugen; allein die Freiheit der Wittwen macht ihren guten Willen allzuhäufig unmöglich, und man findet es gar nicht selten, daß junge Männer aus der Provinz, unerfahren in den Listen einer großen Stadt, einer solchen vermiethenden Sirene in's Garn gehen, um alsdann lebenslänglich darin hängen zu bleiben und Verbindungen zu schließen, die mit ihrer ganzen Carriere im Widerspruche stehen! So wird von mancher Berlinischen Wittwe das Chambre-garnie-Vermiethen als ein ausgeworfener Köder betrachtet, um mit ihm irgend ein unverständiges Goldfischchen zu angeln und sich auf die allerbequemste Art eine Existenz zu verschaffen!

Das Verhältniß zu den Frauen hat sich in diesen Regionen überhaupt so frivol als möglich ausgebildet. Berlin ist in dieser Beziehung gewiß die einzige Stadt Deutschlands, in welcher Parisische Lebenselemente sich geltend machen. Die Grisettenwirthschaft greift hier immer mehr um sich, eine Auflösung der alten Sittlichkeitsbegriffe liegt ihr zu Grunde, und das christliche Staatsprincip wird sich ganz vergebens bemühen, hier zurückhalten zu wollen. Mag den Berliner Grisetten auch vieles von jener Grazie abgehen, womit ihre Pariser Schwestern bestechen und glänzen, im Grunde sind sie derselbe Menschenschlag, leichtsinnig, gutmüthig, genußsüchtig, einschmeichelnd, ein Bischen zu Intriguen geneigt und, wo sie wahrhaft lieben, der leidenschaftlichsten Aufopferung fähig.

Ihre Ansprüche sind im Ganzen sehr bescheiden, ihre

Jugend fühlt sich schon so leicht glücklich und befriedigt, wenn sie sich aus dem Joche einer undankbaren Lohnarbeit erheben kann, aber sie lieben es in der Regel, mit etwas Romantik behandelt zu werden. Ein Besuch im Gungl'schen Concerte, bei Kroll's, ein kleines, coquettes Hütchen, ein Umschlagetuch — was wollen sie mehr? Sie haben ja ihre Jugend und denken noch kaum daran, daß sie alt werden können und was alsdann aus ihnen werden soll! Meistentheils sind sie den Tag über in Putzmagazinen, beim Nähtische u. s. w. beschäftigt, Abends verwandeln sie das Chambregarnie ihres Vertrauten in den heimlichen Tempel der Liebe. Diese junge Mädchen, oft mit dem schärfsten Geiste ausgestattet und mit einem Herzen voll der weichsten Gefühle, stehen zum großen Theile außerhalb aller Familienbande, oder die Familienverhältnisse der Ihrigen sind so zerrüttet und widerlich, daß sie, getragen vom Schönheitssinne der Jugend, sie absichtlich meiden. Sie sind auf sich selber angewiesen, aber das Bedürfniß, eine Stütze zu haben und auch wohl ein Mittel zu erhöhetem Lebensgenusse zu finden, treibt sie in die Arme irgend eines jungen Mannes, und das geht dann, so lange es geht. Einige finden bei Gelegenheit den Hafen der Ehe; viele verschwinden, man erfährt kaum, was aus ihnen geworden. Sie gehen unter. Der Schlamm des Lebens begräbt sie, und die frivolen Elemente ihrer Jugend sind nichts als ein Rausch gewesen, den sie häufig nur allzulange beweinen!

Eine Erscheinung, die sich von einem Berliner Chambregarnie gar nicht trennen läßt, ist der „Stiefelputzer.“ Er ist der Kalinsky, das Factotum, er besorgt Alles, er kennt Alles. Es giebt unter dieser Menschensorte noch wahrhaft ganz eigenthümliche Typen des Berlinischen Volksnaturells. Dieser Stiefelputzer, welcher des Morgens in frühster Stunde von Straße zu Straße rennt, um seine „Herren“ zu bedienen, kennt Berlin nach allen Seiten und nach den verschiedensten Richtungen hin, ihn verblüfft nicht das Geringste in seinem

Berufe, er hat alle Schwächen und Leidenschaften der menschlichen Natur gesehen, er weiß über Alles seinen Witz zu machen, überall hinzuhorchen, überall zu rathen und behülflich zu sein, wenn dabei nur irgend etwas in seine Tasche fällt. Er ist eine Macht ebensowohl für seine „Herren,“ wie, durch seine ausgebreitete Bekanntschaft und durch die Wucht seiner Empfehlungen, für die Wirthe seiner Herren, er ist sehr häufig ein lebendiges Vermiethungsbüreau. Er kennt alle Lokalitäten, mit einem Worte, er ist zu Allem zu gebrauchen und wird auch nicht allzusehr von moralischen Skrupeln gepeinigt. Er eben ist es, der in allen Tiefen des Berliner Chambregarnielebens satyrisch hineinblickt. Welche Bilder rollen sich auf vor seinen Augen, wenn er Morgens die Thüre öffnet, die göttliche Unordnung mustert, und als Mephisto mit einem „Er schläft“ am Bette seines Herrn steht, dem der letzte Abend nichts als Erschlaffung und leere Taschen und verdorbene Kleidungsstücke gelassen. Er ist ebensowohl Postillon d'amour, als Vermittler mit dem nur allzunothwendigen Leihhaus, und wenn er für den Vortheil seiner Herren bedacht ist, so weiß er doch nichts desto weniger auch seinen eigenen zu finden und ihn bei jeder Gelegenheit in's Auge zu fassen. Durch die Herren, welche er bedient, ist er in die gelehrte Welt eingeführt worden. Er ist außerordentlich bildsam und lieset alle Bücher, die er nur irgendwie auftreiben kann. In jüngster Zeit waren alle Berliner Stiefelputzer, die nur irgend etwas aufbieten konnten, von einer merkwürdigen Spekulationswuth auf Eisenbahnactien ergriffen worden, und mein eigener Kalinsky nannte mir jeden Morgen, wenn er in der Thüre erschien, schon unaufgefordert den Cours der verschiedensten Eisenbahnactien, Livorno-Florenz, Köln-Minden u. s. w. Er wußte zwar nicht, wo Livorno lag, und ich konnte es ihm nach Rußland verlegen, aber für den Stand der Eisenbahncourse hatte er ein unverwüstliches Gedächtniß. Ja die Noth und die Spekulation haben hier in Berlin ein Bündniß geschlossen und

eben nur aus dieser Allianz werden sich die abnormen Zustände dieser Stadt mannigfaltig erklären lassen.

Die Chambre-garnies sind auch die Wohnung aller Derjenigen, die sich auf der Reise vorübergehend, längere oder kürzere Zeit, in Berlin aufhalten und nicht im Hôtel bleiben wollen, der reisenden Schauspieler und Schauspielerinnen, der Gelehrten, der Gutsbesitzer, der Kaufleute u. s. w. Ihr Preis ist je nach der Stadtgegend, worin sie sich befinden, verschieden; unter den Linden giebt es möblirte Zimmer zum Preise von 30 bis 35 Thlr. pro Monat. Die Zeit des Wollmarktes, wo Berlin sich in „Wolllüstlinge und Wollhabende" sondert, ist die Zeit der Ernte für solche Zimmervermiether, aber auch außerdem kommen häufig Gelegenheiten vor, die Fremde in Masse nach Berlin ziehen und diese elegant eingerichteten, aber meistens unwohnlichen Zimmer bevölkern. Es will Niemand in ihnen heimisch werden, es liegt etwas unendlich Frostiges in ihrer ganzen Natur, sie sind eben nur gebraucht worden, aber es hat sie Niemand lieb gewonnen, und es knüpfen sich für Niemanden Erinnerungen an dieselben. Auch die Welt der gewandten, vornehmen Gauner schlägt in der Regel in diesen Wohnungen ihr fliegendes Lager auf und sucht so oft als nur irgend möglich den Schauplatz ihrer Thaten zu verändern. In jüngster Zeit miethete ein erfindungsreicher Gauner fast alle Tage eine andere möblirte Wohnung, und zwar immer unter anderem Namen, schlief dort eine Nacht, verschwand am anderen Morgen, natürlich ohne zu zahlen, und wußte sich auf diese Weise lange Zeit vor dem Auge der Polizei zu verbergen. Eben nicht allzuselten kommt es hier vor, daß ein sogenannter „Herr Baron" oder „Herr Graf" oder „Herr Major" plötzlich des Morgens aus seinem Chambre garnie zur Criminalhaft abgeführt wird und daß sich herausstellt, dieser vornehme Herr sei ein listiger Schwindler gewesen. Hat sein Vermiether nur den Miethspreis erhalten, so wird er sich über diese Überraschung sehr bald zu trösten wissen!

In Berlin ist man gegen solche Vorgänge schon ziemlich gleichgültig geworden.

Auf die meublirten Stuben folgen die selbstständigen, die Familien-Wohnungen mit all' ihrem Comfort und noch mehr mit ihrer Nacktheit und ihrem Elend. Der Krieg ist in Berlin zwischen dem Miether und dem Hausbesitzer schon entschieden ausgebrochen, und die drückende Miethssteuer ist der Punkt, welcher diese Erbitterung auch mannigfach gegen den Staat wendet, namentlich bei den kleinen Leuten, die es nie vergessen wollen, daß diese Miethssteuer, welche das Nothwendigste, welche die Wohnung einer Besteuerung unterwirft, nur eine vorübergehende sein sollte, aber eine dauernde geworden ist. Die Berliner Hausbesitzer kämpfen gegen die Miether mit dem Kapitale oder doch wenigstens mit dem Scheine des Kapitals, denn allzuhäufig gehört nicht ein Stein des Hauses, welches sie das ihre nennen, ihnen wirklich. Der Häuserschwindel ist nur eine Seite des allgemeinen Schwindels, welcher unsere Welt ergriffen hat, er macht sich aber in Berlin ganz besonders bemerkbar. Es wachsen hier die Paläste, die Straßen aus der Erde über Nacht empor; aber es steht dieser Besitz auf einem sehr lockeren Boden, er hat aufgehört seine alte Festigkeit zu haben, er ist nichts als eine schwankende Industrie geworden. Ein Haus, welches noch im Bau begriffen, hat nicht selten zwei, ja dreimal seinen sogenannten Eigenthümer gewechselt.

Wir wollen indeß, ehe wir die sociale Seite unserer Hauszustände ins Auge fassen, der künstlerischen einige Worte widmen. Die Kunst und hier speciell die Baukunst ist immer ein besonderer Ausdruck der allgemeinen Zeitrichtung. Hätten wir in Deutschland jetzt eine moderne Baukunst, so würde sie vor allen Dingen in Berlin zur Erscheinung kommen müssen, denn nirgends wird so viel, so großartig und so mannigfach mit der Berücksichtigung eines künstlerischen Geschmackes gebaut. Aber wie sich in unserer gegenwärtigen Welt die Künste überhaupt nur ein trauriges,

beinahe ganz unfrei gewordenes Dasein fristen können, so ist es noch ganz besonders traurig um die Baukunst bei uns bestellt, sie liegt ganz und gar in den Banden des reichen Mannes und der Reiche bei uns ist nur noch selten etwas Anderes als Egoist und als Krämer. Besehen wir uns die großen Gebäude der großartigen neuen, alle Jahre sich vermehrenden Berliner Straßen. Machen sie auf uns einen befriedigenden Eindruck? Nichts weniger. Diese dicht gedrängten Fensterreihen, diese Thüren, diese Kellerlöcher, diese zusammengedrängten Hintergebäude, was spricht anders aus ihnen, als der Egoismus unserer modernen Krämerwelt, als der Wunsch und die Absicht, einen möglichst hohen Miethszins herauszuschlagen? Und von künstlerischer Seite? Im Reiche der Principien, der Ideen ist die neue Welt entschieden ausgesprochen; aber der Baumeister bedarf noch eines andern Materials, als der Gedanken, der Federn und der Dinte. Und selbst wenn sich aus unserer kritischen Periode, aus dem verflachten und verflachenden Eklecticismus unserer Bauwuth eine neue künstlerische Idee großartig hervorarbeiten könnte — wir nehmen hier etwas an, dessen Ausführbarkeit wir bezweifeln, — auf welche Weise sollte sie sich realisiren, so lange die Baukunst dem widerlichsten Egoismus der Geldfreibeuterei unseres Krämer- und Bürgerthumes unterthänig bleiben muß? Die Kunst ist bei uns entartet, als Lohnarbeit im niedrigen Dienste der Privatpersonen und ihrer brutalen, egoistischen Zwecke. Warum bauten die griechischen Meister so groß? Warum machen ihre Propyläen, ihre Säulenhallen, ihre Tempel auf uns einen so gewaltigen Eindruck? Weil sie für die höchste Gesammheit, die sie kannten, bauten, weil sie dem griechischen Volke seine eigenen Gedanken, idealisirt durch die Kunst, in Stein und in Marmor darstellten. Und was ist es, was wir noch heut zu Tage an den Bauwerken des Mittelalters, an seinen Domen, an seinen Burgen, an seinen Rathhäusern unwillkürlich bewundern müssen? Die Ideen, welche

ihnen zum Grunde liegen, die entschiedene Weltanschauung, welche aus ihnen zu uns redet. Was ist aber die Idee derer, die heutzutage bauen, Straßen und Paläste? Der niedrigste Egoismus, die Geldgier, der Erwerb. Dem ist die Kunst Unterthan, im Dienste dieser Idee und überhaupt der Privatpersonen wird sie immer mehr absterben müssen, so eklektisch sie sich auch putzen und so mannigfach sie auch ihre Decorationen aus allen Zeitaltern und von allen Völkern zusammenborgen mag. Es baut bei uns der Speculant, der Krämer, der Bürger. Was baut er? Wohnhäuser zum Vermiethen, Verkaufsläden, Fabriken. Zwar steht dieser Baukunst im Solde des Bürgerthums hier in Berlin noch eine vom Fürsten gepflegte und begünstigte Baukunst gegenüber, aber sie und ihre Mittel sind keineswegs im Stande, dem Inhalte der Gegenwart einen neuen Ausdruck zu geben; und wenn auch das Bürgerthum bei uns noch nicht so weit vor gegangen ist, wie das französische und englische, wenn bei uns auch die Banken und die Deputirtenkammern nur noch in der Idee existiren, so ist doch der Charakter unserer ganzen neuen Baukunst vollkommen bürgerlich geworden. Der Eindruck, den unsere neuen Bauten machen, so sehr sie sich in der Regel auch zieren, und so mächtig ihre Steinmassen auch sind, ist gewöhnlich ein frostiger, ein geistloser. Aus jedem Fenster redet kein anderer Wunsch, als so viele Miether, als nur irgend möglich herbeizuziehen. Die Coquetterie mit der Schönheit ist bei ihnen keine innerliche Wahrheit, sondern nichts als ein falscher Glanz, als Maske und Lüge für den abscheulichsten Egoismus. Wir haben keine eigentliche Baukunst mehr. Auch sie ist an dem Principe der freien Concurrenz vollständig zu Grunde gegangen.

Indem unser Häuserbau das Princip der freien Concurrenz unter sich gestellt hat, mußte er um so mehr ein Schwindelgeschäft werden, je mehr der Schwindel überhaupt unsere Welt beherrschte, je wüthender das Geld den Operationen zufloß, bei denen man, wie z. B. bei den Eisen-

bahnactien, eine schnelle Bereicherung voraussehen mochte, und je schwieriger es dadurch wurde, Geld auf Hypotheken zu bekommen. Es wurde und wird gebaut, auf's bloße Gerathewohl hin. Man hat wenig zu verlieren und viel zu gewinnen. Die Aussicht, auf eine bequeme Weise reich zu werden, ist zu lockend, um die Erinnerung an alte, schulmeisterliche Moralbegriffe nicht vollends zu verlöschen. Der Credit ist da, es werden alle Segel angespannt, um entweder in den goldenen Hafen einzulaufen, oder sich wieder als armer Teufel von dem untergehenden Wracke ins Meer zu stürzen und sich für's Erste, um dieselbe Operation von Neuem zu beginnen, durch's Schwimmen zu retten. Nirgend kann man die Grundzüge unseres bürgerlichen Lebens deutlicher entdecken, als bei der Speculation des Häuserbauens.

Je schwankender, je fauler nun die Stellung des Hauseigenthümers ist, um so mehr sucht er sich an seine Miether zu halten, sich ihnen gegenüber gerichtlich zu verklausuliren, ihnen den Saft bis auf's Blut auszupressen. Ihnen gegenüber kehrt er die ganze Brutalität der Capitalisten, des Hauseigenthümers heraus. Es würde unerklärlich sein, wie sich immer wieder Leute finden, die dieser schonungslosen Brutalität zum Opfer fallen mögen, wenn nicht, wie die Armuth überall zum Opfer bestimmt ist, sie es so auch in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse, noch als eine Gnade ansehen muß, als Opfer angenommen zu werden. Denn der Mangel an kleinen Wohnungen und also an einer freien Auswahl ist in Berlin eins der schlimmsten Übel dieser großen Stadt. Unsere Herren Hauseigenthümer wollen im Grunde nur für die Ausschließlichkeit des Reichthums bauen und vermiethen. Bei der ersten Etage denken sie an Geheimräthe, Präsidenten, Generäle, bei der dritten mindestens an Geheimsekretaire. Für das Volk bestimmen sie „aus Mitleid“ unter dem Dache, in den Kellern, auf dem Hofe einige Löcher. Und von der Nothwendigkeit, eine Wohnung zu haben, gezwungen, liefert sich das Volk Jahr

aus, Jahr ein, immer wieder an's Messer. Dieses Messer, die Stützen einer erlaubten, gerichtlich geschützten Brutalität unserer Hauseigenthümer, sind aber die Miethsverträge geworden. Wann gemiethet wird, so heißt es in der Regel, „die Unterschrift habe nichts auf sich, sie sei nur eine Formalität; man würde sich bemühen, alles Liebe und Gute einem so vortrefflichen Miether zu erzeugen;" aber nachher, wenn der Himmel erst mit einigen Wolken bezogen ist, erhält die Sache eine ganz andere Ansicht. Für den Unvermögenden ist es natürlich auch hier am schlimmsten. Die Procedur, ihn zu ermittiren, oder um das Ding mit einem deutschen Namen zu nennen, ihn herauszuwerfen, ist eine sehr kurze und in Berlin eine sehr gewöhnliche.

Man hat sich diese Sache in Berlin äußerst bequem gemacht und, zum Nutzen und Frommen der Hausbesitzenden Brutalität, gedruckte Formulare zu den Miethsverträgen erfunden, welche, wenn sie ausgefüllt und unterschrieben sind, den Miether, in bester Form Rechtens, der Gewalt des Vermiethers überliefern. Es sollen etwa sieben solcher Formulare existiren. Ein Formular ist immer noch schlimmer, als das andere und jedes verursacht jährlich tausende von Processen und hunderttausende von Thränen. Der gebräuchlichste aber von allen ist der folgende:

Neuer

vollständig ausgearbeiteter

Miethscontract

nach den gegenwärtigen Verhältnissen und Forderungen

revidirt von

Herrn Justiz-Commissarius Furbach.

Berlin, gedruckt und zu bekommen bei L. G. Krause,
Adlerstraße Nr. 6.

Der Advokat-Anwalt am Königl. Revisions- und Cassationshofe zu Berlin, Herr Leopold Volckmar, hat das

Verdienst, auf die Grausamkeit dieses Miethsvertrages zum ersten Mal aufmerksam gemacht zu haben*). Wir folgen deshalb seinen Angaben und Mittheilungen, um die Stellung eines Berlinischen Hausbesitzers zu einem Berlinischen Miether zu charakterisiren:

Der Miethscontract hat neun Akte, also noch zwei über unsere Concursordnung und nur zwei unter unseren Ehescheidungsgründen. Zu Anfang heißt es:

„Zwischen . . . . . . ist heut nachstehender Miethscontract wohlbedächtig verabredet und geschlossen worden.“

Wohlbedächtig!

Art. 1. führt in die Wohnung: Saal; Entrée und, was weiß ich, wird edelmüthig gewährt. Der hohe Miethszins kümmert den Juristen, wenigstens als solchen, nicht. Aber der zweite Art. ist gleich ein böser Geselle: „die Miethe ist am ersten jedes Quartals post- oder praenumerando zu zahlen. Ihre Nichtbezahlung am ersten hebt den Vertrag auf Verlangen des Vermiethers auf — in Ansehung der Zeit — und ist derselbe berechtigt, sofortige Räumung ohne Kündigung zu verlangen.“ Sonn- oder Feiertage, Neujahrs- oder Werkeltag, Noth oder Vergeßlichkeit, gleichviel: genug es ist der Erste: es ist die Miethe nicht gezahlt — der Miether muß räumen, im harten Winter, wie in der Hitze des Sommers. Daß dies hauptsächlich den Unvermögenden trifft, darüber geben die Acten der Civildeputation des Berliner Stadtgerichts die beste Auskunft. Es ist schon viel Speise in den Furchen der Armen und das Formular hat noch so manche Schüssel dazu bereitet. Dieser Paragraph erzeugt mehr Processe, als zwei gemeinrechtliche Juristen aushecken könnten. Hier nur zwei interessante:

Der Fuchs hat dem Schaaf eine Wohnung in einem neuen Hause vermiethet; der Miethszins ist mäßig, da

---

*) Monatsschrift für Recht und Gericht. Berlin, bei Springer, 1846. Erste und einzige Nummer.

Schaaf die Wohnung in wohnlichen Stand zu setzen übernommen hat; die Miethszeit ist auf drei Jahre festgestellt. Dies verdrießt den Fuchs sehr; er ist ein Rentier und denkt Tag und Nacht, wie er den Schaaf könne exmittiren lassen. Er reist daher mit Kind und Kegel am Neujahrstage über Land, Niemand ist da, dem Schaaf zahlen könnte; dafür ist er am Abend des zweiten Januars im Besitz der Exmissions-Klage.

Wolf, ein Geschäftsmann, hat dem Maus, welcher ein armer Mann ist, eine schlechte Wohnung theuer genug vermiethet. Maus kann am ersten Januar den pränumerando zu zahlenden Miethszins nicht entrichten, er erhält seinen Lohn erst am Sonnabend, dem dritten; darüber wird Wolf sehr wild und böse und ist kaum zu beruhigen. Endlich scheint er besänftigt; Maus zahlt am dritten und weiß daher erst am Montag, dem fünften Januar, daß er die Wohnung räumen soll.

Im dritten Art. bekennt der Miether, daß ihm Alles im besten Zustande übergeben worden, er will Alles eben so unterhalten und beim Ausziehen wiederum abliefern. Dieser §. wird regelmäßig unterschrieben. Mag auch die überlieferte Wohnung, mag auch der unter Wasser stehende Keller mehr einer Räuberhöhle ähnlich sehen, als einem Aufenthalte für Menschen; es wird gewiß bescheinigt, daß Alles im besten Zustande übergeben worden ist. Mag die Miethszeit noch so geräumig sein, es wird jedesmal versprochen, daß der Gebrauch und der Zahn der Zeit überall fressen könne und dürfe, nur nicht an dem Heiligthume einer gemietheten Wohnung. Veränderungen dürfen sodann ohne Einwilligung des Vermiethers nicht vorgenommen werden — bei Vermeidung der Exmission. Der Vermiether erlaubt in seiner Sonntagslaune, was er am Montag zurücknimmt. Der Miether behauptet: ein Mann — ein Wort; aber jener verlangt die Exmission, denn das Gesetz sagt §. 127. 128. Tit. 5. Thl. 1. allg. Land-Recht:

Auf vorgeschützte, mündliche Nebenabreden wird, ohne Unterschied des Gegenstandes, keine Rücksicht genommen *).

Der vierte Art. bestimmt: der Miether müsse Flur und Treppen wöchentlich reinigen

bei Vermeidung der sofortigen Ermission;

eben so das Appartement, er möge davon Gebrauch machen, oder nicht,

unter Strafe der sofortigen Ermission.

Er besorgt das Bestreuen des Bürgersteiges mit Asche und die Reinigung desselben

bei Vermeidung der sofortigen Ermission.

Er verpflichtet sich, wenn durch seine Leute oder Pferde und Hunde — alle drei stehen in einer Linie — Verunreinigungen entstanden, solche sogleich fortzuschaffen

bei Vermeidung der sofortigen Ermission.

Müll, Glas, Scherben und andere Unreinigkeiten dürfen nirgends anders als an den dazu angewiesenen Ort hingeworfen, auch muß jede Beschädigung des Mauerwerks durch Herabfließen von Wasser vermieden werden — bei Vermeidung der sofortigen Ermission. In der Küche darf weder Holz noch Kiehn klein gehauen werden, sondern an dem dazu angewiesenen Orte. Niemals darf in der Küche oder in den Zimmern die Wäsche vorgenommen werden, sondern nur in dem Waschhause; auch muß der Miether Anzeige machen, wenn Reparaturen am Dache vorhanden sind — unter Strafe der sofortigen Ermission.

Zur Vermeidung von Feuersgefahr darf Niemand ohne Laterne auf den Hof, den Boden, in den Stall oder Keller; unter keiner Bedingung aber, selbst mit Laternen, des Abends auf den Heu- oder Futterboden gehen —

---

*) Der dritte Art. endet schlau, wie er hart und menschenfeindlich angefangen: die vorhandenen, nicht, wie es heißen müßte, die übergebenen Ofenthüren u. s. w. gehören dem Vermiether.

Alles bei Vermeidung der sofortigen Ermission.

Auf dem Hofe darf man nicht Gefäße hinstellen; Hunde und sonstige Thiere dürfen nur mit Bewilligung des Vermiethers gehalten werden —

Alles bei Vermeidung der sofortigen Ermission.

Welche Folgen ein Wörtchen hat; und daß diese Formulare das Treibhaus sind für die üppigste Production von Chicanen, Processen u. s. w., davon ein paar Beweise, ebenfalls nach Volckmar.

Herr X. besitzt ein großes Haus; er will bauen, und muß daher auf alle Weise der vielen Miether sich entledigen. Er geht zu seinem Jugendfreund, einem Winkelconsulenten, und dingt auf dessen Rath einen Wächter oder Spion, welcher jede Überschreitung des Vertrags sofort anzeigen und feststellen muß. Zugleich deponirt er bei seinem Freunde, dem Winkelconsulenten, zweihundert Thaler; denn es würde seinem weichen Herzen zu wehe thun, müßte er täglich mit Zahlung von Gerichtskosten belästigt werden und, wie er sagt, läpperweise sein Geld weggeben. Der Wächter und Spion thut seine Schuldigkeit; es giebt ein Klagenetz, so künstlich und in einander eingreifend, wie kein Eisenbahnnetz.

Miether A. hält sich einen Kanarienvogel; es ist freilich nur eine Sie, aber doch Grund zur Ermission.

Miether B. hält sich gar einen Affen, den er auf den Namen des Vermiethers tauft; doppelte Ursache, den Mann mit der Canaille aus dem Hause zu schaffen.

Miether C. ist für seine Person ein ruhiger, friedseliger Mann; aber seine Frau wird von Zwillingen in der Nacht entbunden; das giebt für den Wirth unnützes Geräusch und Treppenlaufen und Thürenwerfen; also heraus mit der Wöchnerin. — Nichts geht über ein größeres Haus; nichts über den doppelten Miethsertrag!!

Miether D. ist gar ein Prediger; also ein Mann, der

gewiß keinen Anstoß giebt; aber sein Diener wagt es, auf dem Hofe sein Wasser abzuschlagen, während doch Müll, Glas und andere Unreinigkeiten nirgends anders, als an den dazu angewiesenen Ort hingeworfen werden dürfen. So stürzt der Diener den heiligen Mann mit sich in's Unglück.

Miether E. bekümmert sich weder um Staat noch Kirche, noch um die Welt oder die Menschen; er ist ein großer Blumist. Seit Jahren hegt er auf den Blumenbrettern die langsam aber sicher fortwachsenden oder stehen bleibenden Cactus, und in den Zimmern die Geranien u. s. w., die er sorglich begießt. Das Beibehalten der längst bestehenden Blumenbretter ist für den Wirth eine größere Sünde als die gegen den heiligen Geist, das Begießen kann leicht das Mauerwerk beschädigen, und somit das ganze Gebäude auflockern. E. muß also heraus mit den geliebten Blumen und Kannen.

Miether F., ein Offizier, erhält Fourage für drei Pferde und ist wirklicher Eigenthümer eines magern Rosses. Unglücklicherweise muß dieses Roß auch des Abends gesättigt werden. Der Stallknecht, die Laterne in der Hand, will auf den Boden; aber bereits auf dem Vorboden wird er von dem triumphirenden Wächter oder Spion eingeholt, überrascht und zurückgeführt. Ein Mann mit einer Laterne auf dem Vorboden zum Heuboden; wenn das kein Exmissions-Grund ist, so müßte ja die Justiz nicht eine, sondern zwei wächserne Nasen haben, sagt der Jugendfreund, der Winkelconsulent, zu Herrn X., dem Hauseigenthümer.

Die andern Miether sind sogenannte kleine oder sehr kleine Leute; die Tochter des Einen hat mit dem Hackmesser Kiehn in der Küche gehauen und die Tochter des Andern hat es gar gewagt, sich ihr einziges Sonntagskleid für die Feiertage in der Küche auszuwaschen. Der Wächter und Spion möchte gern einmal milde sein, aber er lebt von den Anzeigen und er thut seine Pflicht, wenn ihm auch das Herz darüber bricht.

Die Frau Arbeit auf dem Dachstübchen endlich ist eine kluge Frau und hat Muth für ihren eigenen Mann und zehn andere Männer. Bei der Bezahlung der Miethe geräth sie mit dem Wirth in dessen Stube in heftigen Streit; zwei laut schallende Ohrfeigen bilden des Kampfes Ende. Jedes unnütze Geräusch, jeder Zank mit den Nachbarn muß vermieden werden — bei Vermeidung der sofortigen Exmission. — Sollte nicht die Person des Wirths, des Herrn und Gebieters aller dieser Herrlichkeit und so vieler Miether geheiligt sein?

Diese Processe sind nicht aus den Fingern gesogen oder erdacht; sie haben geschwebt, sie schweben und werden schweben, so lange solche Formulare bestehen. Volckmar hat nicht einmal das Äußerste und Unglaublichste mitgetheilt; denn das grenzt zu sehr an das Wunderbare.

Der fünfte Art. idealisirt die Unbilligkeit.

> Der Miether verpflichtet sich hier nämlich: jeden Bau am Hause zu gestatten und die gekündigte Wohnung einem Jeden zu allen Stunden des Tages ohne Weigerung vorzuzeigen — Alles bei Vermeidung der sofortigen Exmission.

Auch dazu ein Beispiel:

Der Schneider Emsig hatte, von wem ist nicht gleich, muß aber auf sich beruhen, eine anständige Wohnung unter den Linden gemiethet: um sie zu Chambres garnies zu benutzen. Der Vermiether baut. Die dadurch entstehende Unreinlichkeit und Unruhe, das Abnehmen der Treppe macht das Vermiethen von meublirten Stuben geradezu unmöglich. Trotz dessen muß Emsig die hohe Miethe zahlen und an eine Entschädigungsforderung war nicht zu denken.

Während der sechste Art. den Miether für alle möglichen Stempeldefraudationen verantwortlich macht, handelt der siebente von der Kündigung. Der Haus-Eigenthümer ruht in diesen beiden Artikeln auf seinen mit Thränen umrankten Thaten, um im achten Art. sich zur höchsten Höhe der Unbil-

ligkeit und Härte, der Fühllosigkeit und Lächerlichkeit aufzuschwingen:

> Werden die sämmtlichen vorstehenden Punkte — heißt es hier, — auch die, welche sich im Anhange befinden, von Seiten des Miethers, seiner Angehörigen und Dienstboten, für welche er verantwortlich ist, nicht auf's Pünktlichste befolgt, ist Vermiether befugt, ohne an diesen Contrakt gebunden zu sein, die sofortige Räumung der Wohnung zu fordern.

Im neunten Akte singt die letzte Muse:

> Beide Contrahenten begeben sich aller, diesem Contrakte zuwiderlaufenden Einwendungen, sie haben Namen, wie sie wollen, und haben zur Festhaltung und Sicherstellung denselben doppelt gleichlautend ausgefertigt, ihn wohlbedächtig durchgelesen und eigenhändig unterschrieben. Wohlbedächtig, — eigenhändig! —

Der Vorhang rollt nieder. Mancher von den Mitspielenden ist von der Bühne todt herausgetragen worden.

Wir haben hier einen schönen Beitrag zur Kenntniß und Würdigung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse. Die abscheulichste, die offenbarste Brutalität des Egoismus steckt sich hinter die Form des Rechtes und zwingt der durch die Noth getriebenen und unvorsichtig gemachten Armuth die Anerkennung der niederträchtigsten Willkür auf. Kann ein solcher Zustand von Dauer sein und darf er es? Sind diese Formulare etwa im Widerspruche mit dem sonstigen Charakter des Bürgerthumes und seinen Handlungen? Sie sind etwa seltene Ausnahmen? Das wird wohl niemand behaupten mögen, der die Berliner Welt kennen lernen konnte.

Es ist das direkte Bestreben der Berliner Hauseigenthümer geworden, den Miethspreis so hoch zu steigern und sich eine solche ausgebreitete Gewalt über den Miether zu verschaffen, daß es dem, der sich seine Existenz durch seine

Arbeit schaffen soll, immer mehr unmöglich werden muß, eine anständige Stellung für sich und seine Familie zu erhalten. Die Arbeit wird immer tiefer herabgedrückt durch die Tyrannei der Capitale und durch den Leichtsinn eines alle Verhältnisse durchgreifenden Schwindels. Wenn die Hauseigenthümer auch keine geschlossene Verbindung gemacht haben, so werden sie doch verbunden instinktmäßig durch ihren Egoismus, der sie alle beseelt und zum großen Theile auch durch ihre Brutalität. Sie betrachten sich als die Herren, als den eigentlichen Stamm Berlins und sie halten sich, wie ein Tyrann sich nur für berechtigt halten kann, sein Volk auszubeuten, für berechtigt, die productiven Kräfte so auszusaugen, daß diesen jeder lebendige Aufschwung unmöglich gemacht werden muß. Das Verkaufen der Häuser, das neue Bauen derselben, das Drücken der Miether und das fortwährende Steigern der Miethspreise bei jeder Gelegenheit, scheint der Lebensberuf dieser Leute, welche der arbeitenden Classe gegenüber eine so feindselige Macht bilden, geworden zu sein. Sie begründen ihren Übermuth nicht blos auf die Realität des Capitals, sondern auch auf den erlogenen Schein desselben und sie würden Schillers Wort: „Was Hände bauen, können Hände stürzen" gerne verlachen, wenn sie die Zukunft ganz und gar verleugnen könnten.

Nach genauen statistischen Angaben hat Berlin jetzt 8292 Häuser mit 70,573 Wohnungen, davon sind 60,297 bewohnt, 2276 stehen leer. Die Miethsverhältnisse ordnen sich folgendermaaßen:

unter	30	Thlr.	Miethspreis	von	12,890	Wohnungen,
„	50	„	„	„	22,687	„
„	100	„	„	„	17,687	„
„	200	„	„	„	10,127	„
„	300	„	„	„	3,530	„
„	400	„	„	„	1,550	„
„	500	„	„	„	866	„
„	600	„	„	„	1,031	„
mehr als	600, 1000	u. s. w.		„	265	„

Der Miethsertrag sämmtlicher Wohnungen im Jahre ist 7,101,031 Thlr. und der Durchschnittspreis einer Wohnung in Berlin kann auf 100 Thlr. festgestellt werden. Unter den 8292 Häusern Berlins befinden sich 138 Freihäuser, 21 Kirchen, 109 Schuppen, Scheunen rc. und 528 Grundstücke, welche königliches, fiskalisches, städtisches, oder kirchliches Eigenthum sind oder einer Gesellschaft gehören, welcher die Rechte einer moralischen Person zustehen. Das ungeheure Wachsthum Berlins läßt sich nicht besser nachweisen, als dadurch, daß in den letzten 20 Jahren die Häuserzahl Berlin's um ein Drittheil gestiegen ist, denn 1824 hatte Berlin 6000 Häuser und jetzt mehr als 8000. Die Zahl der Wohnungen hat sich in Berlin in den letzten 40 Jahren um das Dreifache vermehrt und noch ungeheurer ist der Gesammtmiethswerth sämmtlicher Wohnungen gestiegen. Im Jahre 1808 war der Durchschnittspreis einer Wohnung in Berlin 50 Thlr., jetzt gerade noch einmal so viel, 100 Thlr. Und betrachten wir nun die Wohnungen unter sich, so geht aus ihrem Zahlenverhältnisse hervor, daß die Wohnungen, die jährlich 50 Thlr. und weniger kosten, mehr als die Hälfte sämmtlicher Wohnungen in Berlin, nämlich 35,577 bilden.

Hier haben wir denn nun den deutlichsten Beweis, erstens: daß die Miethspreise in Berlin immer mehr steigen, und zweitens: daß die Armuth sich immer furchtbarer verbreitet. Für mehr als die Hälfte sämmtlicher Wohnungen Berlins wird nur noch die Hälfte des Durchschnittspreises aufgebracht. Die Pyramide dieser Hauptstadt, welche nach oben prächtig glänzt und stark gefugt erscheint, zerbröckelt nach unten immer mehr und wird in ihren Grundvesten immer schwankender. Berlin ist zu groß geworden, als daß der Hof, die Büreaukratie es noch vollkommen beherrschen könnten. Es behnt sich unhaltsam aus, das Elend frißt immer tiefer in seinen Organismus hinein, es gehört immer mehr zu den „großen Städten“ Europa's, welche berufen zu sein scheinen, alle Krebsschäden unseres gesellschaftlichen Zu-

standes an sich aufzuweisen. Zuerst imponirt die „große Stadt", aber die furchtbaren Opfer, welche sie kostet, die Gier, mit welcher sie den Reichthum des Lebens verschlingt, das entdeckt man erst später, und nicht mit einem Male. Damit Wenige glänzen und in Pracht und Ueberfluß leben und wohnen, ist die Mehrzahl entweder dem maßlosen Elende oder doch der traurigsten Entbehrung, der furchtbarsten Beschränkung, der unsichersten Lebensexistenz preisgegeben! Die hartherzige Isolirung des Einzelnen auf seine Privatinteressen, der sociale Krieg, der Krieg Aller gegen Alle bricht hier immer stärker hervor und äußert sich in den brutalsten Widerwärtigkeiten. Jedes Haus ist im Belagerungszustand, der Hauseigenthümer kämpft gegen den Vermiether, der Vermiether wieder gegen den Bewohner einer meublirten Stube und den Inlieger einer elenden Schlafstelle. Die gegenseitige Plünderung ist hier ganz unverholen ausgesprochen und zum Princip erhoben, die Consequenzen unseres gesellschaftlichen Lebens treten hier ganz unverholen auf, und man kann sich, wenn man alles überlegt, nur noch darüber wundern, daß diese schreckliche Wirthschaft noch immer zusammenhält und daß das bischen Glanz auf ihrer Höhe und Oberfläche sich noch allzuoft einbildet, sie beherrschen und regeln zu können!

2.

Conditoreien.

[Berliner Bewußtsein. — Berliner Blasirtheit. — Das Verbot des Rauchens und seine Folgen. — Berliner Natur. — Bedeutung der Conditoreien, als Mittelpunkt des „Mittelpunktes deutscher Intelligenz". — Der Mob der Conditoreien. — Ihre Geheimnisse und ihre Demoralisation. — Die Conditoreien des Bürgerthums. — Ihr Publikum und ihr Liberalismus. — Die schwankende Stellung ihrer Besitzer. — Die Conditorei von d'Heureuse. — Die Courtin'sche Conditorei. — Der Berliner Kaufmann und seine Charakteristik. — Die ehemalige Koblank'sche Conditorei. — Ihr Kampf mit den Schweizer Conditoreien und ihr Untergang. — Sie, als Morgue der Berliner Lokalliteratur. — Etwas zur Charakteristik derselben. — Das Publikum bei Koblank. — Der Typus eines Berliner Correspondenten. — Der deutsche Nationalverein des Triumvirats Wöniger, Firmenich und Holzendorf. — Das Schweizerregiment der Berliner Conditoreien. — Die Josty'sche Conditorei. — Ihr militärisches Publikum. — Die Herren von 1813. — Ihr Gegensatz zum heutigen Militärgeiste und zum Geiste der Gegenwart im Allgemeinen. — Die Spargnapani'sche Conditorei. — Die alte Büreaukratie als ihr Hauptpublikum. — Charakteristik dieser Büreaukratie. — Die romantisirende Büreaukratie. — Die nüchtern-protestantische Büreaukratie. — Ihr Haß und Fanatismus gegen die „schlechte Presse". — Die letzte Stunde der Büreaukratie, auch die letzte Stunde der Spargnapani'schen Conditorei. — Dir Stehely'sche Conditorei. — Ihre literär-historische Bedeutung. — Die „rothe Stube". — Ihre literarischen Elemente. — Eduard Meyen, Ludwig Buhl, Stirner der Einzige, Klein, Theodor Mügge, Rutenberg, Carl Beck. — Die Fuchs'sche Conditorei. — Ihre Weihnachtsausstellung. — Die Cranzler'sche Conditorei. — Sie, als Walhalla der Gardelieutenants. — Charakter unserer Gardelieutenants. — Das Dandythum. — Die Industrieritter in den Conditoreien. — Die Conditoreien, nur ein Surrogat eines freieren, öffentlichen Lebens.]

Paris hat seine Café's, Berlin hat seine Conditoreien. Wo soll man Berlin kennen lernen? Kalt und frostig treiben sich alle Tage 350,000 Menschen durcheinander, jeder geht seinen Weg, jeder fährt seine Straßen, es giebt kein gemeinsames, bindendes Interesse, denn das Gemeinsame für alle, der Staat, ist von der Büreaukratie absorbirt und in Beschlag genommen worden. Zwar trägt niemand, wie der Engländer, das J. als eisernen Ladstock im Rücken, denn die Meisten verstehen es vortrefflich, sich zu bücken und zu beugen, aber feierlicher Ernst, diplomatisches Ansehen, Dünkel, theoretisches Selbstbewußtsein, Autonomie des Menschengeistes wird von jedem zur Schau getragen. Wenn man so an einem schönen Nachmittage die prächtigen Linden auf- und abwandelt und das geputzte Berliner Menschenvolk an einem vorüberrauscht und zieht, es will einem das Herz frieren! Diese Grandezza, dieses Pathos wird langweilig und unerträglich. Auf keinem Gesichte, das uns entgegenkömmt, blüht die volle Rose der Jugend und der Unbefangenheit, die absolute Critik macht sich überall geltend und allenthalben steht der blasirte Spruch des Horaz: nil admirari geschrieben. Ach, und dazu darf man nicht rauchen! Nicht rauchen dürfen, indem man flaniren geht, nicht rauchen dürfen — grausames Schicksal! O Jungfernstieg in Hamburg, wie viele tausend Mal schöner bist du, als diese aristokratischen Linden! Aus deinen Pavillons strömt der Duft des köst-

lichen Havannahblattes hervor, tausende und aber tausende glühende Johanniswürmchen treiben sich an den Sommerabenden auf dir durcheinander, du trägst einen republikanischen Charakter, denn alles Rauchen ist republikanischer Natur. Aber in dem zimperlichen Berlin darf man nicht republikanisch sein. Es könnte der schlechte Kneller eine aristokratische Nase, welche sich indeß an den Duft der Rinnsteine merkwürdig gewöhnt hat, beleidigen, und die „echten Streiter Gottes", die Gensdarmen, stehen überall auf der Wache, um eine solche unerlaubte Vermischung der verschiedenen Stände zu verhüten.

Ich glaube fast, der Berliner ist eben dadurch so kritisch und verstandeshaarspitz geworden, weil er nicht rauchen darf. Ein Deutscher, der sich „gemüthlich" in ossianische Nebel einhüllt, so ein echter Deutscher, der des Abends unter dem blühenden Lindenbaume seine Pfeife rauchen kann, ist gewiß ein guter, ruhiger Bürger. Er macht keine Revolutionen, sein Gehirn wird eingenebelt durch das narkotische Kraut, und er liebt es, in einem gedankenlosen Denken bis an seinen Tod hinzudämmern. Das Rauchen ist, wie Börne sagt, ein durch und durch romantisches Vergnügen. Da man nun aber in den hohen Kreisen Berlin's die Romantik jetzt so sehr begünstigt, so sollte man auch consequent sein und das Rauchen erlauben. In der That, wir begreifen nicht, wie gewisse Journale der preußischen Regierung den Vorwurf reactionärer Tendenzen machen können. Wäre sie wirklich reactionär, sie würde auf der Stelle das so oft ersehnte Rauchen gestatten und sich dadurch einer heillosen Kritik entziehen, welche alle ihre Wege und Spuren verfolgt. Wo die Tabakswolken wogen, hört die Sicherheit des Blickes, hört die Kritik auf. Indem der Berliner nicht rauchen darf, ist er ein so großer Kritiker, und die Regierung, indem sie durchaus nicht gesonnen ist, dieses, einer gemüthlichen, deutschen Natur so unbequeme Verbot aufzuheben, giebt dadurch den eclatantesten Beweis, wie sehr es ihr darum zu thun ist,

die Aufklärung zu befördern und die Kritik, welche sich zur Bruno Bauer'schen „Kritik der Kritik" steigern kann, zu begünstigen.

Dürfte der Berliner öffentlich rauchen, er würde gewiß binnen kurzer Frist ein „gemüthlicher Mensch" sein. Durch das strenge Verbot aber wird er in seiner Kritik, die bis zur Nergelei und Blasirtheit ausarten kann, gesteigert. Das Spazierengehen unter den Linden bekommt schon dadurch einen exemplarisch-langweiligen Charakter, daß Niemand raucht und daß jeder, der es wagt, den Gesetzen des Staates Hohn zu sprechen, der eine Cigarre im Munde trägt, nicht wie ein unbefangener Mensch einher geht, sondern, gerade so wie ein aus dem Zuchthause Entsprungener, nach allen Seiten hin, seine ängstlichen Blicke wirft, ob er vielleicht irgendwo einen Gensdarmen erspähe? Wenn man außer dieser großen Bevormundung, welche die Regierung aber jedenfalls nur, wie oben bemerkt, aus Aufklärungsrücksichten fortbestehen läßt, nun noch erwägt, daß die Berliner Natur wenig geeignet ist, Reize zu zeigen und zu fesseln, daß eine etwas sehr starke Phantasie dazu gehört, um am Schaafsgraben und an der Spree sitzen zu können und poetische Kränze in die vorüberrollenden Fluthen zu werfen, so wird jeder Vernünftige einsehen, daß der Berliner eines Ortes bedarf, wo er seine müßigen Stunden zubringen kann. Natürlich giebt es auch in Berlin eine hinlängliche Anzahl chinesisch geschlossener Gesellschaften, natürlich ist auch in Berlin die Poesie der Bierkneipen vollkommen bekannt, obgleich man von der Poesie der Weinstuben, wie man sie in Hamburg und Lübeck findet, keinen Begriff zu haben scheint; aber da der Berliner behauptet, der gebildetste Mensch zu sein, da er seine Stadt gern den „Mittelpunkt deutscher Intelligenz, Wissenschaft und Kunst" nennen hört, so bedarf er auch der Lokale, wo er diese Bildung auf eine leichte, bequeme Weise erwerben und mit den Bewegungen der Zeit fortgehen kann. Diese Lokale sind die Berliner Conditoreien. Natürlich darfst du auch in ihnen nicht rauchen.

Man wird schon eingesehen haben, von welcher ungeheuren Bedeutung sie sind und wie sie, wenn Berlin wirklich der Mittelpunkt deutscher Intelligenz ist, nothwendig der Mittelpunkt des Mittelpunktes deutscher Intelligenz sein müssen. Der Berliner hat die Kunst gelernt und erfunden, bei einer Tasse Kaffee oder Chokolade den Extrakt aller Bildung einzusammeln, und seine Conditoreien sind ihm ebensowohl Ober- und Unterhaus, erste und zweite Kammer, als daß sie ihn auch auf bequeme Art des langweiligen Gymnasial- und Universitätsganges überheben, dem die übrigen Deutschen sich fügen müssen, um auf den Namen eines gebildeten Menschen Anspruch machen zu dürfen.

Diese Conditoreien, diese Centralpunkte der Berlinischen Bildung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, diese Stätten, wo die Berliner Genies ruhen und rasten und die Wissenschaft und Kunst häufig im hochgeschürzten Gewande einer leichtfertigen Dame erscheinen, diesen heiligen Boden wollen wir betreten und die Leser zu einem Spaziergange durch dieselben einladen, wobei es an Bonbons und Confekt, wie wir wir versichern können, keineswegs fehlen soll.

Der Verfasser sinnt so eben darüber nach, ob er von oben, bei den Torys der Conditoreien, oder von unten, bei dem Mob derselben, anfangen solle. Da ihm aber, wenn auch die Männer des historischen Rechtes nicht ganz derselben Ansicht sein mögen, ein Bau von unten herauf weit natürlicher und vernunftgemäßer zu sein scheint, als ein Bau von oben herunter, so wird er von unten anfangen und Leserin und Leser zu erst an Orte führen, die man in Berlin noch immer Conditoreien zu nennen pflegt. Leute, die Kranzler, Stehely oder Spargnapani besuchen, werden von einem heimlichen Schauer ergriffen, wenn die Launen des Zufalls sie einmal an einen solchen Ort führen. Nicht selten, wie z. B. in der Lindenstraße, ist es der Fall, daß man einige Stufen zu diesen Lokalen herabsteigen muß und daß sie sich in einer Art von Keller befinden. Da der Verkauf ihrer Conditoreiwaaren nicht genügt,

so pflegen sie auch wohl Bier zu verschenken und da ihr Schild „Conditorei“ nur allzuhäufig ein Vorwand für andere Zwecke und Erwerbsmittel ist, so pflegen ihre ärmlichen Besitzer nicht allzustrenge Ladendemoisellen zu halten, deren Aufgabe es ist, junge Menschen anzuziehen und mit ihnen, wenn das Geld fließt, Orgien der niedrigsten Art zu arrangiren.

Für solche Fälle pflegt ein besonderes Zimmer neben dem Laden eingerichtet zu sein, und ein junger Mann, der einmal hineingefallen, pflegt in diesen Conditoreien eben auszukaufen, um das Gekaufte an die Ladendemoiselle sogleich zu verschenken. Indeß glaube man nicht, daß das Treiben, dem diese Berliner Conditoreien der untersten Sorte sich preisgegeben, frech vor allen Augen getrieben wird, und daß jeder es sogleich bemerken kann, der nur einen Schritt in solche Lokale thut. Gerade im Gegentheil, man muß erst eingeweiht sein, ehe man oft nur vermuthet. Man bekommt als Fremder keine Ahnung von ihrem eigentlichen Wesen, und man kann sich stundenlang mit der Ladenmamsell unterhalten, ohne daß man darauf käme, einen Verdacht zu schöpfen. Der äußerliche Anstand wird vollkommen beobachtet, nur vor dem, der alles erkannt hat, wird auch weiter kein Geheimniß gemacht und keine weitere Rücksicht genommen. Ihm wird ein freier Blick auf eine der faulsten Seiten unserer Gesellschaft in großen Städten, auf die Entwürdigung und Entsittlichung des Weibes, gestattet. Die Frauenzimmer in diesen Lokalen, wie in den meisten Bierstuben, stehen mit jenen unglücklichen Geschöpfen auf derselben Stufe, deren privilegirte Existenz vom ersten Januar 1846 an, durch den Staat aufgehoben worden ist. Sie sind eigentlich noch trauriger gestellt, als diese. Untersucht man die Ursachen ihrer Entartung, so ist diese fast immer auf dem Boden der Armuth geboren. Sie wuchsen auf in einer entsittlichten Sphäre, sie hungerten. Ihre Jugend blühte trotz aller Entbehrungen auf, sie arbeiteten, sie nähten, verdingten sich in Fabriken, aber sie hatten nichts von ihrer Arbeit, sie konnten nicht

einmal ihren Hunger stillen, noch weniger war es ihnen vergönnt, ihre Jugend, ihre Schönheit durch den Anzug zu heben. So verfielen sie fast alle der Prostitution, welche sie anfangs mit reichen seidenen Kleidern und Glacéehandschuhen beschenkte, welche sie beim Champagnerglase und in den wüsten Orgien wilder Nächte den Grund des Lebens ganz vergessen ließ, bis sie im verblühenden Zustande immer tiefer stürzen und sich in solchen Lokalen, wie wir sie beschrieben haben, eine jammervolle Existenz suchen müssen. Diese Conditoreien repräsentiren allerdings nicht die Berlinische Bildung, aber sie repräsentiren um so besser die Demoralisation und die Entartung, welche sich in dieser großen Stadt auf tausendfache Weise zu nähren weiß. In ihnen, weil es in ihnen auf nichts weniger ankommt als auf Lektüre, wird man deshalb auch keine Journale finden. Sie halten jene Leselust und jene Lesemanie gänzlich von sich ab, welche in den höheren Conditoreien Berlins überall zur Erscheinung gebracht wird. In ihre Höhlen darf das Licht der Sonne nicht fallen; junge unerfahrene Männer, alte Wollüstlinge in ruinirten Geldverhältnissen, brutale Gestalten und Industrieritter jeder Art, pflegen diese Lokale zu besuchen.

Die nächste Stufe der Conditoreien hat sich bereits von jenem Schlamme und Schmutze emancipirt, welcher die unterste Sphäre bezeichnet. Ein anständig-bürgerliches Element macht sich in ihnen geltend. Ihr Laden ist hübsch und freundlich eingerichtet und nebenan stößt ein Zimmer, wo Zeitungen ausliegen. Dieses sind die Conditoreien des Berliner Bürgerthumes, aber immer schon eines Bürgerthumes, welches viele Stufen unter sich hat. Das ordinaire indifferente, versumpfte und versauerte Berliner Bürgerthum geht nicht über die Leerheit und Oede der Weißbierkneipen und des „Beobachters an der Spree“, sowie der Vossischen Zeitung und des Intelligenzblattes hinaus, es besucht keine Conditoreien. Es hat eine Idiosynkrasie vor denselben, es wittert in ihnen ein ihm verderbliches Element. Männer,

die einem ihre Zeit streng in Anspruch nehmenden Geschäfte nachgehen müssen, junge Leute, die durch den Beruf, dem sie sich widmen, in die Nähe einer solchen Conditorei gebannt sind, pflegen diese Orte zu besuchen, um sich von den Ereignissen der Gegenwart zu unterrichten und an ihren Bewegungen, wenigstens dilettantisch, Theil zu nehmen. Die Gesellschaft, welche sich hier versammelt, wenn sie auch nicht „auf der Höhe der Zeitbildung" steht, ist jedenfalls sehr achtungswerth zu nennen, sie hat in ihrer Mitte die liberalen Bürgerelemente Berlins, welche mit dem alten indifferenten Weißbierkneipenden Berlinerthum in immer schärfere Conflicte kommen und es hoffentlich immer weiter zurückdrängen werden. Die Äußerungen, die Ansichten über politische und sociale Fragen, wie der Tag sie bietet und wie sie hier vorkommen, tragen meistentheils einen liberalen Charakter, deshalb werden in ihnen auch die liberalen Journale, die „Kölnische Zeitung", die „Aachner Zeitung" u. s. w. am eifrigsten gelesen. Die „preußische Staatszeitung" liest man hier weit mehr aus Gewohnheit und wegen der amtlichen Anzeigen als wegen ihres übrigen Inhaltes und ihrer Tendenzen; die „Augsburger Allgemeine" pflegt diesen Kreisen für die auswärtige Politik sehr viel zu gelten. Diese Kreise bei ihrer Theilnahme, bei ihrem Interesse für Alles, namentlich für alles Praktische, geben den eklatanten Beweis, zu welcher Macht ein entschieden liberales Organ in Berlin gelangen müßte, wenn die Censurverhältnisse ein solches gestatten würden. Diese echt-bürgerlichen Kreise sind es namentlich, welche die Vossische Zeitung, als sie die Farbe des Liberalismus zeigte, bis auf 15,000 Abonnenten brachten, während sie die Spenersche Zeitung, die Ministerialblatt sein wollte, überall entschieden zurückwiesen, bis sie sich jetzt zu mehr liberalen Grundsätzen bekannt hat und die Popularität der conservativ gewordenen Vossischen Zeitung rückgängig zu machen sucht. Die Inhaber solcher Conditoreien gehören meistens, wie eben auch der Kreis, der sich in ihren Lokalen versammelt, dem aufstrebenden Bürgerthume

an, sie sind, wie dieses, meistens ohne besondere Capitalien im Rückhalte, einer maaßlosen Concurrenz ausgesetzt und haben den schweren Kampf mit der Masse der Capitalien zu kämpfen. Wenn auch viele von ihnen fallen und entweder sich in die infima plebs unserer Conditoreien begeben, oder andere Lebensberufe ergreifen, so erhält sich doch eine große Menge von ihnen und liefert eben dadurch den deutlichsten Beweis, wie der Conditoreibesuch zu den ersten Bedürfnissen und Nothwendigkeiten eines Berliner Lebens gehört, und wie es die Berliner Conditoreien sein müssen, in denen sich, beim heiligen Rauschen der Zeitungsblätter, die „ersten Flügelschläge einer neuen Zeit entfalten".

Im Kreise dieser Bourgeoisie-Conditoreien, die je nach ihrer Lage ein besonderes Publikum versammeln, heben sich verschiedene schon wieder besonders hervor. Sie sind aus dem Schwanken der Concurrenz einigermaaßen siegreich hervorgegangen und suchen dann gern, so weit es gehen will, die vornehmen Conditoreien zu spielen. Wir wollen zweier solcher Lokale besonders gedenken. Das eine ist die Conditorei von d' Heureuse in der Breitenstraße, das andere ist die Courtin'sche Conditorei neben der Post. Die Conditorei von d' Heureuse ist in ganz Berlin durch ihre gute und billige Chocolade bekannt geworden, und die Mehrzahl ihrer Gäste pflegt aus Chocoladentrinkern, die, um ihrem Gelüste zu fröhnen, aus allen Stadtwinkeln der großen Stadt hier zusammenkommen, zu bestehen. Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Conditorei ist die weibliche Bedienung, die man sonst in den vornehmen Conditoreien, wenn wir die High-Tory's ausnehmen, welche das Wohlgefallen unserer Gardelieutenants erregen wollen, durchaus nicht gewohnt ist. Die Zeitungslectüre dieser Conditorei ist schon weit ausgebreiteter und umsichtiger, vielseitiger gewählt, als man sie sonst in den Conditoreien dieser Classe zu finden pflegt, und unter den Gästen, für die sich eben kein besonderer Typus angeben läßt, pflegt sich schon ganz und gar die Berliner

Grandezza geltend zu machen. Die andere Conditorei, die des Herrn Courtin dagegen, ist der Sammelplatz einer ganz besonders gezeichneten Menschenklasse. Sie liegt neben der Post, in der echten City, in dem bewegtesten und dem gedrängtesten Theile Berlins, wo diese Haupt- und Residenzstadt die Majestät, die Büreaukratie, die Gardelieutenants, die Professoren, die Universität und die Akademie gänzlich vergessen hat und niemandem anders huldigt, als dem Gotte des Handels. Es ist der Berliner Kaufmann, welcher die Courtinsche Conditorei vornehmlich besucht, es ist das auserwählte Volk Gottes, welches hier seinen Caffee trinkt und seinen Kuchen verzehrt, während es sich vom neuesten Stande der Eisenbahnactien genau unterrichtet. Der Berliner Kaufmann hat im Ganzen keinen besonderen Ruf, am allerwenigsten an der soliden Hamburgischen Börse, wo man die schwindelnden Eisenbahnactienspekulationen entschieden verachtet. Und das Vorurtheil, welches häufig gegen den Berliner Kaufmann rege wird, ist im Ganzen nicht so unbegründet. Bei aller büreaukratischen Bevormundung in politischer Hinsicht, bekümmert sich der preußische Staat nur sehr wenig um die privaten Verhältnisse seiner Bürger. Die Gewerbefreiheit brach alle Corporationsüberbleibsel und alle abgeschlossenen Privilegien nieder und machte ein Princip der freien Concurrenz geltend, welches allmählig zu seinen grausamsten Consequenzen auf die höchste, entschiedenste Spitze getrieben wird. Dieses Princip der freien Concurrenz, welches den gewerbtreibenden Classen allmählig jeden Zusammenhalt raubte, jeden dem Ganzen gegenüber setzte, jeden auf seine kleine besondere Kraft anwies, hat auch die Berliner Kaufmannssphäre durchdrungen. Sie ist durchaus nicht von jenen soliden Bedingungen und Berechtigungen umzirkelt, welche den Hamburgischen Kaufmannsstand zusammen fassen, sie ist durchaus bedingunglos und allen Winden ausgesetzt, weshalb sie denn auch zuweilen einen sehr windigen Charakter annimmt.

Man wird Kaufmann, indem man kauft und handelt

Ob man Geld hat, darnach frägt Niemand, es sei denn der Verkäufer. Aber dieser, der häufig in derselben Schwebe ist, worin sein Käufer sich befindet, ist um so leichter zum Credite geneigt, je mehr er ebenfalls auf ein ungemessenes Creditnehmen angewiesen ist. Das geht denn wohl eine Weile so fort. Einigen glückt es, sie erwerben sich durch einschlagende Spekulationen Capitalien, mit denen sie sich der Macht der großen Capitalien allmählig entgegen setzen, um sich ihnen anschließen zu können, viele aber fallen und stürzen bei einem so luftig eingerichteten und fundamentlosen Handelssysteme, um nach dem Falle bald wieder aufzustehen und sich in neuen Conjekturen zu versuchen. Die Eisenbahnspekulationen, denen der Staat endlich hemmend und zügelnd entgegentreten mußte, haben ein deutliches Bild von dem unsicheren Boden des Berliner Handelslebens geliefert. Alles, Hausknecht und Stiefelputzer, Bierwirth und Schacherjude, Alles besuchte die Börse, raufte sich unter einander und gebot über illusorische Capitalien, bis dem großen Scandale ein Ende gemacht wurde von der Regierung.

Die Nachwirkungen aber gehen fort und der Scandal sucht in anderer Art und auf andere Manier neue Ausbreitung und Kraft zu gewinnen. Je weniger Unterlage da ist, um so mächtiger wird der Speculationsgeist. Wo nichts zu verlieren, ist noch viel zu gewinnen. Auf dieser lockeren Basis beruht manches moderne Handelsgeschäft. Hier bei Courtin nun, wo ich angelangt bin mit meinem gefälligen Leser, pflegt sich das handelnde und speculirende Geschlecht nach dem Schlusse der nicht sehr fernen Börse zu versammeln. Die Journale werden gelesen, aber in diesem Kreise ist nur von Interesse, was sich auf den Handel bezieht und was auf ihn von Einfluß sein, was eine neue Speculation veranlassen könnte. Die Leute sehen alle sehr anständig aus, aber sie zeigen doch auch schon in ihrem Äußern, daß sie nicht jene Schwere haben, welche den Hamburger Kaufmann charakterisirt. Sie haben nicht, aber sie wollen haben, und alle Mittel

sind gut, um zu bekommen. Welch ein exklusiver Mensch wird doch der Kaufmann! In den Gesichtern dieser Juden, welche nebenan sitzen, zeigt sich der raffinirteste Geldburst; das blanke, runde, rollende Geld zu erjagen und an sich zu fesseln, wird der ganze Zweck ihres Daseins. Der kälteste Egoismus ist ihr Gott, der Kampf des Einzelnen gegen Alle ist ihre Loosung, sie kümmert es nicht, wenn der Philosoph seine völkerbeglückenden Theorien spinnt, sie verlachen den Dichter, welcher sich anwehen läßt von den heiligen Schauern eines großen, tiefsinnigen Menschheitsbewußtseins, sie gehen kalt vorbei an der hungernden, frierenden Armuth, sie sehen gleichgültig zu, wie Humanisten die Aufhebung des Pauperismus predigen, ihnen ist der Staat eine Chimäre, sie kennen nur die Zollämter, die Steuern, die Polizei und die Gerichte. Sie haben sich aller Formen bemächtigt, innerhalb deren der Egoismus sich ungestraft bis an eine Grenze ausbreiten kann, wo er den Namen Betrug verdient, und Alles, um des blanken Geldes willen. Denn durch das Geld, dies ist die goldene Phantasie ihrer Träume, ihrer schönsten Stunden, können sie die Welt beherrschen und knechten. Die Courtin'sche Conditorei wird für jeden, der die kaufmännische Seite Berlins kennen lernen will, Material zu interessanten Beobachtungen bieten. Häufig finden sich auch in ihr Reisende ein, welche daselbst den Abgang der Post erwarten und uns die große Völkerwanderung, in der sich die Welt fortwährend befindet, leicht vergegenwärtigen können.

Wir haben jetzt einen Blick in die mittlere Sphäre der Berliner Conditoreien gethan und könnten sogleich in die fashionable derselben übertreten, wenn sich nicht zwischen dieser und jener eine besondere Zwischen-Conditorei gebildet hätte. Wir meinen nämlich die Koblank'sche Conditorei unter den Linden. Diese Conditorei war in großartigem Style angelegt, ihr Lokal war ausgedehnt und elegant, ihre Lectüre war reich, wenn auch ohne Auswahl und verständige Ordnung, sie hat deshalb gegen Spargnapani, Stehely u. s. w. niemals

aufkommen können und ist natürlich wieder zu Grunde gegangen. — Die fashionablen Conditoreien Berlins sind fast alle im Besitze von französischen Schweizern und es herrscht zwischen denselben ein so starker Geist der Gegenseitigkeit, der Association, der Einheit daß es den Deutschen fast immer unmöglich wird mit dieser schweizerischen Conditoreiaristokratie in eine glückliche Conkurrenz zu treten. Sie ziehen ihre Lehrlinge und Gehülfen immer wieder aus der Schweiz, sie haben es sich sammt und sonders zum Grundsatze gemacht, keinen Deutschen in ihr Geschäft zu nehmen und sie wissen so eine förmliche Fremdenherrschaft über unser Berlin auszuüben. Bei der gemeinsamen Taktik, die sie anwenden, sind sie sämmtlich reich geworden. Diese schweizerische Fremdenwillkür hat Herr Koblank sprengen wollen, als er seine Conditorei begründete, aber es ist ihm durchaus nicht gelungen, er wurde selber gesprengt. Wenn auch einige Männer, die noch der alten Fremdenfresserei und einem reinen deutschen Vollblutsnationalismus huldigen, sich sogleich dem Herrn Koblank zugewendet hatten, namentlich der Dr. Firmenich, der eben daselbst sein Riesenprojekt eines deutschen Nationalvereins entwarf, in welchem als geheime Bedingung festgesetzt war, daß alle fremdländischen Conditoreien in Berlin aufgehoben werden sollten, so hat sich das Berliner Publikum doch sehr wenig national bewiesen, und Herr Dr. Firmenich träumte allabendlich bei Herrn Koblank als einsame deutsche Eiche von den freien Friesenmännern der Nordsee und von seiner verunglückten Tragödie „Clotilde Montaldi", bis endlich die Koblank'sche Conditorei geschlossen und die Thüre vermauert wurde.

Für das Studium der Berliner Lokalblattliteratur war aber die Koblank'sche Conditorei von einer naturhistorischen Bedeutung. Hier fand man Alles, was die Spreenire zu Tage fördert. Freilich sieht man es diesen Geburten zuweilen an, daß sie mit dem Inhalte unserer Rinnsteine, dieses größten Wunders und dieser größten Schönheit Berlins, in eine

mehr als zufällige Berührung gekommen sind, aber der Anatom wird sich ja durch keinen Verwesungsgeruch von einer wissenschaftlichen Section abhalten lassen, und die Koblank'sche Conditorei ließ sich als die Morgue der Berliner Lokalblattliteratur bezeichnen. Indem man sich alle die schwarz-weißen Leichen anschaute, entdeckte man täglich neue, von deren Dasein man früher auch nicht die geringste Ahnung hatte und die der Erlösung harren. Da giebt es einen „Herold", „eine Biene", einen „Philantrop", „Blätter für Bürgerwohl und Familienglück", „Erinnerungsblätter", einen „Volksfreund", eine „Stafette", einen „Neuigkeitsboten" u. s. w. u. s. w. ohne Ende. Man wird gezwungen, die Mannigfaltigkeit zu bewundern, in der die große Metropole deutscher Kunst und Wissenschaft ihren Geist zu entwickeln weiß, und man dürfte einem Berliner, der die Sphäre dieser Journalistik regelmäßig in der Koblank'schen Conditorei verfolgte, die Befugniß, sich den Gebildetsten unter den gebildeten Deutschen zu nennen, gewiß nicht länger bestreiten. Diese Berliner Lokaljournalistik schillert in allen Farben, wie ein Sumpf, auf den zuweilen die Sonne scheint. Hier sitzt ein dicker, aufgedunsener Frosch, er ist halb blödsinnig und wohnt in der dunklen Sphäre des Pietismus. Er kriecht hervor, wenn es geregnet hat, und quackt seine unkenartigen Liedchen. Dort aber schwimmt ein sehr ausgemagertes Fröschlein mit tanzmeisterlich-ästhetischen Bewegungen. Es jagt dem leichten Volke der Wasserjungfern und Drohnen nach, welche dicht über dem Sumpfe ihre künstlerischen Talente entwickeln und, wenn sie von unserm ästhetischen Frosch nicht gefreßen werden, sondern sein liebliches Beifallsgequak vernehmen wollen, ihm die wohlklingendsten Aufmerksamkeiten erweisen müssen. Amphibien und Insekten, Frösche, Schlangen, Molche, schillernde Eidechsen haben in der Berliner Lokaljournalistik, deren Börse bei Koblank jetzt leider verschwunden, ihre durch und durch lebenswarme Vertretung gefunden. Die Classe der Säugethiere aber war nur durch einige niedliche Waschbären und durch

die den Leichen nachspürende Hyäne repräsentirt. Wer also solche naturgeschichtliche Studien machen wollte, dem durfte man die Koblank'sche Conditorei unter den Linden, wenn auch nicht wegen ihrer Waare, ganz besonders empfehlen.

Was das Publikum betrifft, welches sich bei Koblank versammelte, so gehörte es schon einer weit höheren Race an, als dasjenige der oben beschriebenen Lokale. Dann und wann raschelte ein Gardelieutenant mit Säbel und Sporen durch die Zimmer und guckte, gelangweilt, in ein Bilderjournal, um die Stunde der Parade oder des Fensterrittes zu erwarten. Studenten und Professoren erwarteten die Stunde des Collegs, Beamte die Minute, wo sich die heiligen Hallen der Büreau's wieder öffnen und sie sich dem Dienste des Vaterlandes widmen können. Ein schrecklicher Ernst steht geschrieben auf dem Gesichte dieser Männer. Man sollte glauben, jeder von ihnen trüge, wie Typhon den Aetna, den ganzen preußischen Staat auf seinem Rücken. Aber bei Koblank machten sich auch literarische Elemente geltend. Fast alle Nachmittage trank hier ein Mann seinen Kaffee, den wir wegen seiner Unermüdlichkeit im Correspondiren wahrhaftig bewundern mußten. Er war einzig in seiner Art, wie Alexander der Große. Ganz Deutschland zappelte in dem Netze seiner Correspondenzen. Wir wollen ihn nicht nennen, den rührigen Mann, den großen Unbekannten, denn die Bescheidenheit ist eine seiner größten Tugenden. Er verbirgt seinen wohlklingenden Namen hinter die verschiedensten Zeichen, und schon ist der ganze Thierkreis ihm dienstbar geworden. Er wirkt im Stillen, aber er wirkt ungeheuer. Unsere politische Presse ist verpflichtet, ihm einen Dank und einen Lorbeerkranz zu votiren, denn er sucht das büreaukratische Element des preußischen Staates durch seine Correspondenzen zu paralysiren. Wenn Herr Eichhorn den Schnupfen hat, schreibt er an den Rhein: „In wohlunterrichteten Kreisen unterhält man sich seit längerer Zeit über den bedenklichen Gesundheitszustand unseres Cultusministers

und spricht sogar schon von einem Rücktritte desselben, indem man zu gleicher Zeit einen andern Staatsbeamten als Nachfolger desselben bezeichnet.“ Und das schreibt er nicht bloß drei Mal an den Rhein, das schreibt er auch drei Mal nach der entgegengesetzten Marke des Vaterlandes, nach Schlesien, und alle politischen Blätter Deutschlands drucken die wichtige Nachricht nach, und der deutsche Michel verfällt in ein tiefes Sinnen und macht großartige, politische Conjekturen über den Schnupfen des Cultusministers, nachdem dieser längst vorüber gegangen. Wie schade, daß Herr Bernays seine Correspondentenstudien nicht in Berlin machen konnte. Oder vielmehr, welch ein großes Glück, daß er sie hier nicht machen konnte, denn wir haben schon genug an den Rinnsteinen, die er aufgewühlt hat, und brauchen nicht erst die cloaca maxima zu besuchen.

Nicht von diesem Manne, aber doch auch bei Koblank ist die Idee des deutschen Nationalvereines geboren worden. Wie Herr Laube einmal den Protestantismus in Gefahr erklärte, so saßen bei Koblank eines Abends Herr Wöniger und Herr Firmenich und Herr von Holzmann-Vietmannsdorf beisammen und tranken ihren Kaffee und sahen die deutsche Nationalität in einer ungeheuren Gefahr und beschlossen dieselbe zu retten. Es war eine große Stunde. Die Koblank'sche Conditorei hat durch diese Stunde eine weltgeschichtliche Weihe erhalten; ist sie gleich untergegangen, wie die Idee des Nationalvereins. Und wenn einst die schwarz-roth-goldene Flagge auf den Schiffen unserer deutschen Flotte weht, dann wird man dieser großen Stunde in der Koblank'schen Conditorei unter den Linden mit tiefer Rührung gedenken, und den Männern, deren hochsinniges Streben unsere unreife Presse so übelwollend verkannt und verlacht hat, wird man gewiß in der Walhalla einige Denksteine setzen.

Schon um dieses historischen Ereignisses willen und um die Markgrafen, die Schirmhalter der deutschen Nationalität, sowie den Urtypus eines Berliner Correspondenten kennen

zu lernen, durfte jedem Fremden ein Besuch der Koblank'schen Conditorei empfohlen werden. —

Und nun, mein theurer Leser und meine freundliche Leserin, gelangen wir zu dem mächtigen Schweizerregimente, welches sich in dem Conditoreiwesen Berlins historisch berechtigt und ausgebildet hat. Diese freien Schweizer verließen seit Jahrhunderten ihre Berge, ihre Seen, ihre Thäler, um der Despotie als Leibwache zu dienen und dem Norddeutschen Baisers zu verkaufen und Kaffee zu schenken. Die Suprematie der Schweizer erstreckt sich über das ganze Conditoreiwesen Norddeutschlands. Die Schweizerconditoreiwaare ist eben so bekannt geworden, als früher einmal die Treue der Schweizer, und, in der That, wer die Alpenwelt durchwandert hat, der wird nicht leugnen können, daß die Schweiz vortreffliches Eis und ausgezeichnetes Gefrorenes liefert. Die Schweizerconditoren in Norddeutschland werden alle reich, und es sind nicht bloß günstige Vorurtheile, die für sie sprechen. Die Sauberkeit ihrer Waarenbehandlung, ihre Kunst, sich den Verhältnissen und Zuständen des fremden Landes anzubequemen, muß sie empfehlen, ihre anspruchlose Artigkeit gewinnt für sie, und ihre solide Gefälligkeit muß dem Berlinerthum, welches bei Koblank hinter dem Ladentische stand, vorgezogen werden.

Wir wollen mit der Jostyschen Conditorei beginnen. Sie liegt an der Stechbahn, an der gefährlichsten Ecke Berlins, dem Schlosse schräg gegenüber. Schon die lebensgroßen Wandgemälde des verstorbenen und des jetzigen Königs in vollständiger Uniform können den Eintretenden belehren, daß er sich hier an einem Orte befindet, wo die Elemente der preußischen Militairhierarchie ganz besonders vorzuherrschen pflegen. Es ist aber nicht der leichtfüßige Gardelieutenantston, wie er bei Kranzler zum Vorschein kommt, der sich hier geltend macht, es ist hier bei Josty noch manches alte, schwere und vernagelte Geschütz von Anno 1813 vorhanden. In den Wochentagen sieht man viele Civilpersonen, deren

ramassirter Schnurrbart den pensionirten Militair verkündigt. Sonntags nach der Parade blitzen und blinken die Uniformen in buntester Mischung. Die Militairpersonen, welche bei Josty verkehren, sind meistens gereift und alternd, manche von ihnen sind malcontent, wenn auch nur im Stillen, was ja nicht gegen die Subordination ist. Viele von ihnen sind über die Erinnerungen 1813 — 15 nicht hinausgegangen und halten sie fest und vertheidigen sie als ihr theuerstes Gut. Im Allgemeinen ist der Geist des Jahres 1815 lange verdampft im preußischen Heere. Nur in einzelnen Typen hat er sich hartnäckig verfestet und wenn die Resultate, mit welchen jener Geist uns beschenkt hat, auch keine Veranlassung zu Lobhymnen auf ihn geben können, so muß er doch jedenfalls neben dem modernen Gardelieutenantsgeiste, den wir, wenn wir die Kranzler'sche Conditorei besuchen, genauer schildern werden, seine volle Berechtigung finden. Er tritt mit dem modernen Militairgeiste oft in entschiedenen Widerspruch. Er achtet das Volk als seine Stütze, während dieser nichts mit dem Volke zu thun haben mag und Alles, was in Civil geht, sich gegenüber stellt. Nach und nach verschwinden aber auch immer mehr Typen des preußischen Militairgeistes von 1815 bei Josty, man trägt die alten Kämpfer zur Ruhe, der Säbel des neuen Geschlechtes ist ohne Scharten und für das Blinken und Funkeln auf der Parade eingerichtet. Die Uniform des jungen Volks ist von keiner Kugel durchlöchert, aber für den Ball mit Watte gepolstert. Mögen sie aber immerhin gehen, die Alten, wir wollen nicht sentimental sein, wenn einer scheidet. Was hat's uns geholfen, daß sie in die Schlacht gingen, was fragen wir darnach, wenn sie uns ihre Narben zeigen und Ehrfurcht verlangen? Sie haben uns eine Welt hinterlassen, die wir erst neu erobern müssen, in der es Schritt für Schritt einen Kampf gilt, um, was wir denken und wissen, mit dem, was wir sind und durch sie geworden sind, in Einklang zu setzen. Mögen sie gehen, die Alten mit ihrem unklaren Bewußtsein, mit ihrer Devise:

„Mit Gott, für König und Vaterland!" Sie haben sich für eine Täuschung begeistert und uns den Kampf mit der schweren Wirklichkeit überlassen. Mögen sie immerhin gehen die Alten!

Eine andere Schweizer Conditorei, in der ebenfalls das ancien regime vorzuherrschen pflegt, wenngleich ein anderes, ist die Conditorei des Herrn Spargnapani unter den Linden. Sie ist berühmt durch ihre immer ausgezeichnete Waare. Des Morgens und des Abends sieht man hier viele ergrauende, ernste Männer. Die meisten sind die Gegner und die Feinde der neuen Zeit und des neuen Geschlechts. Sie leiden an Gicht, an Podagra, an Chiragra, an Rheumatismus, und wenn dann und wann ein junger Mann in diesem ersten Kreise erscheint und die Thüre etwas länger aufbleibt als gewöhnlich, so ziehen finstere Wolken über ihre Stirnen, und sie ruhen und rasten nicht, bevor jedes Luftloch wieder verschlossen. Herr Spargnapani ist ein feiner Mann und berücksichtigt sein Publikum. Darum ist Abends in seinem Lokale eine Hitze, welche die blutwarme Jugend nie lange ertragen kann, während die geschwächten Körper unseres ancien regime sich ganz behaglich in derselben erquicken. Seinem Charakter nach läßt sich das feierliche und morose Alter in der Spargnapanischen Conditorei als ein hohes und mittleres Beamtenthum bezeichnen. Dieses Alter ist dem Treiben, welches die neue Zeit zum Vorschein bringt, in mancher Beziehung feindselig gesinnt, es ist aufgewachsen im Systeme der Bevormundung der Büreaukratie, es hat sich an den Lasten dieses Systemes ein ganzes Lebenlang mechanisch und willfährig betheiligt und dafür auch die Ehren erhalten, welche dieses System seinen Vertretern und Vertheidigern zu bieten pflegt, je nachdem einen Geheimraths- oder Hofrathstitel, eine Pension, einen Orden. Die Geister, die Gestaltungen, welche die Gegenwart zum Vorschein bringt und welche respektlos an dem alten, mühsamen Bau rütteln, versteht es nicht. Es setzt sich der Jugend

dreist entgegen. Es stützt sich auf die Macht des Bestehenden, auf das „Positive", auf das „Historische." Es vermag auch die Polizei gegen den Geist aufzurufen, und so oft es auch zusammenbricht, so vielfach es auch Beweise seiner Schwäche giebt, es will nicht weichen, es will einem frischen Geiste, einer neuen Zeit keine Rechte einräumen. Freilich läuft auch dieses Alter wieder in verschiedenen Richtungen auseinander, und es kann sich wohl gar unter einander eben so heftig bekämpfen, wie es die Jugend gemeinschaftlich zu bekämpfen pflegt. Die eine Richtung dieser Alten hat es versucht, den Geist der Büreaukratie mit dem Geiste der Romantik zu vereinigen, und jene mit dieser aufzuputzen und ihr ein gefälliges Aeußere zu geben. Dieses Alter ist das kokette Alter, das Alter, welches es liebt, mit den Blüthen zu buhlen, welche nur der starke Baum eines freien, frischen Volkslebens hervorbringen kann, ohne aber die Wurzel zu wollen. Dieses Alter repräsentirt sich gern als Beschützer, als Schirmherr der Wissenschaft, der Wissenschaft natürlich, die nicht über die „Schranken des preußischen Staates" hinausgeht. Es zeigt eine große Belesenheit, eine vielseitige ästhetische Bildung, eine ästhetische Feinschmeckerei, und thut auch freundlich mit der Jugend. Er pflegt die Einfälle, romantischen Capricen, Genialitäten und Launen derselben, sobald sie es nur nicht wagt, sich dem Bestehenden entschieden gegenüber zu stellen, sondern es vielmehr auf sich beruhen läßt, gern zu beschützen. Dieses Alter, welches auch bei Spargnapani seine Repräsentation findet, weiß durch seinen feinen, geselligen Ton, durch seinen gebildeten Geschmack, durch den romantischen Schmelz, womit es den „preußischen Casernengeist" zu umhüllen sucht, sehr einzunehmen, namentlich Fremde, denen das Wesen dieses Anscheines noch nicht bekannt ist, und es zeigt in der That auch zuweilen einen recht guten und redlichen Willen, aber ohne klares Bewußtsein zu haben über das, was es gilt, ohne den Muth der Consequenz zu besitzen. Neben diesem romantisch-ästhetisch-

büreaukratischen Alter steht aber noch das Alter des alten Preußenthumes, welches sich mit dem einen Flügel an den langen Zopf der Armee von 1806, mit dem anderen an den Enthusiasmus für Friedrich den Großen anlehnt. Dieses Alter ist das echt-chinesische Alter. Es hat sich niemals romantischen Illusionen hingegeben, es hat niemals durch die buntgemalte, farbewechselnde Rose der Romantik gesehen, es giebt sich in dieser Beziehung als ein Produkt der Nüchternheit, als ein Produkt der alten Aufklärung zu erkennen. Es ist seiner ganzen Natur nach protestantisch und es verstand es, immer den büreaukratischen Bau des preußischen Staates mit protestantischer Nüchternheit zu durchströmen. Es ist ein abgesagter Feind der römischen Hierarchie, aber es will statt dieser eine protestantische Hierarchie, die Hierarchie des alten Preußenthums, nachdrücklich den Stürmen der Zeit gegenüber, erhalten. Natürlich ist es streng und entschieden monarchisch, aber eine Monarchie, die ihr Wesen zur Wahrheit machen, also sich nicht vom Büreaukratismus wieder beherrschen lassen wollte, eine solche Monarchie würde dieses Alter eben so sehr bekämpfen, wie es die Constitutionen, wie es die Republiken bekämpft.

Nach diesem Alter soll Preußen immer der gebildetste Staat sein, denn es soll ein protestantischer Staat sein und bleiben. Aber es soll sich nie den fremdländischen, den französischen Theorien hingeben, denn diese sind ihm etwas ganz Fremdes. Seine Geschichte ist eben eine ganz besondere Geschichte, und die Freiheit des Preußenthums ist eben auch eine ganz besondere Freiheit. Preußen hat, nur in sich, in seinem status quo seine starken und unzerstörbaren „Garantien." Es soll, nach dem Grundsatze dieses Alters, zwar Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk geschehen, denn das Volk wird, von dem büreaukratischen Standpunkte dieses Alters aus, als eine wirre, geistlose, atomistische Masse betrachtet, die in keiner Beziehung eine Selbstbestimmung auszuüben im Stande ist, sondern überall der Pflege und der Beaufsichtigung bedarf.

Einen großen Haß hat dieses Alter auf die, von ihm so benannte „schlechte Presse" geworfen. Zur „schlechten Presse" gehört aber jedes Organ, welches nicht die Bureaukratie, sondern die sittliche Selbstbestimmung des Volkes in ihren Principien nnd Consequenzen vertheidigt und mit Hülfe der Censur, des Verbotes, der Beschlagnahme sucht dieses Alter, welches für seinen Grundsatz bis zum Fanatismus getrieben werden kann, den Aktionen dieser schlechten Presse entgegen zu wirken, ohne aber sie bis jetzt schon ganz verhindern zu können. Dieses Alter bequemt sich auch wohl zu literarischen Entgegnungen, aber immer nur mit Widerstrebung, denn es glaubt dadurch seinem bureaukratischen Charakter, seiner Würde etwas zu vergeben, und hat sich zu diesem Zwecke die „preußische Staatszeitung" vorbehalten, in neuester Zeit aber auch noch den „rheinischen Beobachter" und den „Janus" des Herrn Huber, obwohl die Principien dieses Organes schon mannigfach mit den Principien dieses Alters auseinander laufen, gestiftet.

Es wäre unrecht, diesem Alter Intelligenz abzusprechen. Im Gegentheil, dieses Alter hat einen zähen, praktischen Verstand und ist keineswegs in Indifferentismus und Indolenz versunken. Das kann man schon bei Spargnapani erblicken, wo dieses Alter sich von seinen bureaukratischen Mühen erholt. Die Bewegungen der Gegenwart werden keineswegs ignorirt, sie werden vielmehr alle verfolgt. Die liberalen Zeitungen werden alle gelesen, die französischen, die englischen Kammerverhandlungen werden oft mit wahrer Gier bis in's Einzelne beachtet, aber der Standpunkt des Altpreußenthums wird allem dem gegenüber nicht aufgegeben, es bleibt hartnäckig, starr, zähe, unumstößlich.

Wie dieses Alter das Princip der stillen Verwaltung, des Schweigens, dem lärmenden Regierungswesen der constitutionellen Länder gegenüber vertheidigt, so könnte man auch schon die Spargnapanische Conditorei, die Conditorei der Gemessenheit, des Schweigens nennen. Ueberall an den

kleinen Tischchen sitzen die alten bedachtsamen Herren vereinzelt vor ihren Zeitungen und ihren Erfrischungen. Es fällt in dieser Conditorei schon auf, wenn geflüstert wird.

Ein lautes Reden ist beinahe unerhört und könnte allgemeinen Unwillen erregen. Die Garçons treten kaum hörbar auf. Die alten Herren sitzen da, wie die römischen Senatoren, als sie mit feierlichem Ernste und unbeweglich den Einbruch der Gallier erwarteten, und es mag wohl wahr sein, daß dermaleinst ein Tag hereinbricht, wo jugendliche Stürmer den Respekt vor diesem strengen, bureaukratischen Alter so weit vergessen, daß sie den Bart desselben bezupfen und sich an die Stelle desselben setzen wollen. Dann aber hat nicht bloß die Stunde der Bureaukratie, sondern auch die Stunde — der Spargnapanischen Conditorei geschlagen.

Einen ganz anderen Charakter prägt, der Spargnapani'schen Conditorei gegenüber, die Stehelysche am Gensdarmenmarkte aus. Ihre Lage, dem Schauspielhause schräg gegenüber, berechtigt sie von vorne herein, ein Sammelplatz der literarischen und künstlerischen Elemente Berlins zu werden, und eine Geschichte der Stehe'ly'schen Conditorei schreiben, hieße nichts anderes, als die Geschichte der Berliner Literaturzustände geben. Hier war es, um nur bei der letzten Periode zu bleiben, hier war es, wo T. A. Hoffmann phantasirte und seinen Spuk trieb, wo die Theelöffel vor ihm tanzten und die Kaffeekannen ein Ave Maria beteten, hier war es, wo Heine seine Baisers verzehrte und die ganze Berliner Welt, besonders aber den Herr von Raumer, carrikirte. Hier war es, wo in den zwanziger Jahren das Theaterrecensententhum seine Huldigungen entgegen nahm, wo eine Kritik über die Sonntag das Herz der alten Europa im tiefsten Innern erschüttern machte; hier war es, wo die Julirevolution und die Hegel'sche Philosophie vom jungen Deutschland entbunden wurde und das ganze Coteriewesen seinen Mittelpunkt fand. Hier war es, von wo aus die eine Partei im jungen Deutschland die andere zu bekämpfen suchte, hier war es,

wo der „Standpunkt des jungen Deutschlands zuerst überwunden wurde", hier war es, von wo aus die „Hallischen Jahrbücher" und die „Rheinische Zeitung" ihr Geschütz bezogen, und hier eben waltet der Kreis, von dem Deutschlands Zeitungen ihre Berliner Correspondenzen erhalten. Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, wie wichtig die Kenntniß der Stehelyschen Conditorei für die Erkenntniß der Berliner und der deutschen Cultur- und Literaturzustände geworden ist. Man kann es ohne Anmaßung sagen, das junge Volk, die neue Zeit hat gesiegt bei Stehely. Diese Conditorei ist der Gegenpol von Sparganapani geworden. Zwar zeigt sich hier auch noch dann und wann eine Gestalt des ancien regime, aber sie wagt sich entweder nicht weiter, als bis in die Vorhalle, oder sie zieht sich in den Hintergrund zurück. Der Mittelpunkt dieser Conditorei, die vielerwähnte „rothe Stube", ist dem Geiste des jungen Tages eroberte.

Die „rothe Stube" bei Stehely ist der Zusammenkunftsplatz der Berliner Liberalen und Radikalen geworden und eben diesen gilt, was Prutz in der Parabase seiner „politischen Wochenstube" bemerkt:

„Politik allein, so schnattern sie laut und essen
Baisers bei Stehely."

Alle Nachmittag finden hier bei einer Tasse Kaffee unschuldige Besprechungen und Erörterungen statt, wie die Journallektüre und die Ereignisse des Tages sie herbeiführen, und es wird hier nichts weniger als das Spargnapanische Princip des Schweigens aufrecht erhalten. Die Stimmung der „rothen Stube" pflegt immer eine lebendige zu sein. In neuester Zeit freilich ist der Kreis nicht mehr so vollständig, als früher. Es sind viele Parteiungen und Dissonanzen in das literarische Berlin hineingefahren, welche ein Zusammensein häufig verhindern und auch die „rothe Stube" beeinträchtigt haben. Aber immer noch geht es in ihr zwischen 4 Uhr Nachmittags und der Theaterzeit ziemlich lebhaft zu. Es sind dann manche literarische Elemente in ihr sichtbar geworden

beim dampfenden Kaffee. Das politische und sociale Interesse hat allerdings in der rothen Stube die meisten anderen literarischen Interessen absorbirt, und wie der Journalstandpunkt der Stehely'schen Conditorei sich immer nach dem Thermometer ihres Mittelpunktes, der rothen Stube, richtet, so sind denn auch nach und nach aus dieser Conditorei beinahe alle belletristischen Journale verschwunden. Vor zehn Jahren wurden kaum noch andere, als eben solche Blätter gelesen. Wollen wir nun einen politischen „Gesinnungsmaßstab" an diese rothe Stube legen, so macht sich in ihr durchaus nicht die Einigkeit einer Partei, sondern die verschiedenartigste Steigerung vom „gesetzmäßigen Fortschritte" an bis zum ultrademokratischen und communistischen Principe geltend. Es kann hier also durchaus nicht von einer geschlossenen Richtung die Rede sein, von einer Partei gewisser „Stehely-Literaten", wie sie der Rheinische Beobachter in's Gerede gebracht hat; sondern es giebt sich eben jeder so, wie er sich geben kann, es sucht eben jeder sein Princip, seine Ansichten geltend zu machen und zu vertheidigen, wie er es kann. Es steht jeder für sich. Im Allgemeinen aber ist zwischen dem Standpunkte der rothen Stube und dem politischen Standpunkte des bürgerlichen Berlinerthumes eine große Kluft zu bemerken; denn während auf der einen Seite eine Theorie hervortritt, welche, vom absoluten Gedanken ausgehend, die einzelnen kleinen Entwicklungen und Bildungen des Lebens mannigfach ignorirt, macht sich auf der anderen Seite eine vis inertiae, ein bequemer Indifferentismus geltend, welcher sich aber, so lange er sein Weißbier hat, durch keine Theorie stören lassen will. Es ist keine Versöhnung da, kein berechtigtes, anerkanntes Hinausgreifen in's unmittelbare Leben, und darum ist die Stellung der rothen Stube auch immer nur eine theoretische, eine literarische geblieben, und ihre Thätigkeit hat sich nirgend aus der zersplitterten und zersplitternden Journalistik herausheben können.

Vielleicht ist es unserem Leser interessant und angenehm, die Bekanntschaft einiger Herren zu machen, die sich Nach-

mittags in der rothen Stube zusammen zu finden pflegen. Jedenfalls erinnert er sich ihrer Namen aus der Journalistik, und wir wollen weniger Persönliches als literarische Stellung skizziren. Einer der regelmäßigsten Besucher der rothen Stube und alle Nachmittage dort zu finden ist Eduard Meyen. Meyen ist ein Berliner Kind. Er kann den Berlinismus deshalb ebensowenig wie irgend ein anderer Berliner verleugnen, und Berlin pflegt den Berlinern nur allzuhäufig der Mittelpunkt der Welt und des Lebens zu sein. Meyen ist mit Berlin sowohl, wie mit Stehely innig verwachsen. Er wird beide nicht mehr entbehren können. Dazu hat er einen Anflug von der bekannten Berliner Blasirtheit bekommen. Meyen hat einen schönen Fond ästhetischer Kenntnisse, den er über den Eifer, mit dem er sich in die socialen und politischen Bewegungen der Neuzeit gestürzt hat, nur wenig ausbeutet. Er ist in der Schule des Hegelthums gebildet, er hat die verschiedenen Phasen desselben, von der Zeit an, wo der Staat es begünstigte, bis jetzt, wo es mißtrauisch betrachtet wird, alle mitkämpfend durchgemacht, er hat die Vortheile, aber auch die Nachtheile davon genossen und diesen Nachtheil möchte ich besonders in die einseitige Ausbildung der kritischen Organe auf Kosten der produktiven setzen. In Meyen ist nur kritisches Element und er hat nicht die Kunst verstanden, sein kritisches Material mit Nachdruck in Büchern imposant zusammen zu schlagen. Er hat sich vielmehr mit vollem Eifer und mit einer entschiedenen Redlichkeit, welche sein politisches Streben charakterisirt, in das wogende Meer der Journalistik hineingeworfen und sucht auf ihm, in steter Bewegung, immer mitten in den Fluctuationen, das Land des neuen Tages zu gewinnen. Er steht alle Tage, unermüdlich, auf der Mauer. Trotz seiner Hegel'schen Abstractionen hat er sich den unmittelbaren Bewegungen und Bildungen des Lebens mehr befreundet, als viele andere Junghegelianer.

Ebenfalls in der Hegel'schen Schule gebildet ist Ludwig Buhl. Buhl erscheint nur, wenn er nicht in Haft ist,

ab und zu in der „rothen Stube". In einem schwachen Körper ist er eine starke, unverwüstliche Natur. In der Theorie scharf und unerbittlich, im Leben von Natur liebenswürdig, durch Anstrengung cynisch. Seine Studien sind nicht auf dem Felde der Philosophie abgeschlossen worden, er hat vielmehr auch ein großes historisches Material zur Hand, und eben die Durchbringung der Philophie und der Geschichte in ihm, berechtigt ihn unter den norddeutschen Publicisten eine der ersten Stellen einzunehmen, wenn auch, durch viele Hemmungen beeinträchtigt, die norddeutsche und die preußische Publicistik speciell, noch immer nicht über die Anfänge hinauskommen konnte. Wenn Meyen im radikalen Sinne durch journalistisches Tiralleurfeuer zu wirken sucht, so hat Buhl sich dagegen von der Journalistik meistens fern gehalten und sein Talent und seine Kraft in Werken zusammen getragen Daß er der Regierung kein homo gratus sein kann, bedarf keiner Erwähnung. Er ist aber auch entschlossen, alle Consequenzen seines Handelns und litterarischen Wirkens ihr gegenüber bestimmt zu vertreten. Buhl hat keinen Sinn für die kleinen, versuchsweisen Regungen eines neuen Zeitelementes, er lebt für das Ganze, das Große, er macht seinen Radikalismus an allen solchen Versuchen unerbittlich geltend und die politisirende Mittelmäßigkeit, das Halbgut unserer Publicistik ist ihm durchaus verächtlich geworden. Das System des preußischen Staates, der preußischen Gesellschaft muß Buhl in seinen Thätigkeit hemmen. Anderswo, wenn eine immer mehr hervordrängende Blasirtheit ihm nicht schädlich wäre, würde er viel bedeutender hervortreten können.

Auch S c h m i d t ließ sich hier früher sehen. Jetzt nicht mehr. Er hat sich in jüngster Zeit als Max Stirner durch sein Buch „der Einzige und sein Eigenthum" besonders bekannt gemacht und ist in demselben noch weit über die äußerste Linke des Hegelthums, noch weit über Feuerbach und Bruno Bauer hinausgegangen. Er predigt die Theorie des Egoismus. Nach ihm hat Feuerbach, als er den überirdischen

Gott vernichtete, mit einem andern Gott „das Wesen des Menschen“ in die Rechte desselben eingesetzt. Er will nichts wissen von diesem Wesen und allen Gestaltungen desselben. Nichts von der guten Sache, nichts von der Tugend, nichts von der Gerechtigkeit. Nach ihm haben Alle, die so etwas glauben, einen „Sparren“, nach ihm sind die Menschen vom Geiste „besessen“, der Geist übt nach ihm eine furchtbare Hierarchie aus. Er will deshalb den Geist vertreiben und an seine Stelle das Ich, den Egoismus setzen. Ungeachtet einer geistreichen Ausführung seiner Ansichten wird der Prüfende die Schwächen dieses Systems leicht bemerken und erkennen wollen, daß die Consequenzen der Stirner'schen Theorie zur Atomistik, zur Brutalität, zur entschiedensten Thierwerdung führen müssen. Stirner selbst aber ist als Persönlichkeit gar kein Einziger, sondern von der liebenswürdigsten Humanität durchdrungen.

Ein anderer Gast in der rothen Stube pflegt Klein zu sein, ein geborner Ungar, jetzt Redakteur des „Modenspiegels“, dem er durch seinen Geschmack und sein Talent eine Stellung weit über der anderen Berliner Lokaljournalistik zu geben wußte. Klein weiß einen besonderen Scharfsinn geltend zu machen und ihn durch seine gründliche ästhetische Bildung vortheilhaft zu heben. Eine Brochüre von ihm über die Berliner Kunstausstellung gehört zu dem Besten, was in dieser Art geschrieben worden, und von der Redaktion der „Baltischen Blätter“ her wird er noch durch seine Kritiken bekannt sein, wenn auch die Bewegungen, welche damals das literarische Meer auftrieben, sich lange gelegt haben. In neuerer Zeit hat er die dramatische Laufbahn eingeschlagen. Sein in Berlin zur Darstellung gebrachtes Trauerspiel „Zenobia“ gehört in unserer Zeit, wo die tragische Muse ihr Haupt beinahe gänzlich verhüllt hat, trotz des Herrn Rötscher, zu den großartigsten Anfängen eines neuen, vom wahrhaft historischen Geiste durchdrungenen Drama's.

Auch Theodor Mügge bringt einige Stunden in

der rothen Stube zu. Mügge hat eher das Ansehen eines Rentiers, als eines deutschen Schriftstellers. Aber er hat es auch trefflich verstanden, sein Talent in Gold umzumünzen und durch dasselbe eine behagliche Existenz zu erringen. Mügge's Name datirt besonders seit der Erscheinung seines Toussaint und seit der günstigen Kritik, welche die deutschen Jahrbücher über diesen Roman lieferten. Er hat ein großes Publicum gewonnen und weiß es mit Geschick zu erhalten. Sein Talent ist indeß mehe ein stoffliches, als ein künstlerisches. Er weiß mehr durch die Wahl des Stoffes, als durch die feine und kunstgemäße Behandlung desselben zu wirken; so muß z. B. der Stoff seines Toussaint allein im höchsten Grade das Interesse des Lesers erregen, steigern und spannen. In neuerer Zeit ist Mügge nun auch als Tourist und Publicist aufgetreten und die Darstellung seiner Reise durch Schweden und Norwegen scheint große Theilnahme zu finden. Auch hier ist es eben mehr der Stoff, welcher interessirt, als die Entwicklung der nordischen Lebens- und Staatszustände, deren Zeichnung noch einer feineren Feder aufbehalten sein möchte. Mügge hat sich besonders als fleißiger Sammler bewiesen und viel Material zusammengestellt und romantisch umschmückt, ohne es aber in Einem großen, lebendigen Flusse durcharbeiten zu können.

Leicht zu erkennen ist Rutenberg, der seit dem Tode der Rheinischen Zeitung von Cöln wieder nach Berlin zurückgekommen ist und vom Rheine eine große Lust am dortigen Narrenthume und Faschingstreiben herübergeholt hat. Auch in ihm steckt der Berliner, aber amalgamirt mit dem alten Burschenschafter. Rutenberg nimmt wenig Theil an den Abstractionen der Hegelianer. Mit einer um so größeren Freude und Aufmerksamkeit verfolgt er dagegen die Entwicklungen und Regungen des unmittelbaren Lebens. Seine Natur ist weniger für die Theorie, als für die Praxis. Und daher, je weniger seine politische Ueberzeugung mit den politischen Zuständen der Wirklichkeit sich auszugleichen ver-

mochte, sein lebhaftes Interesse für die Statistik, für die industrielle Bewegung, für die Verhandlungen der polytechnischen Gesellschaft, selbst für das heitere Narrenkappenspiel, welches die Regierung aber den Berlinern nicht erlauben wollte, wie sie es doch den Rheinländern gestatten mußte. In einem constitutionellen Staate wäre Rutenberg ohne Zweifel ein populäres, entschieden demokratisches Kammermitglied geworden. In Preußen, da er ganz in der Politik steckt, ist ihm wenig anderes übrig geblieben, als durch die vielfach beschränkte Journalistik zu reden.

Carl Beck streift ebenfalls ab und zu in das Gebiet der „rothen Stube“, ohne stätig werden zu können. Auf die wilde Phantasie dieses jungen Dichters scheint der Berliner Kritikismus sehr vortheilhaft zu wirken.

Er stößt die Ueberschößlinge, die wuchernden Zweige ab und weiset das poetische Element mehr von den bunten, wechselnden Gestaltungen und Bildern des Lebens auf die tiefen, inneren Entwicklungen, auf den geistigen Kampf desselben zurück, um durch die poetische Aufnahme dieser Momente sich einer großartigeren Wirkung und eines tieferen Eindrucks zu versichern. Beck's „Auferstehung“ darf nicht als ein fait accompli, sondern nur als ein neuer Anlauf betrachtet werden, dem die Erreichung eines sicheren Zieles folgen soll. In den „Liedern vom armen Mann“ hat seine Poesie eine neue Bahn betreten. Beck ist einseitig im Umgange, wie alle Dichter es zu sein pflegen, ja, er ist mehr als dieses, er ist kindlich schüchtern und erst bei näherer Bekanntschaft erkennt man, daß sein großes, seelenvolles Auge der Ausdruck eines Geistes ist, der von dem Geringsten, wie von dem Bedeutendsten, gleich der Mimose, erschüttert werden kann und in dem der frische Busch poetischer Hoffnungen wunderbar leuchtet.

Möchten die Leser mit diesen Silhouetten aus der „rothen Stube“ zufrieden sein. Zwar könnten wir noch Manche und Manches hinzufügen, aber es dürfte das bereits Gegebene als genügend erscheinen.

Verlassen wir nun die Stehely'sche Conditorei, mit ihrer von Litteratur, Politik und Philosophie geschwängerten Atmosphäre, so werden wir der Vollständigkeit halber uns an Orte begeben müssen, wo aristokratische Luft weht. Ehe wir indeß das Eldorado der Berliner Gardelieutenants und Dandys, Lions u. s. w. besuchen, und es gehört Ueberwindung dazu, müssen wir noch einer Conditorei erwähnen, die zwar auch die Aristokratie zur Schau trägt, sich aber als aristokratisches Parvenu bezeichnen lassen würde. Wir meinen die Fuchs'sche Conditorei unter den Linden.

Ein prachtvolles Local. Man muß schon, wenn ein Provinziale die Hauptstadt besucht, ihn hierher führen, um ihn in Bewunderung über einen solchen Luxus zu versetzen. Die Wände des einen Zimmers sind durchgängig Spiegelglas. Ein anderes Zimmer ist ganz im Geschmacke eines Schweizerhauses eingerichtet worden. In dieser Conditorei soll man aber auch nichts anderes, als die kalte Pracht bewundern, denn für Journallectüre ist kaum gesorgt worden, und Stille und Einsamkeit herrscht durchgängig in diesen eleganten Räumen. Aristokratisch-blasirt-einsam steht die Fuchs'sche Conditorei das ganze Jahr, aber in der Weihnachtszeit wirft sie ihr aristokratisches Gewand von sich, arrangirt eine Weihnachtsausstellung und giebt eben dadurch den Beweis, daß sie nicht von echt aristokratischem Wasser ist. Um die Weihnachtszeit wird sie fleißig besucht, denn alsdann macht Herr „Punch" in ihr Berliner Witze und sucht die Narrheiten und Verlegenheiten des ablaufenden Jahres humoristisch, mit Bilderbeigabe, vorüber zu führen. Es versteht sich aber von selbst, daß dieser Witz kein ungezügelter sein darf, denn dafür giebt es in Berlin Polizei und Censoren, und die Witze des Herrn Punch müssen erst vor ihrem Tribunal eine Bestätigung erhalten.

Und nun mögen wir immerhin, die Linden entlang, nach Kranzler schlendern. Diese Conditorei ist die Walhalla der Berliner Gardelieutenants geworden, wo sie, nachdem sie

rechts und links kommandirt haben, zur Belohnung für ihre Tapferkeit Eis und Baisers essen dürfen. Das klassische Nichts hat in dieser Conditorei seinen glänzendsten Ausdruck gefunden, und der Gardelieutenantston hat sich in ihr geltend machen können, weil er hier auf keine politischen Debatten, auf keine politischen Oppositionsjournale stößt, denn in diesem Tempel unserer Aristokratie werden eben nur die „Preußische Staatszeitung", die „Vossische Zeitung", der Hamburger Correspondent" und das wichtigste Blatt von allen, das Blatt, welches die Beförderungen im Militair anzeigt, das „Militairblatt" gefunden. Die Aristokratie weiset den Kampf der Zeit vornehm von sich ab und bewegt sich in pretentiösen, exclusiven Formen, in einer vergoldeten Freiheit. In der That, ein Berliner Gardelieutenant, ein Berliner Dandy — und beide der exclusivesten Art, kann man bei Kranzler studiren — ist in unserer Zeit ein seltsames Wesen. Er kann wohl unsere Beachtung verdienen, als ein Beweis, in welcher Leerheit der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft seine Ausläufe findet. Der Gardelieutenant wird geboren als echtes Vollblut von echtem Vollblut und fühlt sich nun von vorn herein als ein Wesen höherer Art, den Bauern, den Tagelöhnern, dem bürgerlichen Volk gegenüber. Der junge Von braucht eigentlich nichts zu werden, er kann die Erlernung eines Geschäfts, um vermittelst desselben zu erwerben, dem Bürgerthum überlassen, denn ein Gardelieutenant, wie er sein soll, muß reich sein. Indessen „der Repräsentation wegen" wird er in eine Cadettenanstalt geschickt und dort auf die bequemste und sorgsamste Art mit jenen Kenntnissen versorgt, die er gerade braucht, um dem Gardelieutenantsthum Ehre zu machen. Und wenn das Bärtchen nun flaumt, wenn die Epaulettes zum ersten Male auf seinen Schultern prangen, wenn der Federbusch zum ersten Male auf seinem Haupte winkt, wenn die Soldaten in allen Ecken und Winkeln präsentiren, wie sollte er da nicht fühlen, daß er berufen ist, ein „Wesen von höherer Art" in dieser sublunarischen Welt

darzustellen? Wie sollte er da nicht eben Alles ignoriren und verachten, was nicht von Adel, was nicht auch Gardelieutenant oder sonst mit einer Charge in der militairischen Hierarchie bekleidet ist? Es ist nur zu natürlich. Ein Gardelieutenant glaubt schon nicht mehr mit einem Lieutenant von der Linie umgehen zu dürfen. Er meint, daß dieser unter ihm stehe. Was fehlt bei solchem Tone nun noch, um ganz und gar den Zustand der preußischen Armee darzustellen, welcher 1806 ein so klägliches Ende nahm? Der Zopf, wird man sagen. Aber der böswillige Heine behauptet in seinem Wintermährchen, das preußische Militair trage ihn jetzt, statt hinten, unter der Nase. Und doch sind die Berliner Gardelieutenants durchaus keine Ultras im Vergleiche mit ihren Potsdamer Collegen. Denn die große Stadt, welche die ausschließliche Geltung eines einzelnen Standes nicht mehr aufkommen lassen will, sondern in ihrer täglichen Bewegung bemüht ist, das Einzelne im Ganzen aufzufassen, will sich dem Gardelieutenantston durchaus nicht mehr fügen. Sie erkennt eben nur das Geld, wenn der Lieutenant es hat, als ein, das Einzelne in der Gesammtheit ausgleichendes Element an, während in Potsdam neben dem Gelde auch noch der Gardelieutenantston zu seiner vollsten Entwicklung und Macht gekommen ist. Der Berliner Gardelieutenant muß weit geschliffener, humaner sein, als der Potsdamer, im Grunde freilich ist der Eine nicht viel anders als der Andere, und hier bei Kranzler pflegen auch immer Potsdamer Gardelieutenants zu schwärmen.

Behorcht man die Gespräche dieser Herren, so wird man sehr bald finden, daß Pferde, Hunde, Balletnymphen und sonstige Eroberungen, welche einem Gardelieutenant natürlich wie Spreu entgegenkommen, den Hauptinhalt derselben bilden und daß in ihnen von einer ernsten, bestimmten Auffassung des Lebens keine Rede ist, sondern daß sich in ihnen der leichte, anmaßende, ohne Bewußtsein und Begründung aristokratische Ton einer privilegirten Existenz spiegelt.

Bedenklich möchte es Einem da allerdings vorkommen, wenn man sich vorstellt, daß eben auf diese Figuren der Staat sein Vertrauen gesetzt hat und daß er sie als seine besonderen Stützen sowohl bei äußerer als auch bei innerer Noth anerkennt. Preußen rühmt sich doch, Staat der Intelligenz zu sein; aber wo ist hier die Intelligenz? Indeß wenn ein Gardelieutenant auch vorläufig bestimmt ist, bei Hoffesten Staffage zu bilden, so wäre es doch jedenfalls ungerecht, an seinem Muthe zu zweifeln, wenn es einmal wieder heißen wird: „Mit Gott, für König und Vaterland." Vielleicht auch nur mit Gott für den König. Zwar zeigten die preußischen Lieutenants auch vor 1806 einen heroischen Muth, sie vermaßen sich hoch und theuer, die jakobinischen Franzosen zu verschlingen und wetzten ihre Säbel sogar, um ihre Thatkraft zu beweisen, auf dem Straßenpflaster, dicht unter dem Fenster des französischen Bürgergesandten in Berlin, aber unsere jetzigen Gardelieutenants werden sich diese Fehler gewiß nicht wieder zu Schulden kommen lassen, und wenn man sagt, daß das französische Militair eine Kriegsübung habe, während das preußische durch den langen Frieden seiner eigentlichen Bestimmung entfremdet worden sei, so erwidern wir darauf, daß das französische Militair auch mit keinem Helm bekleidet ist, wie das preußische. Wir glauben, daß die vortheilhafte Construktion des Helmes die preußischen Truppen sehr begünstigen wird. Oder sollte man die streng ausgebildete Taktik des preußischen Heeres und der kriegsdurstige Muth der Gardelieutenants den Erfolg einer Schlacht nur irgendwie in Frage stellen können. Man frage einen der Herren bei Kranzler.

Uebrigens wird man bei Kranzler auch noch die politische Umsicht und den Eifer der Gardelieutenants anerkennen müssen. Denn wenn man dort an Sommertagen vorübergeht, so sieht man sie Alle beschäftigt, Eis zu vertilgen. Man glaube jedoch nicht, daß die Lieutenants dieß nur thun, um sich zu erfrischen. Im Gegentheil, sie verbinden damit einen strategetischen Zweck. Denn seit der großen Revue bei Ka-

lisch hat das preußische Militair erkannt, daß zwischen ihm und den russischen Nachbarn nur eine sehr lockere, diplomatische Freundschaft bestehen könne, und daß wohl einmal die Zeit kommen dürfte, wo es ihnen feindlich gegenüber steht. Um sich nun für diesen großen Zeitpunkt zu rüsten und dem Schicksal der großen napoleonischen Armee zu entgehen, gewöhnen sich unsere Gardelieutenants bei Zeiten so sehr an das Eisessen, daß ihnen das russische und sibirische Eis unmöglich wird gefährlich werden und widerstehen können. Preußen ist also gegen Russen und Franzosen vollständig gesichert. Das wird man in der Conditorei bei Kranzler lernen.

Was sich sonst in Civil bei Kranzler bewegt, pflegt mit den Gardelieutenants in einer Sphäre zu athmen und als Dandy eine Blasirtheit zur Schau zu tragen, welche jene noch unter dem Anscheine des militairischen Heroismus verbergen müssen. Junger, müßiger Adel, der in der Residenz seine Revenuen verzehrt, Gesandtschaftsattachés u. s. w. sind die Lichtpunkte, die großen Sonnen des Kranzler'schen Dandythumes, denen sich mehr oder minder erleuchtete, dunkle oder leere Körper anschließen. Das Berliner Dandythum ist durchaus so ausgebildet, wie das anderer europäischen Großstädte. Ein Berliner Dandy ist über Alles hinaus. Er kennt Alles; er hat bei Tortoni gefrühstückt und am Golf von Neapel den Untergang der Sonne betrachtet, er hat den berühmtesten Künstlerinnen Cadeaux gemacht und lächelt verächtlich, wenn man von seinen Liaisons redet. Er kann für nichts schwärmen, für nichts begeistert sein. Wenn der König morgen früh eine Constitution gäbe, ein solcher Akt würde ihn gleichgültig finden und er würde sein Eis, sein Bisquit, seinen Champagner, seinen Lehnstuhl durchaus nicht verlassen. Die specielle Physiologie des Berliner Dandys muß erst noch geschrieben werden und wir werden ihr vielleicht ein andermal eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Es braucht nicht erst versichert zu werden, daß sowohl die Berliner Conditoreien im Allgemeinen, als der Anschein des Dandythumes im Besonderen die Feldzüge scharfsinniger

Industrieritter begünstigen müssen. Die Conditoreien sind auch für diese eine Arena geworden, und sie wissen dieselbe von der untersten bis zu der obersten Stufe genau zu überwachen und auszubeuten. Die unschuldigsten ihrer Klasse haben es auf die Dosen und Schnupftücher abgesehen, aber ihre Kunst erstreckt sich auch auf die Brieftaschen und Börsen, und namentlich dürfte den Provinzialen nicht genug Aufmerksamkeit empfohlen werden können. Daß sich der Antipode dieser Industriellen, wenn auch ohne Uniform, in den Conditoreien einfindet, wollen wir nicht behaupten, da in Preußen doch niemals die Wirklichkeit einer geheimen Polizei bewiesen worden ist, und alle Besorgnisse vor ihrer schleichenden, hinterrücks erdolchenden Schreckensgewalt vergeblich genannt werden dürften.

Aus dieser Skizze, welche zwar auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen soll, wird der Leser und die Leserin doch wohl die Bedeutung erkennen können, welche den Conditoreien im Berliner Leben zugeschrieben werden muß. Sie sind eben die einzigen Orte, in denen das blasirte Berlin den Schein eines öffentlichen Lebens zeigt, und in denen sich die verwickelten Knäuel der Gesellschaft gruppiren. Jedes Ereigniß, sei es von lokaler oder allgemeiner Bedeutung, erschüttert den Resonanz-Boden der Berliner Conditoreien. Sie sind freilich nur ein trauriger Nothbehelf für eine großartigere, tiefer ausgehende Oeffentlichkeit, für die Befreiung von der büreaukratischen Bevormundung und der egoistischen Absonderung des Klassenwesens; aber so lange kein energischer, gewaltiger Umschwung unsere ganze Gesellschaft und namentlich das versauernde Berlinerthum durchschüttelt, so lange wird eben dieses in dem ausgebildeten Systeme seiner Conditoreien seine volle Befriedigung finden und sich in ihnen auf der höchsten Höhe der Zeitbildung wähnen. In neuester Zeit scheint ihnen zwar das von dem Schriftsteller Julius begründete Leseinstitut: „Die Berliner Zeitungshalle" gefährlich werden zu wollen.

3.

Oeffentliche Lokale.

[Berliner Geheimnisse. — Mangel öffentlichen Lebens. — Die frivole Welt. — Der „Onkel". — Das Colosseum. — Das Kroll'sche Etablissement. — Biographie einer Hulda. — Die Prostitution. — Taschendiebe, falsche Spieler ꝛc. — Der Charakter der Amusements. — Die Maskenbälle. — Neues Colosseum. — Friedrich-Wilhelmstädtisches Casino. — Friedrichstädtische Halle. — Villa Bella. — Das Publikum dieser Lokale. — Kleidervermietherinnen. — Tanzwirthschaften für's Volk. — Die unteren Klassen. — Das Dienstpersonal. — Die Verbrecherspelunken. — Die jugendlichen Verbrecher. — Concerte. — Gungl. — Wieprecht's Militairmusik. — Berliner Sommer. — Thiergarten. — Seine Aristokratie. — Sommerfeste und ihr Charakter. — Moabit. — Handwerkerverein. — Mangel an rechter Volksbelustigung].

Berlin ist die Stadt des Geheimnisses und der Geheimthuerei. Es ist nicht so leicht, ihm an seinen Puls zu fühlen, ihm seine Regungen und Bewegungen abzulauschen. Wenn sich für den Kundigen auch in dieser großen Stadt der Carneval aller menschlichen Zustände erkennen läßt, so sieht doch der Weniger-Bewanderte in der Regel nur kalte Masken, die nichts sagen, die aber Alles sagen können. Es ist ein kräftiger Genuß, sich in die rauschenden Wogen eines durchaus öffentlichen Lebens zu stürzen und alle Ziele frei und ungehindert vor sich zu sehen; zu beobachten, wie sich Jeder giebt, wie er eben ist und wie sich dadurch eine überaus reiche, bunte Welt gestaltet, aber es ist nicht minder ein Genuß, auf zum Theil verbotenen oder doch gewundenen Wegen zu leben, zu erfahren, zu erforschen und hinter Geheimnisse, hinter die Mannichfaltigkeit der socialen Zustände und Conflikte zu kommen. Wer mit kräftigen, gesunden Armen den vollen Wogenschlag eines öffentlichen Lebens durchrudern will, den wird Berlin immer unbefriedigt lassen, wem es aber darum zu thun ist, den Schleier von so mancher Verhüllung zu reißen und im Stillen zu beobachten, wie sich unter einer äußerlichen Uniformität die größte Verschiedenheit entwickelt, wie eben, weil oben Alles glatt und scheinbar regelmäßig ist, nach unten Alles um so wilder und unregelmäßiger durcheinander stürzt, für den giebt es in Deutschland keine zweite Stadt von einem so vielseitigen Interesse, wie Berlin.

Wir haben gesagt, Berlin ist die Stadt des Geheimnisses. Ja. Aber eben weil sie im Geheimnißvollen ihren Charakter findet, sucht Jeder hinter die Geheimnisse zu kommen. In dem Gegensatze zwischen der gleichmäßigen Aeußerlichkeit und der Verschiedenheit, welche sie verbirgt, entwickelt sich die witzige Seite des berlinischen Volksnaturells. Der Berliner macht einen Witz, indem er hinter die Geheimnisse seiner Zustände kommt. Er bezeichnet durch seinen Witz den Gegensatz zwischen Schein und Wesen. Damit ist er zufrieden, damit läßt er die Sache auf sich beruhen. So aber nicht wir. Wir müßen uns fragen: woher kommt der geheimnißvolle Charakter der Berlinischen Lebensverhältnisse? Aus welchen Bedingungen entwickelt er sich, wodurch wird er getragen? Ehe wir die politische Ursache in's Auge fassen, müssen wir eine andere allgemeine erwägen. Es liegt überhaupt im Charakter der nördlichen Völker ein Trieb nach Abschließung und Isolirung. Man lebt mehr in der Familie, als in der Gesellschaft, mehr im Hause, als auf den Straßen. My house is my castle, sagt der Engländer, aber in England wird dem familiairen Isolirungstriebe durch ein öffentliches Staatsleben das Gleichgewicht gehalten. So nicht bei uns. Bei den Engländern ist nur die Familie, bei uns ist auch der Staat ein Geheimniß. So mußte der Charakter des Geheimnißwesens bei uns alle Zustände von oben bis unten durchdringen und der Schleier, weil ein doppelter, um so dichter werden. Es ging allmälig jeder großartige Blick, jede kühne Lebensauffassung verloren; um so besser standen sich das Philisterthum, die Frivolität, die Raffinerie dabei. Das Bedürfniß zu öffentlicher Arbeit und zu öffentlichem Genusse ging verloren und man könnte beinahe, wenn der Vergleich nicht etwas zu kühn schiene, behaupten, daß das pensylvanische Gefängnißsystem schon längst bei uns eingeführt worden sei. Den klimatischen Neigungen kam das politische System zu Hülfe. Dieses an und für sich würde noch nicht den Berlinischen Geheimnißcharakter begründen.

In südlichen Ländern, wo der Absolutismus einen noch weit stärkeren Ausdruck findet, als bei uns, hat der Trieb nach einem öffentlichen Leben, wenigstens nach öffentlicher Erholung, nicht unterdrückt werden können. Wien ist in dieser Beziehung weit öffentlicher, als Berlin und man denke nur an Venedig, wo trotz des republikanischen Scheines der furchtbarste Absolutismus herrschte. Das geheime Regierungsprincip und die südliche, nach öffentlicher Lust drängende Volksnatur waren dort immer mit einander im Kampfe. Bei uns harmonirt ein geheimes Regierungsprincip mit dem geheimnißvollen Familiengeiste. Italien hat, trotz seines politischen Jammers, Oesterreich, trotz seiner politischen Reaction, immer noch ein öffentliches Leben. Wir, obgleich in Preußen der Intelligenz ein bei weitem größerer Spielraum gestattet wird, haben es nicht. Das kommt von der Harmonie unserer politischen und socialen Zustände, eine Harmonie, die sich wenigstens in diesem Punkte nicht wegläugnen läßt.

Dies haben wir sagen müssen, um den folgenden Schilderungen die richtige Grundfarbe zu geben. Man muß immer im Auge haben, daß Berlin die Stadt des Geheimnisses ist und daß ein volles, saftiges, öffentliches Leben hier durchaus nicht gefunden werden kann. Unter diesem Zustande leiden natürlich alle jene Institute, welche auf eine öffentliche Lust, auf ein öffentliches Leben begründet worden sind. Der Berliner versteht es weder öffentlich zu wirken, noch auch, sich öffentlich zu erholen. Er will eben nur eine augenblickliche Neugierde oder ein materielles Bedürfniß befriedigen. Wenn ihn nicht eine von beiden Bedingungen treibt, so geht er nicht leicht aus den Schranken des Familienlebens und der Privatcirkel heraus. Auf eine dauernde, allgemeine Theilnahme des Publikums kann kein öffentliches Lokal in Berlin rechnen. Zu allen Hemmnissen kommen noch die Schlagbäume unserer Standesunterschiede. Es mag in Berlin ein öffentliches Lokal eine noch so glänzende Ausstattung erhalten

und, um sich ein gutes Publikum zu gewinnen und zu erhalten, noch so sehr allen Anforderungen genügen wollen, es hält sich nicht, es geht zu Grunde an dem eigenthümlichen Charakter Berlin's und seiner Bewohner. Der „anständige“ Berliner besucht im Kreise seiner Familie ein jedes Lokal nur im Anfange des Bestehens, um seine Neugierde zu befriedigen, nachher überläßt er dasselbe durch die Bank den jugendlichen Schwärmern, den reichen Nichtsthuern, den Avanturiers aller Klassen und den prostituirten Frauenzimmern. Wo örtliche Rücksichten dieses aber nicht erlauben, wie z. B. bei dem Elysium im Thiergarten oder bei dem Tivoli auf dem Kreuzberge, da war immer der Untergang des Instituts nahe. Wir haben also in den öffentlichen Vergnügungslokalen Berlins nicht die produktive, ehrbare Klasse der Bevölkerung vor uns, sondern mehr ein frivoles Gemisch und buntes Gemengsel, dessen einzelne Gruppen wir nach und nach charakterisiren werden. Wo aber die „anständigen Berliner“ sich wirklich, sei es blos die Männer, oder in Gemeinschaft ihrer Familie versammeln, da pflegt der Charakter von einer so furchtbaren Langeweile und von einem so entsetzlichen Stumpfsinn vorzuherrschen, wie man es auswärts kaum zu glauben vermag.

So wie es jetzt ist. So ist es nicht etwa in jüngster Zeit geworden, so ist der historische Zustand. Schon von Alters her haben sich unsere ehrbaren Berliner von den öffentlichen Lokalen möglichst fern gehalten und die schönsten und geräumigsten öffentlichen Lokale sind immer die Sammelpunkte einer sehr frivolen und in ihren Bestandtheilen sehr wunderlichen Welt gewesen. Der älteste, ausgebreitetste Ruf war in dieser Beziehung von dem früher in der Dorotheenstraße belegenen Lokale „der Onkel“ gewonnen worden. Wir benützen zur Charakterisirung dieses Lokales die Data, welche wir in der Schrift: „Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer“ aufgezeichnet finden. Dieses schon unter der Regierung Friedrich Wilhelm II. begründete Lokal erfreute sich anfangs eines so

günstigen Rufes, daß es selbst vom Hofe eifrig besucht wurde. Mit der Zeit wurde es jedoch wegen seiner Nähe an der Universität ein Zusammenfluß der Studenten und der im Anhange derselben befindlichen liederlichen Frauenzimmer. Nachdem die Prostitution hier einmal ihren Sitz aufgeschlagen hatte, sank das Lokal immer mehr und wurde zuletzt der Haupttummelplatz der Berliner Dirnen. Namentlich bei den Bällen, welche hier am Mittwoch nach jedem ersten eines Monates statthatten, fand sich die gesunkene Berliner Frauenwelt zahlreich, wie zu einem großen Wahlfeste, ein. Die Polonaisen, welche an diesen Abenden über den Hof hinweg und durch die Logen hindurch getanzt wurden, hatten einen klassischen Ruf erlangt. Auch der Garderobier dieses Balles, der alte Oberland, war für Berlin eine klassische Person. Das Herrenpersonal bestand bei diesen Gelegenheiten außer den Studenten noch hauptsächlich aus Artilleristen und Bedienten, also aus sehr verschiedenen Elementen. Wie sich von selbst versteht, fielen unter einem so gemischten Publikum vielfache Excesse, namentlich aber arge Schlägereien vor und Mancher, der sich jetzt in einer hohen Stellung befindet, ist während seiner Studentenzeit unter den vier kleinen Lämpchen, welche über der Eingangsthür des betreffenden Hauses zu flimmern pflegten, mit blauem Rücken und leichter Börse hindurchgegangen. Natürlich sahen die Polizeibeamten und namentlich die akademischen Behörden diesem Treiben nicht mit günstigen Augen zu. Nachdem schon mehrere Jahre hindurch den Studirenden durch Anschlag am schwarzen Brett der Besuch dieses Lokales strenge verboten war, erfolgte im Jahre 1840 die völlige Schließung desselben.

Unter den Frauenzimmern, die in jenem Lokale verkehrten, waren namentlich zwei durch ihren fortwährenden Umgang mit Studenten so sehr in alle Regeln eines guten Comments eingeweiht, beide sprachen ein so vortreffliches Latein und hatten so viele Verse des Horaz aufgegriffen, tranken auch so bedeutende Massen von bairischem Bier und

wußten so gut mit der Muskellehre und der gesammten Anatomie Bescheid, daß sie füglich eher als mancher ihrer Anbeter in's Examen zu gehen vermochten. Die eine von ihnen nannte man das Droschkenpferd.

Neben dem Onkel existirten, wie unsere oben angegebene Quelle berichtet, damals noch einige ähnliche Lokale, die sich jedoch eines minder klassischen Rufes erfreuten, theils auch eine ganz verschiedene Tendenz erfüllten, namentlich die Wegener'sche Tabagie in der französischen Straße, der Römersaal in der Münzstraße, die Letz'schen Anlagen vor dem Oranienburger Thore (die spätere Villa bella), die Friedrichstädtsche Halle in der Krausenstraße und das Gräbert'sche Lokal in der Waldemarstraße. Alle diese Lokale wurden von einem sehr gemischten, leichtsinnigen Publikum besucht. Der Römersaal und die Letz'schen Anlagen waren von den akademischen Behörden ebenfalls in den Bann gethan, wurden aber nichts desto weniger hauptsächlich von Studenten besucht. Das Gräbert'sche Local war namentlich durch seine theatralischen Vorstellungen und unter diesen insbesondere durch seine Ballets berühmt geworden, und wenn dieselben über die Bühne gingen, so konnte man selbst einzelne unserer angesehensten und gebildetsten Männer unter dem buntgemischten Publikum erblicken, welche sich nicht scheuten, den künstlichen Produktionen des Fräulein .... und den Sittenpredigten des Vaters Gräbert auf ein Stündchen, unter dem Deckmantel des Incognito, beizuwohnen. Vater Gräbert besaß die eigenthümliche Marotte, daß er die Geburtstage aller, sowohl der lebenden als der verstorbenen Mitglieder unseres königlichen Hauses durch seine Ballfeste und theatralischen Vorstellungen verherrlichte.

Alle diese Lokale traten aber völlig in den Hintergrund und verschwanden in düstere Nacht, als etwa um das Jahr 1830 das alte Krüger'sche Colosseum in der Jakobsstraße gleich einem glänzenden Meteor am Horizonte der Berliner Vergnügungen emporstieg. Dieses Lokal war, nach

der oben angegebenen Quelle, offenbar das gemüthlichste, anständigste, glänzendste und zugleich comfortableste, welches jemals in Berlin existirt hat und vielleicht je existiren wird. Mag der Kroll'sche Wintergarten noch so grandios und majestätisch, noch so brillant und glänzend sein, nie werden seine Besucher mit solcher Wärme und Gemüthlichkeit, nie so con amore in ihm verweilen, als dieses bei dem alten Colosseum der Fall war. Nachdem die erste Neugierde der Berliner befriedigt worden war und das Lokal aufgehört hatte, ein privilegirtes Besitzthum der höheren Stände zu sein, concentrirte sich in solchem allmälig eine höchst heitere, fröhliche und doch äußerlich höchst anständige Gesellschaft,, welche alle in socialer Beziehung interessanten Momente Berlins in sich vereinigte. Freilich gewann das prostibulum auch hier sehr bald die Oberhand, aber doch hatte das Lokal so viele in sich abgesonderte Räume, daß sich in demselben füglich die verschiedenartigsten Elemente ohne gegenseitige Belästigung vereinigen konnten und Herr Krüger wußte den richtigen Takt gewöhnlich so sehr zu treffen und eine so strenge Aufsicht zu handhaben, daß die Schranken der Geselligkeit sehr selten überstiegen wurden. Der Brand des Colosseums war daher für manchen Berliner und manche Berlinerin ein harter Schlag, aber ein noch härterer für Herrn Krüger selbst, der durch solchen bekanntlich selbst auf längere Zeit in's Gefängniß gerieth. Nachdem er jetzt aber durch richterliches Urtheil von dem auf ihm lastenden Verdachte vollkommen freigesprochen worden, soll er die Absicht hegen, ein neues Institut zu begründen.

Wenn das Colosseum den Vergnügungstrieb der Berliner so ziemlich centralisirt hatte, so ging er seitdem nun immer mehr aus einander und er zertheilte sich nach allen Richtungen. In neuester Zeit ist es versucht worden, einen neuen, großartigen Vereinigungspunkt zu finden und zwar in dem Kroll'schen Etablissement vor dem Brandenburger Thore. Aber es will durchaus nicht mehr gelingen. Keine Stadt in Deutschland hat ein ähnliches Lokal aufzuweisen, wie Berlin in diesem

Kroll'schen Etablissement und Berlin ist eine große Stadt. Dennoch ist Herr Kroll noch vor kurzem, wie es ihm schon in Breslau geschah, von seinen Gläubigern ermittirt worden und es hat Mühe und hohe Protektion gekostet, um ihn, unter Administration gesetzt, wieder zu installiren. Welche Schicksale das Kroll'sche Etablissement noch haben wird, ist nicht leicht vorauszusehen. Wie eine kleine Stadt, wenigstens wie eine großartige Burg mit Thürmen und Mauern überragt es den Exercierplatz. Die ganze Einrichtung ist majestätisch. Die Pracht des großen Saales, mit den Logen, die ihn umgeben und seinen beiden Seitensälen übertrifft beinahe alle Beschreibung. Unsere Zeit beschränkt die Pracht nicht mehr auf die Einsamkeit fürstlicher Paläste, in ihrem demokratischen Charakter nimmt sie dieselben auch für die große Menge in Anspruch. Die großen Säle des Kroll'schen Etablissements, im Glanze der tausend Gasflammen, durchrauscht von den starken, fröhlichen Tonwellen eines großen Orchesters und durchwogt von einer bunten, mannigfaltigen Menge, gewähren allerdings einen überraschenden Eindruck und man ist wohl im Stande, hier in diesem Geschwirre und Gewirre die kleinen Sorgen des Lebens und die Principienfragen der Gegenwart zu vergessen, auf Abenteuer auszugehen und vielleicht an irgend einem verführerischen Auge hängen zu bleiben.

Wenn Herr Kroll weiter nichts thun wollte, als sein prächtiges Lokal offen halten, für gute Musik und gute Bedienung sorgen, so würde das Etablissement für die große Menge der Berliner, nachdem sie ihre Neugierde befriedigt haben, keine grosse Anziehungskraft mehr besitzen; Herr Kroll muß also alle Mittel der Raffinerie aufbieten und immer darüber aus sein, den Berlinern etwas Neues, etwas ganz Unerhörtes zu versprechen. Italienische Sommernächte, chinesische Nächte, Sommernachtsträume, Verloosungen, Bohnenfeste, phantastisch arrangirte Maskenbälle, Weihnachtsausstellungen, Blumenüppigkeit, Wiener Theater, Alles wird in

den Kreis der Kroll'schen Spekulation hineingezogen und den Berlinern in riesengroßen Anschlagezetteln verkündigt. Strauß wird aus Wien herbeigeholt, um mit seinen Walzern die Füße der Berliner und Berlinerinnen zu beflügeln, aber Strauß hat selber gemeint, daß hier in Berlin sein Boden nicht sei und daß die Verführungskünste seiner Tänze dem Berlinischen Naturell wenig anhaben könnten. Er ist unbefriedigt mit seiner Capelle in die österreichische Kaiserstadt zurückgezogen. Für die Größe des Lokales ist an gewöhnlichen Tagen, wo nicht etwas ganz Besonderes die Neugierde der Berliner anlockt, der Besuch viel zu gering und Herr Kroll, der den Eintrittspreis anfangs auf 10 Silbergroschen festgesetzt hatte, hat sich schon seit längerer Zeit genöthigt gesehen, denselben bis auf die Hälfte zu reduciren.

Kein Fremder aber, der Berlin auf einige Zeit besucht, wird es hoffentlich versäumen, das Kroll'sche Etablissement an einem seiner Glanzabende oder einer seiner Glanznächte zu besuchen. Es sind hier tiefe Blicke in den Zustand der Berlinischen Welt zu thun. Es kann hier mancher Schleier gelüftet werden. Aber dem Fremden entgeht gewöhnlich das Meiste und er kann zufrieden sein, wenn er nicht eine schlimme Erfahrung macht. Er muß vor allen Dingen nicht glauben, daß er hier das sogenannte „anständige Berlin" vor sich hat. Es umwirbelt und umgaukelt ihn das frivole Berlin, sei es auf der Basis des Reichthums, der Verschwendung, der Lüsternheit, der Langeweile, oder sei es auf der Basis der Noth, des Erwerbes, des jugendlichen Leichtsinns, der Schwindelei, der Prostitution. Denn die Prostitution hat sich auch mit jenem breiten Strome, womit sie unser ganzes Leben durchzieht, des Kroll'schen Lokales bemächtigt. Kaum noch die drei ersten Bälle, welche in diesen prächtigen Räumen gegeben wurden, waren von einem durchaus „anständigen" Publikum besucht, bei dem vierten und fünften drängte sich das Heer der Prostitution schon kräftig hervor, schon bei dem sechsten war die bekannte Lakaientochter die Königin des

Tages, bei dem siebenten und achten fanden sich die Taschendiebe und Spieler mit ihrem dunklen Anhange ein, schon bei dem neunten und zehnten konnte das Auge des Kenners die Geheim-Räthin neben der herausgeputzten Dirne sitzen sehen und bei dem elften und zwölften überwog schon der prostituirte Theil der Damengesellschaft den nicht prostituirten. Sehr bald aber, wie es in der oben angeführten Schrift heißt, war es eine ausgemachte Erfahrung, daß nur die Nachmittagsconcerte der Wochentage und die ersten Stunden der Ballnächte den Besuch anständiger Damen zuließen, die Stunden nach Mitternacht und die Abende des Sonntags mußte man dem gewöhnlichen Publikum und den Gewalthabern der Prostitution überlassen. Will Herr Kroll diese aus seinem Lokale verbannen, was ihm übrigens sehr schwer gelingen wird, so bereitet er sich, wie wir ihm mit Gewißheit voraussagen wollen, selbst den Ruin. Die Prostitution ist nun einmal in Berlin die Trägerin des gesammten öffentlichen und heitern Lebens geworden.

Der Fremde, der diese Räume durchstreift und eine Reihe weiblicher Schönheiten, in der elegantesten Toilette, mit der decentesten Miene, mit dem sittsamsten, jungfräulichen Anstande, beschützt von einer alten „Mutter" oder „Tante" oder Bräutigam oder sonst irgend was, erblickt, der wagt es kaum, den Gedanken Raum zu geben, die wir ihm eingeflüstert haben. Aber ein guter Freund, ein Berliner, kommt ihm zu Hülfe uud bereichert die Memoirenlitteratur. „Sieh' dort jene Schönheit, zwar nicht mehr jung, aber immer noch schön. Wer ist sie?" fragt unser Fremde. „Die kennst Du nicht?" antwortet der Berliner. „Jeder Lüstling und jeder Criminalkommissarius erzählt Dir ihre Lebensgeschichte." Der Fremde wird neugierig und der Leser hoffentlich auch. Wenn Leserinnen nicht allzu neugierig auf die höchst interessante Lebensgeschichte einer Berliner Schönheit sind, so mögen sie diese Biographie, die wir nach der Schrift: „Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer" mittheilen — über-

schlagen; lesen sie aber dieselbe, so werden sie an dieser vereinzelten Biographie einen nicht unwichtigen Blick in unsere Berliner Lebenszustände thun können!

Die Familie ** hat in den Annalen der Polizei- und Criminalwissenschaft einen historischen Ruf erlangt. Dieselbe bestand aus Vater, Mutter und elf Kindern. Vater und Mutter waren lange Zeit Mitglieder einer weit verzweigten und höchst gefährlichen Diebesbande und haben deshalb bedeutende Zuchthausstrafen verbüßt, auch alle Söhne sind wegen Verbrechen schwer bestraft und alle Töchter sind berühmte Dirnen. Schon während der Freiheitskriege haben die Vorfahren dieser Familie eine bedeutende Rolle als Spione, Lieferanten, Marketender gespielt.

Am berühmtesten unter den Töchtern ist namentlich die älteste, welche wir hier Hulda nennen wollen. Sie war kaum erwachsen, als sie das Schicksal traf, daß ihre Eltern und ihre älteren Geschwister wegen bedeutender Verbrechen, deren sie sich schuldig gemacht hatten, auf lange Zeit in's Gefängniß gesetzt wurden. Sie selbst, von allen Hülfsquellen entblößt, wurde nun schon im 15ten Lebensjahre eine ganz gewöhnliche Dirne, welche die gemeinsten Kneipen besuchte und sich mit einem täglichen Verdienst von 5 Sgr. glücklich schätzte.

„Aber," warf der Fremde ein, „warum hat man sich ihrer nicht angenommen, ehe sie so tief sank? Du sagtest doch selbst, sie sei von allen Hülfsmitteln entblößt gewesen, das verlassene, verwahrlosete Kind einer Verbrecherfamilie! Es wäre Pflicht des Staates, der Gesellschaft gew —"

Der Berliner ließ sich nicht irremachen. Er betrachtete diesen Einwurf als unwesentlich und fuhr fort: „Aber sehr bald schwang sie sich zu einer besseren Lage empor, indem die täglich mehr aufblühende Schönheit ihres Körpers allgemeine Aufmerksamkeit erregte und indem sie geistige Fähigkeiten genug besaß, diese Schönheit durch ein gewandtes Benehmen und eine klug berechnete Taktik vielfach zu unterstützen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihr schwarzes Haar, welches nur dazu diente, ihre blendend weiße Haut noch mehr hervorzuheben, ihre großen, schwarzen Augen, in welchen stets ein orientalisches Feuer glühte, ihr herrlich geformter Nacken, die eigenthümliche Grazie, welche sich in ihren Bewegungen aussprach und die Natürlichkeit und Geschicklichkeit, mit der sie sich in alle Situationen zu finden wußte, machten sie überall zur Siegerin. Namentlich aber war ihr Körper der schönste, den je ein Weib besessen hat.

Das Theater und das alte abgebrannte Colosseum waren die ersten Orte, an denen sie ihre spätere historische Laufbahn eröffnete. Als gewöhnliche Dirne von Studenten nach jenen Localen mitgenommen, wurde sie bald die Krone derselben, und sogar Personen der höchsten Classen scheuten sich nicht, hier ihre Augen auf sie zu richten. Mit einer glänzenden Toilette, die freilich anfangs nur aus geliehenen Kleidungsstücken bestand, besuchte sie daher sehr bald nur noch die feineren Locale und statt der Groschen regneten ihr die Louisdore zu. Etwa 18 Jahre alt, lernte sie den reichen Grafen .... kennen, der sie sofort zu seiner erklärten Maitresse erhob und für ihre Bedürfnisse mehr denn reichlich sorgte.

Dieses Verhältniß war aber nur das Vorspiel zu einem höhern, indem sie bald darauf einen Prinzen eines auswärtigen, fürstlichen Hauses kennen lernte, den sie so sehr zu fesseln wußte, daß der Graf sie diesem abtreten mußte und daß dieser sie in eine wahrhaft glänzende Lage versetzte. So treffen wir denn plötzlich die ehemalige Gassendirne, den Sprößling einer gefährlichen Verbrecherfamilie, als Geliebte eines Fürsten und schwelgend im Reichthum und in der Ueppigkeit, denn ihr Gönner bestritt nicht nur alle ihre Ausgaben, sondern gewährte ihr sogar noch ein Taschengeld von monatlich 50 Thalern. Aber wie solches gewöhnlich bei Dirnen dieser Art der Fall ist, sie war dem Herzog nicht treu, sondern ergab sich noch nebenbei Ausschweifungen aller

Bayerische Staatsbibliothek München

Art und bewirkte es so, daß der Herzog allmählig kälter gegen sie wurde und ihr nur noch ein Taschengeld von monatlich 20 Thalern gab. Doch auch diese fielen hinweg, als der Herzog bald darauf starb.

Nun mußte sich Hulda wiederum einschränken und sie kam vom Herzoge auf einen Baron, der ihr summa summarum monatlich nur 30 Thaler gab. Diese Einnahme deckte natürlich die Bedürfnisse der verwöhnten Hulda nicht und so nahm sie ihre alten Gänge wieder auf. Zugleich trat sie in dieser Zeit mit den berühmten Dirnen, Geschwistern P., in Verbindung und trieb sich mit diesen an allen öffentlichen Orten umher, namentlich aber traf man sie in den ersten Ranglogen des Königlichen Theaters. Hier war auch das eigentliche Terrain, auf dem sie ihre Siege feierte. Hier wußte sie ihren blendend weißen Nacken, ihre brennenden Augen und ihr herrlich gelocktes Haar so vortheilhaft geltend zu machen, sie wußte den Schwanenhals so sehr nach allen Seiten zu drehen, so viel zu liebäugeln, zu coquettiren, und zu lorgnettiren, daß sie sehr bald die Aufmerksamkeit der Männerwelt erregte und daß sie sich jedesmal einen oder mehrere Anbeter erwarb. Die Polizeibehörde fand sich daher veranlaßt, ihr den Besuch der ersten Ranglogen zu verbieten, weil man es unmöglich dulden konnte, daß eine Person derartigen Gelichters ihr Wesen ganz keck in der unmittelbaren Nähe der ersten Würdenträger des Staates trieb. Zwar verstieß Hulda bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande häufig gegen dieses Verbot, aber dasselbe war doch ein empfindlicher Schlag für sie. Ueberhaupt wurde sie in jener Zeit (es war etwa ihr zwanzigstes Jahr) vom Mißgeschick arg verfolgt. Das Verhältniß mit dem Baron löste sich bald wieder auf und sie kam nun an einen Bürgerlichen, von dem sie nur 15 Thlr. monatlich empfing.

Nachdem auch dieser sie verlassen hatte, sank sie so weit, daß sie wiederum ganz gemeine Straßendirne wurde und daß sie als solche zum Arrest kam.

Aber nicht lange währte dieser Zustand. Sie raffte sich sehr bald wieder empor, um eine neue Tragicomödie, die man den zweiten Act ihres Lebens nennen könnte, zu spielen.

Auf ihren Streifzügen lernte sie einen leichtsinnigen, jungen Mann kennen, der eben erst selbstständig geworden war und ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß. Dieser verliebte sich so leidenschaftlich in sie, daß er sie heirathete und daß er ihren Besitz für sein höchstes Glück schätzte, obwohl solcher, wie wir gleich sehen werden, die Quelle des härtesten Unglücks für ihn wurde. Der Unglückliche, den wir S. nennen wollen, hatte keine Ahnung davon, daß sein Geld einmal alle werden könne. Die Verwandten seiner damals 22jährigen Gattin waren allmählig aus den Gefängnissen entlassen worden und quartierten sich einer nach dem andern bei ihm ein, so daß er sehr bald die ganze Familie zu ernähren hatte. Diese lebte eben so wie er, in Saus und Braus, und war eben so wenig wie er auf die Zukunft bedacht. Was aber das am meisten Komische bei dieser Wirthschaft war, einer unserer gefährlichsten Taschendiebe, der zum Anhang der Familie ** gehörte, machte den Rechnungsführer bei dem Vermögen des verblendeten S.

Schon in Jahresfrist ging es daher mit diesem Vermögen auf die Neige, und S. ergriff nun die Ausflucht, daß er mit seiner Frau nach einer ziemlich weit entlegenen kleinen Stadt zog, indem er glaubte, daß er dort billiger leben werde. Hulda willigte mit Freuden ein in diesen Vorschlag, da sie sich darnach sehnte, nun auch in der höhern Welt eine intriguante Rolle zu spielen und da ihr in Berlin der Makel, der an ihrer Person hing, überall hinderlich in den Weg trat. So kam denn Herr S. mit seiner Hulda in der kleinen Stadt an. Man miethete dort ein brillantes Landhaus, hielt sich Equipage, Leibjäger, Bedienten und machte ein großes Haus. Man hielt offne Tafel für jeden, der da kommen wollte und Hulda wurde durch ihre blendende Schönheit, durch ihr gewandtes, liebenswürdiges Benehmen und durch den Anstrich von Bildung, den sie sich

mittelst ihrer überaus günstigen Geistesfähigkeiten unglaublich schnell anzueignen gewußt hatte, sehr bald die Königin aller Feste jenes Ortes und man schätzte sich glücklich, eine solche Acquisition für denselben gemacht zu haben.

Aber plötzlich sollte Hulda mit ihrem ganzen Hofe in einer höchst grausamen Art aus ihrem Himmel gerissen werden. Ein flotter Bruder Studio, der aus jenem Orte gebürtig war, kehrte während der Sommerferien von Berlin nach seiner Heimath zurück und wurde natürlich von seinen Angehörigen auch zu den Festen der reichen und liebenswürdigen Madame S. geführt. Man erschöpfte sich in Schilderungen von der Anmuth und Vornehmheit derselben. Einer wollte eine Prinzessin, ein Anderer eine Gräfin und Gott weiß, was alles, in ihr ahnen. Der Bruder Studio war sehr neugierig, aber wie erstaunte er, als er Madame S. ansichtig wurde.

„Straf' mich Gott," rief er aus, „das ist ja die berüchtigte Dirne aus Berlin, die ich als Brandfuchs häufig genug auf meiner Stube gehabt habe, die ich nach dem Colosseum mit mir genommen, die ich dort eingeführt, die mir mehr als einen ganzen Thaler an einem Abend gekostet und die mir der alte Graf fortgeschnappt hat. Himmel Wetter, wie kommt die Person hieher, und was seid Ihr für Dummköpfe, daß Ihr sie wie eine Prinzessin traktirt."

Wie ein Donnerwort traf diese Nachricht die ganze Residenz der bisher allgemein angebeteten Hulda. Wie steckten die Krähwinkler ihre Köpfe zusammen, wie zupften sie an ihren Perücken und wie schadenfroh lachten die Weiber, indem sie wie aus einem Munde riefen: „Haben wir es nicht gleich gesagt, da steckt was dahinter!"

Natürlich war die Höflingsschaar sehr schnell zerstoben, und Hulda's Landsitz stand öde und verlassen da. Jeder wich ihr scheu aus und sie mußte um so mehr Anstalten treffen, nach Berlin zurückzukehren, als das Vermögen ihres Mannes nunmehr vollständig erschöpft war.

Als ruinirter Mann kam S. wieder in Berlin an. Nachdem alles versetzt und verkauft war, machte er Schulden auf Schulden und er ließ sich sogar verleiten, Betrügereien zu verüben. In Folge derselben wanderte er in Gemeinschaft mit seiner schönen Gattin in's Criminalgefängniß.

Beide Ehegatten hatten an den verübten Verbrechen gleiche Schuld, aber Hulda hatte Gelegenheit gefunden, mit ihrem Manne im Gefängnisse Durchstechereien zu treiben, und so ließ sich dieser aus Liebe zu ihr bewegen, alle Schuld auf sich zu nehmen. Sie wurde wieder freigelassen, er aber blieb für lange Zeit im Gefängnisse und in der Strafanstalt.

Und was war der Dank für diese Treue? Hulda sah sehr wohl ein, daß ihr S. jetzt eine unnütze Bürde sei und daß sie von ihm nichts mehr gewinnen könne. Sie stellte daher unter dem Vorwande, daß ihr Mann sich Verbrechen schuldig gemacht habe, eine Ehescheidungsklage gegen ihn an!

Nun gingen dem Unglücklichen endlich die Augen auf, auch er klagte und so erfolgte denn die Trennung der Ehe. Was muß der arme Bedauernswürdige gelitten haben? Aus einem reichen, unbescholtenen Manne war er so schnell zum Mann einer Dirne und dann zu einem armen Verbrecher geworden, und nun er in dieses Elend gerathen war, verließ ihn die, der er alles geopfert hatte, mit frechem Hohne, um die Prostitution fortzusetzen.

Natürlich ging es unserer Hulda anfangs wieder sehr schlecht, sie zog zu ihrer Familie und trieb sich auf den Gassen umher. Sie, die Königin der Feste, die Angebetete war schnell in die tiefste Tiefe herabgestiegen. In jener Zeit machte sie auch mit einer Menge Dirnen mittlerer und niederer Gattung Bekanntschaft und unterhielt mit ihnen vielfachen Verkehr.

Aber auch jetzt wußte sie sich aus ihrer Lage bald wieder emporzuraffen; zwar war sie nun den Dreißigen bald nahe, aber noch immer war sie schön und namentlich, wenn sie die Künste der Toilette zu Hülfe nahm, so gar bezau-

bernd schön. Das Theater war wiederum der Strand, an dem sie ihre Netze auswarf und hier beginnt der dritte Akt ihres Lebens.

Sie nahm zuerst den Grafen ...... für sich ein, der sie wiederum zu seiner Maitresse machte und auf das glänzendste unterhielt. Zwar verließ er sie bald wieder, sie mußte ihre glänzende Einrichtung auf's Neue verkaufen und gerieth wieder in eine beschränkte Lage, aber sehr bald gelang es ihr, neue Eroberungen zu machen. In kurzer Reihenfolge gingen ein griechischer Fürst, zwei Kammergerichts-Refendarien, ein Prinz, drei Barone, zwei Grafen, einige Kaufleute, viele Beamte u. s. w. an ihr vorüber, von denen jeder natürlich bedeutende Summen bei ihr zurückließ.

Zuletzt aber lief sie in einen sichern Hafen der Ruhe ein, indem es ihr gelang, die Liebe eines reichen und hieselbst in angesehenen Verhältnissen lebenden Ausländers zu gewinnen und bis auf heutige Stunde zu bewahren. Dieser gewährt ihr eine fast fürstliche Existenz, welche Hulda gar trefflich zu genießen weiß. Ihre Salons sind ein Versammlungsort eines frivolen Theils der feinen Welt und es geht in solchen gar eigenthümlich her. Ueberall herrscht Verschwendung und Ueppigkeit, und eine Prinzessin kann nicht in besseren Verhältnissen leben, als jetzt Hulda.

An jedem Morgen erwacht sie erst um 9 Uhr in ihrem mit indischer Pracht und morgenländischem Raffinement eingerichteten Himmelbett. Domestiken aller Art stehen ihrem Befehle zu Gebote und im schneeweißen Negligee nimmt sie in der Umgebung ihrer Busenfreundinnen, von denen sie bald diese, bald jene um sich hat, ein solennes Frühstück ein.

Um 11 Uhr beginnt die Toilette. Während solcher haben noch diese und jene Freunde der früheren Zeit bei ihr Zutritt, und sie widmet ihnen ein Stündchen vertrauensvoller Unterhaltung. Die ersten Restaurateure der Stadt liefern ein ausgezeichnetes Mittagsmahl, und nach einigen Stunden der Ruhe oder des Spazierganges wird entweder das Theater

oder ein anderes öffentliches Lokal besucht oder es fangen die betreffenden Herren Grafen und Barone aller Länder und Nationen an, sich einzufinden. Man arrangirt den Spieltisch, man singt, spielt, ißt, trinkt, schwelgt bis in die Nacht hinein und entfernt sich endlich gegen Morgen, um am nächsten Abende von neuem zu beginnen. Hulda ist überall die Königin des Festes; zwar beginnen ihre Reize nun auch allmälig zu verblühen, aber die Künste der Toilette sind allmächtig und sie weiß ihre Begleiterinnen immer so schlau zu wählen, daß diese ihr sehr geschickt als Folie dienen. So siehst Du sie auch hier."

Der Fremde warf einen langen, prüfenden Blick auf die Berliner Schönheit. Dann sagte er zu seinem Freunde:

„Was Du mir da erzählt hast, klingt wie eine Fabel."

Der Berliner aber antwortete: „Ich habe die Facta aus Hulda's Leben nackt und ungeschminkt hingestellt, wie uns die Wirklichkeit sie geliefert hat und ich enthalte mich aller Reflexionen darüber. Bemerke dort die schlanke Dame mit dem vornehmen Anstande, an der Seite des hohen Mannes. Vor einem Jahre war sie noch abwechselnd Straßen- und Schenkdirne, jetzt ist sie die Frau eines russischen Grafen. Man kann den Zustand unserer Gesellschaft nicht besser kritisiren, als in solchen Memoiren."

„Du hast mir," sagte der Fremde, „erst die drei ersten Akte aus Hulda's Leben mitgetheilt. Wie wird der vierte und fünfte sein?"

Der Berliner zuckte die Achseln. Das Orchester begann, bunte Gruppen durchraseten den großen Saal; die Freunde verloren sich in dem Gewühle.

Wenn sich auch nicht überall so effektvoll, wie in dem Lebenslaufe einer Hulda, eine Partie der Berlinischen Lebensverhältnisse darstellt, so wird doch Jedermann begreifen, daß für eine solche Spitze nach allen Richtungen hin eine breite Unterlage nothwendig ist, ohne die sich eben eine solche Spitze nicht ausbilden könnte. Damit thut denn der Leser einen

ernsten Blick in das sittliche Treiben Berlins, welches sich gerne hinter dem Schleier des Anstandes und der Würde verbirgt. Es wird ihm aber nicht mehr allzu schwer sein, hinter die Geheimnisse zu kommen, wenn er mit prüfenden Augen die glänzende weibliche Welt in den reichen Sälen des Kroll'schen Etablissements mustert. Die Prostitution hat sich in alle Lebenszustände Berlins hineingedrängt und bei den öffentlichen Festlichkeiten ist sie zum großen Theil Tonangeberin geworden. Damit kann jedoch nicht gesagt sein, daß sie einen großen Kreis der weiblichen Welt, der vorzugsweise und von Rechtswegen auf die Bezeichnung der Sittlichkeit Anspruch macht, auszuschließen und aus den öffentlichen Lokalen, hier namentlich aus dem Kroll'schen Lokale, ganz zu verdrängen im Stande sei. Es mischt sich alles bunt durch einander. Aber man kennt in Berlin viele Nüancen von der unverhohlenen Prostitution bis zur unschuldigen Mädchenhaftigkeit und bis zu der streng abgeschlossenen Ehe. Alle diese Zustände aber sind hier in dieser reichen, weiblichen Welt, welche in tausend Farben und mit allen Toilettenkünsten schimmert, vorhanden und, wenn man Glück und Blick hat, zu entdecken.

Wir haben es jedoch nicht blos mit dem weiblichen, sondern auch mit dem männlichen Theile der Besucher zu thun, und dieser ist womöglich noch bunter, als jener. Auch hier, wie bei dem weiblichen Theile, kann man zwei Hauptunterschiede machen. Die einen kommen, um Gelegenheit zum Erwerbe zu suchen, die anderen, um zu genießen. Unter den Erwerblustigen in unsern öffentlichen Lokalen steht natürlich unsere geheime Industrie, das Heer der Taschendiebe und der falschen Spieler, oben an. Daß dieses Heer sich namentlich an reichbesuchten Abenden mit vorzüglicher Macht und mit fein ausgedachten Feldzugsplänen auf das Kroll'sche Etablissement wirft, liegt in der Natur der Sache. Hier, wo das Vergnügen durch Luxus und Piquanterie am meisten gesteigert wird, sind am leichtesten reichgespickte Börsen und junge,

unerfahrne Männer aufzugreifen. Die Berliner Polizei hat zwar ein scharfes Auge und erkennt manchen Vogel gleich an den Federn; aber wie ist in einer Stadt, wo allein 12,000 Menschen fortwährend unter polizeilicher Aufsicht stehen, und bei der Raffinerie unserer geheimen Industrie, eine entschiedene Controlle möglich? Es erscheint das Heer der Geheimen im Kroll'schen Etablissement nur anständig und in der Regel sogar elegant. Eine genaue Verbindung und einen direkten Rapport zwischen der männlichen Industrieritterei und der weiblichen Prostitution wird, der Natur dieser Zustände nach, wohl Niemand allzu wunderbar finden. Ein eleganter Industrieritter ist häufig der Schein-Bräutigam oder Schein-Bruder einer eleganten Prostituirten oder spielt wohl gar mit großem Nachdrucke die Rolle eines beleidigten Ehemannes. Ist an dem einen Ende des Saales eine Börse abhanden gekommen, so erwartet man sie gewiß nicht leicht an dem anderen Ende desselben in dem Muff einer zwar elegant, aber doch sehr sittsam gekleideten Dame.

Der Industrieritter eröffnet seinen kühnen Feldzugsplan sehr gerne an der Casse, wo man die Entreebillets löset und wo also manche gefüllte Börse zum Vorschein kommt. Nun muß der Ritter seinen Mann in's Auge fassen und namentlich darauf achten, wohin derselbe sein Geld steckt, damit er gleich den richtigen Griff anwenden könne. Am leichtesten für den Industrieritter wird alsdann seine Manipulation, wenn die Börse oder die Brieftasche in der hintern Rocktasche verschwindet, am schwierigsten, wenn man sie vor der Brust trägt. Und dennoch hat die Berliner Industrie auch schon in diesem Falle sehr Erstaunenswürdiges geleistet. Gewöhnlich benutzt der Industrieritter ein Gedränge oder er verursacht selbst mit seinen Collegen ein solches, um das Wild, welches er auf dem Striche hat, auszuweiden. In der Regel läuft alsdann das Gestohlene gleich durch viele verschiedene Hände, um die Entdeckung und die Nachforschungen der Polizei so ziemlich unmöglich zu machen. Die Industrie hat zuweilen

sehr große Erndtetage, namentlich in den Nächten der Kroll'schen Maskenbälle und selbst höhere Polizeibeamte sind von derselben mit genialer Frechheit ausgeweidet worden.

Eine andere Taktik verfolgt die schlaue Cohorte der falschen Spieler, so innig sie auch mit den Taschendieben und den Prostituirten in der Regel verbunden zu sein pflegt. Berlin hat unter seinen falschen Spielern nicht wenige Menschen aufzuweisen, die von vorn herein den allergünstigsten Eindruck machen, die sich, was man so zu sagen pflegt, in jeder Beziehung ein „edelmännisches Wesen" zu eigen gemacht haben, nur daß sie gewöhnlich bedeutend mehr Geist und Lebenskenntniß, als unsere Edelleute, besitzen. Sie sind liebenswürdig, ritterlich, belesen, galant gegen Damen, aufgeweckt und witzig. Sie wissen mit dem Landjunker eben so gut von seinen Schafen und Kühen, wie mit dem Cavallerieoffizier von Pferden, wie mit dem Wüstlinge von allen Schlupfwinkeln und Spielarten der Prostitution, mit dem Gelehrten von Literatur zu reden, und sie haben die Entartung und Entsittlichung des Lebens zu einer Art von praktischer Philosophie erhoben, die zuweilen den Anstrich der Genialität erhält und leicht einen unerfahrenen oder beschränkten Kopf einnehmen kann. Häufig sind diese Menschen, ohne alle Grundlage wahrhafter Bildung, nur in der Schule des Verbrechens und des praktischen Lebens aufgewachsen, und man muß sich oft mit Bedauern sagen, was sie, unter andern Verhältnissen, mit ihrer natürlichen Begabung, mit ihrem scharfen Geiste hätten leisten können. Es giebt aber unter den Spielern eben so viele Nüancen, wie unter den Taschendieben und unter den Prostituirten, von den Elenden an, die in dunkeln Kellern dem Handwerksgesellen und Bedienten den Groschen abnehmen, bis zu denjenigen, die in großen Salons vor einem vornehmen Publikum mit Louisd'orn und Doppellouisd'orn herrschen. Hier in's Kroll'sche Etablissement kommt die untere Sorte nicht. Nur der Mittelstand und die Aristokratie der Spieler von Profession treibt

sich hier umher und sucht Geschäfte zu machen. Natürlich macht sich der Spieler nicht an den Ersten, den Besten heran, der ihm aufstößt. Auch taxirt er seine Leute nicht blos nach der Kleidung, denn er weiß an sich selber, wie trügerisch der Schein derselben heut zu Tage geworden ist. Er muß es mit ziemlicher Gewißheit sehen, daß der neue Vogel auch Federn hat, ehe er anfangen mag, seine Schlingen zu legen. Eine kleine Gefälligkeit, eine Prise, ein conventionelles Nichts bildet den Anfang der Operation und der Spieler hat nun vor allen Dingen sein Augenmerk darauf gerichtet, die Leidenschaften, die Neigungen, die Sympathieen und Antipathieen seines Opfers in spe zu erforschen. Je nach ihnen, zeigt er sich alsdann im vortrefflichsten Lichte. Der Wein, die Prostitution, die Karte, der Liberalismus, die Industrie, die Musik, alles benutzt er, jenachdem es ihm wirksam scheint, um sein Opfer zu ködern. Leicht merkt er, ob er einen Unerfahrenen, einen mit guten Vorsätzen aus dem Vaterhause Entlassenen oder einen Weltgewiegten vor sich habe. Natürlich richtet er auch darnach seine Taktik ein. Wünscht der Geköderte erst die interessante, bei Kroll gemachte Bekanntschaft weiter fortzusetzen, ist er erst in jene Salons eingeführt, wo unter dem Scheine der größten Decenz und der ruhigsten Vornehmheit prostituirte Frauenzimmer die liebenswürdigsten Wirthinnen machen, oder ist er erst in jene Weinstuben gekommen, deren Publikum aus verbrecherischen Rupfern und gutmüthigen Gerupften besteht, so wird seine volle Börse bald an der Schwindsucht sterben.

Noch einer dritten Sorte von Männern wollen wir erwähnen, die an öffentlichen Orten im „Dienste" stehen, während sich alles nur dem Vergnügen zu widmen scheint. Es sind dies die Begleiter der prostituirten Frauenzimmer, welche dafür, daß sie bei verschiedenen Gelegenheiten bald erscheinen, bald verschwinden, bald nachsichtig, bald strenge sind, wie es der augenblickliche Zweck erheischt, ordentlich besoldet werden. Gewiß ist dies eine durchaus verächtliche und verworfene

Race und diese Menschen fallen nur allzuhäufig mit denjenigen in eine Person zusammen, welche das falsche Spiel und die Industrieritterei betreiben.

Wir wollen uns nun von dem gefährlichen Verkehre an unsern öffentlichen Orten, in denen das Laster und die Verworfenheit auf den Leichtsinn und die Genußsucht speculiren, zu dem Müssiggange wenden. Da umfaßt denn das Kroll'sche Lokal, namentlich an seinen Glanzabenden, die ganze Skala der Berlinischen Lebenszustände. Von dem armen Studenten an, der, um sich mit seiner Grisette einen lustigen Abend zu machen, sein chirurgisches Besteck bei einem Juden versetzen oder Neander's Kirchengeschichte verkaufen mußte, bis zu dem hohen Mitgliede eines regierenden Hauses, das hier incognito einige Stündchen verweilt. Eins, worin sich diese ganze Skala gleich bleibt, das ist der Durst nach Piquanterie, das Haschen nach Frivolität, das Ungesättigtsein im scheinbar größten Genusse. Denn dieses Element ist in Berlin durch alle und namentlich durch die Classen hindurchgedrungen, welche, was ihr Leben betrifft, nicht allzu genau vom Morgen bis zum Abend rechnen. Es kommt hier deshalb auch nicht zu einem unbefangenen Genusse, zu einer fröhlichen Hingabe an die Lust des Augenblickes. Die Raffinerie, die Ueberreiztheit, die Sünde schlagen überall durch, und Herr Kroll muß die verschiedenartigsten Stimulantia anwenden, um die Berliner nur einigermaßen in Bewegung und scheinbarer Gemeinschaftlichkeit zu erhalten. Es fehlt die Harmonie. Ueberall der Egoismus mit seinem Gefolge. Was hilft es, daß ein ungeheures Orchester Tusch auf Tusch bläset und von seiner Gallerie die lustigsten Melodien unter die wogende Menge schmettert? Was hilft es, daß die Tänzer in verschlungenen Gruppen wild durch einander rasen und in Logen Champagnerbatterieen abgefeuert werden? Es gleicht das alles weit mehr einer Parforcejagd, als einer ungezwungenen Fröhlichkeit. Es steht ein böser Dämon hinter der Lust des Berliners. Dies ist die Verthierung, die Gemeinheit,

die Rohheit. Der Sklave fühlt sich frei. Er hat die Kette des bürgerlichen Lebens hinter sich gelassen. Sein Jubel artet leicht in den Jubel eines Satyrs aus. Und man täuscht sich, wenn man glauben wollte, daß diese Art und Weise des Berlinischen Amusements nur in den „untern Ständen", die man so gerne für alle Brutalität verantwortlich macht, sich zeige. Im Gegentheile, gerade da, wo man sie, der Lebensstellung zufolge, am wenigsten vermuthen möchte, gerade da bricht sie zuweilen am üppigsten hervor. Es zeigt sich auch hier wiederum ein durchgreifender Rapport zwischen den Höhen und Tiefen unserer Gesellschaft.

Je mehr die conventionelle Sitte einengt, desto mehr wird dann, wo es Gelegenheit giebt, mit der conventionellen Form auch die innere Sittlichkeit bei Seite gesetzt, und junge Männer, die den höchsten Gesellschaftskreisen angehören, suchen sich gerne einmal über den Zwang ihrer aristokratischen Sphäre an öffentlichen Orten durch eine gränzenlose Zügellosigkeit ihres Benehmens zu entschädigen. Sie zeigen auf die brutalste Weise eine Verachtung gegen das Volk und gegen die öffentliche Meinung. Ist es ein Wunder, daß sich dieselbe dann in einer nicht minder rohen Weise wieder gegen sie in Respekt zu setzen sucht? Wir wollen hier keine speciellen Fakta anführen, aber in Berlin sind deren genug bekannt. Mannigfach ist auch schon in den Zeitungen davon die Rede gewesen, wie ab und zu ein junger Mann Portd'epée und Epaulettes von sich thun mußte, weil er, obgleich Träger eines berühmten Namens und Mitglied einer der vornehmsten Familien, auf einem öffentlichen Lokale in einen skandaleusen Vorfall verwickelt war. Der jetzige König zeigt in dieser Beziehung besonders eine große, vielleicht sehr nothwendige Strenge. Er hat es versucht, durch verschiedene Exempel und bestimmte Vorschriften dem leicht überschießenden Muthwillen junger Offiziere einen Zaum anzulegen. Was unsere persönlichen Erfahrungen betrifft, so haben wir gesehen, daß, wenn auch nicht durchgängig, die Berliner und Potsdamer Offiziere den

skandaleusen Eclats an öffentlichen Orten auszuweichen wissen, daß dagegen Offiziere aus der Provinz, wenn sie zum Besuche in der Hauptstadt sind, weit leichter in dieselben hineingezogen werden. Es hat dies allerdings einen sehr natürlichen Grund. Denn der Offizier aus der Provinz kommt oft mit einer großen, kleinstädtischen Garnisonwichtigkeit an, und je mehr er durch sein Geld in den Stand gesetzt ist, alles „mitzumachen", je weniger er aber die Klippen der Hauptstadt kennt, um so leichter muß er straucheln. Zwar ist es den Offizieren untersagt, ohne Uniform, in Civil auszugehen, aber es geschieht sehr häufig und ist in einer Stadt, wie Berlin, nicht zu controlliren.

Die durchgreifende Frivolität der Hauptstadt und das vorherrschende, zersetzende Verstandeselement des Berliners stören alle gesellige, behagliche Lust und wenn es bei dem Münchener Naturell möglich ist, daß die dortige königliche Familie an einem öffentlichen Balle theilnehmen kann, so würde sich, bei dem Zustande unserer Gesellschaftselemente, dergleichen nicht einmal denken, wie viel weniger mit Behaglichkeit ausführen lassen. Die Lust wird von dem Witz, die Laune von der Frivolität, der unbefangene Sinn von der schmutzigen Absicht, der Genuß von der Gier aufgeschluckt, und all der glänzende Pomp des Kroll'schen Etablissements kann es zu keiner wahren Fröhlichkeit und Belustigung bringen.

Einen Glanzpunkt sucht das Kroll'sche Etablissement in seinen Maskenbällen. Aber man muß den heiteren Scherz der rheinischen Maskenlust und die ursprüngliche Derbheit des italiänischen Carnevals kennen, um bald die Leerheit des Berlinischen Maskentrödels, welcher im Kroll'schen Lokale noch am großartigsten auftritt, zu erblicken und hinter seine Lüge zu kommen. Auch hier ist es nicht der Spaß, die Schalkhaftigkeit, sondern die Frivolität, welche nach allen Richtungen hervortritt. Man nimmt nur die Maske und den Domino, um desto zügelloser sein zu können und man muß einige Kroll'sche Maskenballnächte mitgemacht haben, man muß sich schon einmal bis nach Mitternacht unter all den leeren Fratzen umhertreiben, um zu sehen, in welchem

eben so traurigen, wie widrigen Zustande sich ein großer Theil der Berlinischen Gesellschaft, besonders die Jugend, befindet. Schaalheit, Ekel, Abgeschmacktheit, Frivolität und Brutalität, das stößt Einem überall auf. Für den Humor und die Laune ist auf diesem Terrain keine Stelle übrig geblieben. Das weibliche Personal wetteifert mit dem männlichen in jeder bachantischen Wüstheit und nicht an einen gesunden Lebensgenuß, sondern nur an einen fieberhaften Paroxismus ist hier zu denken. Ein bischen mehr Derbheit und ungeschminkte Rohheit würde immer der frivolen Glätte, welche so häufig den Gestank der Verwesung athmet, vorgezogen werden dürfen. Ein originelles Schauspiel war es, als einmal die geputzte Frivolität der Kroll'schen Festlust mit der Rohheit des Berlinischen Gassenpöbels in einen direkten Conflikt kam, als das Volk die Barrieren des Gartens durchbrach und seine ungewaschenen Fäuste gegen die zarten Schäfer und Schäferinnen ausstreckte. Die kühnen Helden in der Galanterie suchten sich alle so schnell als möglich zu retiriren und die verwittweten Damen derselben schweiften ängstlich, unter den rohen Witzen der Masse, hin und her. Herr Kroll selber wußte sich nicht mehr zu helfen und glaubte die Verwüstung seines ganzen Lokales vor Augen zu sehen. Da wurde aber in Sturmschritt eine übergroße Menge Militair aus der Stadt herbeibeordert und Bajonette und Kolben suchten dem Volke wieder den preußischen Geist der Ordnung einzuflößen. Es war eine vollkommen chinesische Nacht, und wenn Kroll italiänische Sommernächte ankündigt, so pflegen sie sich nur allzu häufig auf die eine oder die andere Weise in einen echt Berlinischen Morgen aufzulösen. —

Wir haben schon oben bemerkt, daß seit dem Brande des alten Colosseums und bei der immer wachsenden Ausdehnung Berlins sich der Vergnügungstrieb der Berliner nach allen Richtungen zersplittert, und daß es auch dem Kroll'schen Lokale unmöglich geworden ist, eine Einheit herzustellen. In der verlängerten Commandantenstraße ist ein neues Colosseum aufgewachsen, in dem Quartier latin ein Friedrich-Wilhelm-

städtisches Casino. Eine besondere Charakteristik dieser und ähnlicher Lokale wird um so weniger nöthig sein, als sie es alle dem Kroll'schen Etablissement nachzumachen suchen und nur der Pracht und der Mannigfaltigkeit desselben entbehren. Auch in ihnen versammeln sich Studenten, Gesellen, Prostituirte, reiche Lüstlinge und Industrieritter durch einander. Der Schein des Anstandes wird mit einer gewissen Strenge festgehalten, eine besondere Auffassung ihrer Verhältnisse würde die Monotonie, welche in ihnen herrscht, nicht zulassen. Dagegen müssen hier zwei Lokale genannt werden, in denen man den Schleier des Berliner Anstandes schon etwas tiefer sinken läßt und die eine Partie unserer Lebenszustände charakterisiren.

Es sind die Friedrichstädt'sche Halle in der Krausenstraße und die Villa bella vor dem Oranienburger Thore. In beiden Lokalen kann sich die Prostitution bedeutend kühner hervorwagen, als an unseren anderen öffentlichen Orten, sie ist hier gewissermaßen privilegirt und Herrscherin des ganzen Terrains. Die Villa bella wird von Vielen der Friedrichstädt'schen Halle noch vorgezogen, weil sie behaupten, daß es dort „gemüthlicher" zugehe. Aber es geht nichts über eine Berlinische Gemüthlichkeit. Durch ein hohes Entreegeld, 10 Silbergroschen à Person, hat man es bezweckt und erreicht, daß sich an diesen Orten nur solche Leute bewegen, die entweder den höheren Ständen angehören oder doch die Ausgaben für ihr Vergnügen nicht allzu ängstlich abzurechnen brauchen. Das männliche Publikum besteht deshalb in der Regel aus Studenten, Kaufmannsdienern, Künstlern, Lebemännern jeden Alters und jeden Standes, aus Friseuren und natürlich auch aus eleganten Taschendieben und Spitzbuben. Das weibliche Publikum ist durch die Bank dem Opfer der Prostitution verfallen und sucht eben hier seine Netze zu stellen. Man findet hier Mädchen von wunderbarer Schönheit, aber schon, so jung sie häufig auch sind, mit dem Brandmale des Lasters auf der Stirne. Wir

wollen nicht fragen, wie dieses Laster sich entwickelt, wir wollen es nur betrachten, wie es sich hier äußerlich darstellt. Auch darüber giebt die schon oben erwähnte Schrift verschiedene Data. Die Besucherinnen dieser Lokale sind natürlich unter einander und unter den männlichen Stammgästen sehr bekannt geworden. Man hat sie deshalb mit besonderen „Spitznamen" bezeichnet, in denen sich die witzige Ader des Berliners kund giebt. Wir wollen hier einige nennen:

Die kleine Ponny,
Der Mottenfraß,
Die Schwindel-Ottilie,
Die Bohnenkönigin Hermine,
Die schottische Marie,
Der Feuerkönig,
Die schwarze Pauline u. s. w.

Für den Lebemann und für denjenigen, der die Menschen in den verschiedenartigsten Situationen kennen zu lernen sucht, ist der Besuch dieser Lokale gewiß von großem Interesse. Die Frivolität ist hier ungezwungener, als an anderen öffentlichen Orten, weil sie sich hier befreit hat, weil sie hier nicht mehr scheinen will, was sie nicht ist und so kommt sie hier denn zuweilen zu einer vollen bachantischen Lust, zu einem wilden, lallenden Taumel. Und doch würde der Fremde nicht glauben, unter welcher Umgebung er sich befindet, wenn er nur diese schönen, jugendlichen Mädchen sieht, denen die Aufregung des Augenblicks die Scheinfarbe der Gesundheit auf die Wangen gehaucht hat, die ihren Verehrern munter entgegenfliegen und bei lustigen Fanfaren durch die Säle wirbeln, wenn ihm die Hinterseite des glänzenden Gemäldes verborgen bleibt. Der Fremde sieht hier die glänzendsten weiblichen Toiletten. Es schwimmt alles scheinbar in Freude und Ueberfluß. Aber manche dieser Schönen hat ihren Körper mit lauter geliehenen Kleidungsstücken behangen, und es giebt in Berlin verschiedene Weiber, die ein

Gewerbe daraus gemacht haben, Kleidungsstücke an Dirnen auszuleihen oder ihnen kleine Geldsummen auf wenige Tage gegen 100, ja gegen 200 Procent Zinsen vorzustrecken. Erst vor einigen Monaten ist hier eine Wittwe C... verstorben, die ein Vermögen von 10,000 Thalern hinterließ, welches ausschließlich auf eine solche Weise von ihr zusammengebracht worden war. Folgendes sind nun die Preise, welche diesen Leihefrauen gezahlt zu werden pflegen:

Für ein gutes Kleid von Cattun oder Wolle	10	Sgr.
„ „ seidenes „	20	„
„ „ kattun. „	10	„
„ einen gewöhnlichen Mantel	10	„
„ „ guten „	15	„
„ „ seidenen Hut	4	„
„ ein Paar Strümpfe	1	„
„ „ Hemde	5	„
„ einen Unterrock	2½	„
„ ein Paar Ohrringe	2½	„ 2c.

Weiß man dieses, so wird man wahrscheinlich schon mit ganz anderen Augen in das fröhliche Gedränge und Gejubel hineinblicken müssen. An jene unglücklichen Geschöpfe, welche unsere Gesellschaft auf ihre tiefste Stufe gestellt hat, klammert sich von allen Seiten der Schmutz und die Gewinnsucht an, so daß ihnen von dem Lohne ihrer Schande kaum etwas anderes übrig bleibt, als die Schande selbst, als ein elendes Leben und ein elender Untergang in Verbrechen und Armuth. Allerdings tragen nicht alle die Mädchen, welche sich hier fröhlich und wild durch einander bewegen, geliehene Kleider, aber jede von ihnen kann in die Lage kommen oder ist schon dahin gekommen, wo ihr auf der ganzen, weiten Welt nichts mehr gehört, als ihr nackter Körper, und wo sie mit diesem ihrem letzten „Eigenthume" speculiren muß. Hat sich eine dieser Unglücklichen wirklich einmal eine elegante Toilette zusammengebracht, so wird eine einzige Krankheit oder ein einziger Arrest dazu hinreichen, um sie dieses theuren Schatzes zu

berauben und sie in die Gewalt der Pfandleiher zu stürzen, in die Hände jenes scheußlichen Gesindels, dessen Stellung noch weit unter der der unglücklichen Dirne sein sollte. Es ist überhaupt kaum glaublich, heißt es in „die Prostitution und ihre Opfer", wie zahllosen Contributionen die Dirnen unterworfen sind und wie zahlreich die Menge der an ihnen saugenden Vampyre ist. Die Stubenwirthinnen, die Kupplerinnen, die Leihefrauen, die Meublesverleiher, die Schenkinhaber, die Vigilanten, die Aufwärterinnen, die Liebhaber, die Kartenlegerinnen, die Friseure, die Wucherer u. s. w., alle diese wollen von dem Sündenlohne zehren und das, was der Unglücklichen selbst übrig bleibt, sind gewöhnlich nur die Schande und die Schulden.

Man darf sich also nicht wundern, wenn die Besucherinnen der genannten Lokale sich gerne einer wilden Exaltation, dem wildesten Tanze, dem feurigsten Trunke hingeben. Die Armen klammern sich an den Glanz eines Augenblickes, um ihre gesellschaftliche Stellung und ihr ganzes Elend wenigstens für diesen Augenblick zu vergessen und zu übertäuben. Die männlichen Besucher geben sich ebenfalls der Ungebundenheit des Momentes hin und nur zwei Menschenklassen, die Polizeibeamten und die Spieler, wissen sich in dem allgemeinen bachantischen Taumel die Ruhe und die Nüchternheit zu bewahren.

Das Treiben in diesen Lokalen verläuft in der Regel auf folgende Weise. Findet ihre Eröffnung auch schon um 7 oder 8 Uhr Abends statt, so pflegt doch die Mehrzahl der Gäste vor 10 Uhr selten zu erscheinen. Alsdann ist der Tanz die Hauptunterhaltung. Gegen Mitternacht wird eine große Pause gemacht und gespeiset. Jeder Gast pflegt die Dame, für welche er ein besonderes Interesse fühlt, zu Tische zu führen. Man speiset à la charte, also in der größten Ungenirtheit. Diejenigen Mädchen, welche nicht von einem Herrn zu Tische geführt werden, bleiben neidisch und hungrig allein sitzen, denn es pflegen ihnen die Mittel zu fehlen, sich selbst

zu beköstigen. Die Verschwendung des Champagners wird in diesen Lokalen bis zum Wahnsinne getrieben und nicht bloß die Casse, sondern auch die Ehrlichkeit manches jungen Mannes kömmt hiedurch schwer in die Brüche. Den Polizeibeamten sind diese Lokale ein prächtiger Fangeplatz. Wenn ein junger Mann 25 Thaler monatliche Einnahme hat und vier- bis fünfmal monatlich in der Villa Bella oder in der Friedrichstädt'schen Halle 5 bis 6 Thaler verschwendet, so hat die Polizei mit ihrem Vigilantenanhange allerdings Ursache, sich ganz in der Stille etwas nach seinen näheren Lebensverhältnissen zu erkundigen. Nach dem Essen beginnt der Tanz von Neuem und nimmt gewöhnlich durch die von dem stark genossenen Weine aufgeregten Gemüther sehr stürmische Wendungen. Prügeleien kommen nicht selten vor, namentlich in der Friedrichstädtischen Halle. Studenten und Handlungsdiener pflegen die Hauptbelden und die großen Gegenparteien zu sein. Es fliegt in der Luft von zerrissenen Chemisetts und zerfetzten Frackschößen. Nach und nach entfernen sich die einzelnen Paare. Um 3 bis 4 Uhr Morgens wird alles ruhig. Hie und da muß der Nachtwächter und ein Transport nach der Stadtvoigtei den wüsten Taumel beschließen.

Wir glauben mit der Charakteristik dieser öffentlichen Tanzlokale genug gethan zu haben. Ihnen schließen sich natürlich, wie es bei einer Stadt, gleich Berlin, nicht anders zu denken ist, sehr viele ähnlichen Charakters an, ohne es aber zu einer gleichen Höhe bringen zu können. In jüngster Zeit hat sich ganz besonders ein neues Colosseum hervorgethan und sucht mit den älteren Instituten in eine zum Theil glückliche Concurrenz zu treten.

Ehe wir nun die öffentlichen Tanzlokale ganz verlassen, steigen wir aus der oben charakterisirten Region einige Stufen tiefer, in die Tanzwirthschaften des Volkes, der niedrigen Stände. Es ist bekannt, daß man in jüngster Zeit in unserer Regierungssphäre eine große Antipathie gegen

dieselben gezeigt hat und man soll, einem Gerüchte zufolge, schon die Absicht gehabt haben, diese Tanzwirthschaften, namentlich an den Sonntagen, gänzlich zu schließen. Daß die in Rede stehenden Lokale eben nicht den Charakter der Sittlichkeit, der Eleganz und der Feinheit tragen, läßt sich denken. Sie tragen gewiß zum großen Theile den Stempel der Entartung und zuweilen sogar des Verbrechens.

Die unteren Classen Berlins weisen alle jene Sünden und Fehler auf, welche aus dem Charakter unserer großen Städte hervorgehen und die gesellschaftliche Atmosphäre verpesten. Das Volk ist entmarkt und zu gleicher Zeit frivol. Der Trieb zur Verschwendung, zum Luxus macht sich nur allzu häufig selbst im größten Elende, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, geltend. Die geistige oder die körperliche Knechtschaft, oft beide zugleich, haben dem niederen Volke nur den Stachel des Sklaven, die Verstellung, die List, die Heimtücke gelassen. Man muß die Keller, die Tabagieen der dienenden Classen oder überhaupt der unteren Stände besuchen, um zu erfahren, wie das Volk unter sich über seine Herren denkt und redet, während es dem äußeren Anscheine nach durchaus demüthig und ergeben erscheint. In diesen dumpfigen Löchern wird am liebsten die Chronik scandaleuse der höheren gesellschaftlichen Regionen verhandelt. Hier wirft der Sklave die Maske seiner Verstellung ab und übt einen beißenden, oft geradeswegs abscheulichen Spott, einen Spott, in dem sich nicht bloß Haß und Bitterkeit, sondern auch die Gemeinheit und Gesunkenheit der eigenen Natur kund giebt. Und auch hier pflegen sich aristokratische Elemente mitten in der Sklaverei geltend zu machen, denn was einen reich galonirten Rock trägt, was nur in vornehmen Häusern dient, sucht sich streng von dem Dienstpersonal des Bürgerthumes zu sondern und einen erlogenen Standpunkt über demselben, der aber gerne eingeräumt wird, zu bewahren. Jedoch es ist auch wirklich ein Unterschied zwischen dem Dienstpersonale der vornehmen Welt und dem des Bürgerthumes und er sticht deutlich,

zuweilen ganz grell hervor. In der vornehmen Welt pflegt man im Diener den geistigen Menschen zu mißachten, bei der geringeren Herrschaft kommt zu dieser Mißachtung auch noch eine brutale, physische Entwürdigung. In den vornehmen Häusern, allerdings nicht in allen, aber doch in der Regel, wird der Dienstbote nur als ein Geschöpf betrachtet, zu dem jede Beziehung unmöglich ist, das der feinen Welt ferner steht, als das Pferd, der Hund, das man nur durch das Futter und durch das Geld, welches man ihm giebt, fesselt und dessen höchstes Recht darin besteht, in stummer Verehrung zu der Herrschaft emporzublicken. Und doch ist der Zustand des Volkes ein solcher, daß eine Livree Respekt vor dem Träger einflößt und daß der Träger derselben selbst sich nicht wenig auf sein buntes Sklaventhum einbildet und den ehrlichen Arbeiter mit der schwieligen Faust verachtet. Natürlich ist durch das bunte Sklaventhum nicht aller Urtheilstrieb und nicht alle Auffassungskraft vernichtet, aber sie kommt nur heimtückisch und hinterlistig als Spott und Klatsch zum Vorschein. So muß denn in der That der Dienst in vornehmen Häusern einen großen entsittlichenden Einfluß auf die unteren Stände ausüben. Es gewöhnt sich in den vornehmen Häusern das männliche wie das weibliche Dienstpersonal an die verweichlichenden Genüsse und Laster der vornehmen Stände, an Intriguensucht, Heuchelei und Unthätigkeit und verdirbt dadurch sich selbst und die ganze Sphäre, in der es sich später, sobald der bunte Rock ausgezogen, einfach bürgerlich bewegen soll. Die Frauen zehren an den frivolen Erinnerungen ihrer Kammerjungfernzeit und haben darüber alles Geschick und alle Lust zu einer bürgerlichen Häuslichkeit verloren. Für die Männer ist der Schein von Bildung und die oberflächliche Glätte, welche sie in ihrer ordinairen Berührung mit der vornehmen Welt annehmen, nichts weniger als ein Ersatz für die eingebüßte Tüchtigkeit und es zeigt sich deshalb in Berlin häufig genug, daß Familien, in denen solche Elemente wuchern, sich lieber durch

Schwindelei und schmutzige Hinterwege, als durch ehrliche Arbeit eine Existenz zu verschaffen suchen.

Unsere Domestikenbildung ist nichts anderes, als eine Quelle entschiedener Demoralisation. Wie schon oben gesagt, kommt zu der Entwürdigung des sittlichen Menschen im Dienstboten der höheren Stände bei der schlicht bürgerlichen Herrschaft auch der physische Ruin. Der Dienstbote ist hier nur Packesel, Lastthier. Jedes sittliche Band ist zerrissen, das Geld ist das einzig bindende, die Parteien bekriegen und beeinträchtigen sich gegenseitig. So ist es denn durchaus verständlich, daß die rohe, ungeschliffene Natur der Dienenden, welche im Verkehr mit der Herrschaft nicht veredelt, sondern nur noch mehr verderbt wird, einen Ersatz für die vielen Lästigkeiten der Sklavenexistenz sucht und diesen glaubt sie im Verkehr unter Ihresgleichen, wo natürlich unter solchen Verhältnissen keine Anregung zum Höheren, zur wahrhaften Veredlung gegeben werden kann, zu finden. Man steckt sich gegenseitig an. Man depravirt sich immer mehr. Das von oben gekommene Gift wird dem Volkskörper immer stärker eingeimpft. Frivolität, Faulheit, Ränkesucht und Hang zur Schwelgerei drängen sich überall hervor und lassen sich also auch besonders an jenen Orten als hervorstechend bemerken, wo sich die dienenden Classen dem Vergnügen hinzugeben suchen. Wie es mit den Dienstmädchen, deren Berlin ca. 18,000 hat, zusteht, ist eine bekannte Sache. Die Mehrzahl derselben ist der Prostitution verfallen, und wenn manche auch nur aus bloßem Hange zur Liederlichkeit und Sinnlichkeit ausschweifen, so ist doch schon bei sehr vielen die Gewinnsucht vorherrschend. Am schlimmsten steht es aber mit denen, welche nur für den Tag bei der Herrschaft sind und für eigenes Nachtquartier sorgen müssen. Unter ihnen sind die entartesten Geschöpfe, die berüchtigsten Straßendirnen. In den Tanzkneipen dieser Classe wird der Tanz bis zum Wahnsinn wild getrieben. In dem engsten Raume, bei einer ohrzerreißenden Musik, in einem pestilenzialischen Gestanke, unter betrunkenen Mannspersonen wirbelt man beinahe ohne Auf-

hören umher. Man ist verschwenderisch in der größten Armuth. Zu dem Heer der männlichen und weiblichen Dienstboten kommt hier noch die Schaar der Soldaten und der Handwerksgesellen, als Liebhaber irgend einem weiblichen Wesen attachirt. Es werden hier auf die frivolste Weise Liebschaften und Ehebündnisse geschlossen und mit dem unglaublichsten Leichtsinn taumelt diese junge Welt in die Familie hinein, um allmälig in Noth und Verbrechen unterzugehen. Die Ammen sind die stereotypen Figuren der „ländlichen Unschuld“ an solchen Orten. Wenn sie des Abends und des Nachts roh und wüst sich mit ihren Liebhabern umhergetrieben, reichen sie des Morgens die Brust einem Kinde, dessen vornehme Mutter lieber die Mutterpflicht vernachlässigt, als sich den glänzenden Soireen entziehen möchte! Das giebt natürlich kräftige, gesunde Generationen! Mit dieser Gesellschaft vermischen sich noch die niedrigste Sorte der Straßendirnen und die durch Schuld und Unglück tiefgesunkenen Proletarier, welche sich an solchen Orten durch Schnaps betäuben oder vor der Strenge der Jahreszeit einen Schutz suchen. Auch an Kindern, sowohl männlichen, wie weiblichen Geschlechts, eben so entartet, wie die Erwachsenen, fehlt es nicht und das sind die Zustände, das sind die Oerter, in denen sich die niedrigsten Schichten unserer Gesellschaft von dem Drucke, der auf ihnen lastet, zu erholen suchen und in denen sie, — wunderbar genug, so tief sind sie gesunken, — zum größten Theile noch eine vollkommene Befriedigung finden! —

Es kann uns nicht einfallen, auf diese allgemeine Charakteristik der Tanzlokale für die unteren Stände noch eine erschöpfende Schilderung aller der einzelnen Wirthschaften dieses Genre's folgen zu lassen. Sie sind viel zu zahlreich und in ihren Hauptelementen sich alle auch so ziemlich gleich. Zwei generelle Unterschiede könnten allerdings zur näheren Bezeichnung noch gemacht werden. In einigen dieser Lokale findet man vorzüglich Bürgerfamilien niederen Standes neben Männern und Mädchen der dienenden und arbeitenden Classe, in

andern dagegen bilden die Verbrecher mit dem großen Schweife ihrer Concubinen eine hervorstechende Partie der Gesellschaft.

Das hat Berlin bereits mit Paris und London gemein, daß die Verbrecher sich auch hier zu einer Gesellschaft gegen die Gesellschaft zusammengeschlossen haben und daß sie zum Theil nicht mehr isolirt, sondern in Masse gegen unseren socialen Zustand Krieg führen. So haben sie hier denn auch Lokale, in denen ihr Element das vorherrschende ist. Daß die Polizei ein besonderes Augenmerk auf diese Lokale richtet, läßt sich denken. Erst im vorigen Herbste wurde ein solches Lokal vor dem Prenzlauer Thore plötzlich militairisch umstellt und die ganze große anwesende Gesellschaft einer polizeilichen Visitation und zum Theil der Arrestation unterworfen. Berlin besitzt nahe an 12,000 Verbrecher. Es stehen gegenwärtig 11,600 Menschen unter besonderer Polizeiaufsicht, deshalb über sie verhängt, weil sie wegen erheblicher Vergehungen bestraft oder von der Anschuldigung derselben nur vorläufig freigesprochen worden sind. Ebenso befinden sich in Berlin jährlich 12,000 Latitirende, d. h. solche Personen, welche ihren Aufenthalt vor der Polizei verheimlichen, also entweder dem Stande der Verbrecher oder dem der Verarmten oder dem der Liederlichen angehören. Diese Gesellschaft pflegt dann in den Verbrecherlokalen stereotyp zu sein. Sie sind ihre Rendezvousplätze, wo sie sich eben sowohl dem Taumel der Lust und der Ausschweifung, als auch der gemeinschaftlichen Berathung irgend eines Anschlages hingiebt. Dies sind die Wohnorte des Raubes und der Orgie und von ihrer Höhe herab suchen die Geier der Civilisation auf ihren Raub zu lauern.

Ich habe mich mehrfach in solche Lokale hineingewagt und bin niemals ohne interessante Beobachtungen aus ihnen fortgegangen. Unsere Schriftsteller brauchen keine piquanten Lasterthaten zu erfinden und das Verbrechen zu romantisiren. Die Wirklichkeit bietet furchtbaren Stoff genug. Sie brauchen nur zu sehen und zu hören. Mit der Armuth und der Prostitution steht das Verbrechen im Bunde.

Zum Beweise dieser Behauptung genügt der oberflächlichste Blick in unsere Verbrecherspelunken. Ein sehr bedenkliches Symptom unserer socialen Zustände aber ist es, wenn im Schooße der Gesellschaft bereits mehr als je jugendliche Verbrecher erscheinen und einen immer größeren, innerlichen Verderb andeuten. Die Berliner Laufburschen spielen unter diesen jugendlichen Verbrechern eine Hauptrolle und diese entarteten Kinder haben bereits ebenso gut ihre Zusammenkünfte, wie die Erwachsenen. Eine Geliebte, der Genuß des Schnapses und des Tabackes, an alles haben sie sich oft schon lange gewöhnt, noch ehe der Körper seine physische Ausbildung erhalten hat, und die Orgien, die sie feiern, gehören natürlich zu dem Abscheulichsten und Widerlichsten, was man sich nur irgendwie wird vorstellen können. Ihnen gegenüber wäre das Treiben der erwachsenen Verbrecher beinahe moralisch zu nennen, denn selbst in den geschlechtlichen Ausschweifungen und im Trunke pflegen diese mäßiger zu sein, als andere Schichten der unteren Gesellschaft, welche das Auge der Polizei weniger zu fürchten brauchen. Physiognomieen aber trifft man zuweilen unter ihnen von dem frappantesten Eindruck. Hier wird man an Caliban, dort an Schinderhannes erinnert. Hier Stumpfsinn, dort List und Verschlagenheit. Die Weiber spielen in dieser Verbrecherwelt eine bedeutende Rolle, wenn auch weniger bei der That selber, als bei dem Entwurfe und bei der Hehlerei. Aber auch die Polizei weiß durch die Concubinen der Verbrecher hinter ihre gefährlichsten Anschläge zu kommen und selbst ihrer Personen habhaft zu werden. Vielleicht läßt man nur absichtlich die Verbrecherspelunken bestehen, um immer mit Hülfe der Vigilanten und der Concubinen mitten in diese gefährliche Welt hineinfahren zu können.

Damit wollen wir über die Tanzvergnügungen der Berliner schließen und uns zu ihren Concertvergnügungen wenden, welche in den letzten Jahren außerordentlich ausgedehnt worden sind. Hauptsächlich unterscheiden sich Sommercon-

certe und Winterconcerte. Erstere finden im Freien, die letzteren in geschlossenen Sälen statt. Wir reden hier durchaus nicht von jenen Concerten, in denen die Musik wahrhaft als Kunst cultivirt wird, sondern nur von jenen, in denen sie mehr als Unterhaltung dient und den Strickstrumpf oder die „kühle Blonde" begleitet. Und doch muß man gestehen, daß in Berlin die Musik eine so große Ausdehnung erhalten hat, daß manche Hofkapelle froh sein könnte, wüßte sie die Ouverturen großer Meister so rein und so vortrefflich vorzutragen, wie sie von unseren Berlinern alle Tage bei Bier und Strickstrumpf gehört werden können. Die musikalischen Kräfte Berlins steigern sich fortwährend und nach allen Richtungen hin, und Mühe genug kostet es der Königlichen Hofkapelle gegen die vielen jungen Schößlinge ihre alternde Autorität zu behaupten.

Wenn man einst durch Musik wilde Thiere lähmte und die Sitten der Menschen veredelte, so wüßten wir allerdings nicht zu sagen, daß die massenhafte Concertmusik Berlins einen Eindruck auf den sittlichen Zustand der Bevölkerung zu machen wisse. Die Musik spricht unsere Seelenzustände und Kämpfe nicht mehr aus. Sie lügt sie uns nur noch weg und sie täuscht uns mit ihren Melodieen über die Wirklichkeit. So liebt denn auch der Berliner die Musik nicht als eine volle, markige Lebensströmung, sondern nur als eine schöne Lüge, als einen rosenrothen, Gesundheit heuchelnden Anstrich über einem innerlich verderbten Zustande. Das Ohr ist nur halb den Tönen zugewendet. Ein schönes Weib, eine „kühle Blonde", eine Cigarre, ja sogar eine „Schinkenstulle" machen der Musik das Recht, den Menschen zu erfüllen, streitig. Die Musik wird nur als eine Zugabe, als ein Mittel der Aufregung und der Einlullung betrachtet. Sie hat ihre hohe Weihe, ihren tiefsinnigen Beruf vollkommen verloren. So mögen wir es denn gerne glauben, daß diese Berliner Concerte, von musikalisch-ästhetischer Seite betrachtet, mehr schaden, als nützen, und daß derjenige, der die „Weihe der Kunst" im

Herzen trägt, sich unangenehm von ihnen berührt fühlen muß, aber sie charakterisiren in ihrer Zusammensetzung von Edlem und Gemeinem, von Handwerkerei und Kunstsinn, von Ernst und Frivolität vortrefflich den Zustand unserer Gesellschaft, die wo möglich alle brennenden Farben zusammentupfen möchte, um dadurch nichts als ein schmutziges Grau zu Stande zu bringen.

Es versteht sich von selbst, daß auch das Kroll'sche Etablissement bei der Veranstaltung von Concertmusiken nicht zurückbleiben durfte und kein neues Local wird dieselben in Zukunft noch entbehren können. Den größten Beifall des Berliners aber in dieser Beziehung haben die beiden Brüder Joseph und Johann Gungl, welche im Sommerschen und im Güntherschen Locale dirigiren, sich zu erwerben gewußt. Namentlich Joseph wurde der Liebling des Berliner Publikums. Er mochte spielen wann er wollte, und er spielte alle Tage, und das Local war immer dicht gedrängt. Für 5 Silbergroschen bekam man für den ganzen Abend Musik und zum Theil eine recht piquante und vortreffliche. Und außer der Musik die Annehmlichkeit einer bunten, reichen Gesellschaft, in der schöne Weiber und liebreizende Mädchen als prächtige Sterne locken, wobei so manche Gelegenheit zu Abenteuern gegeben ist! Dazu der Genuß aller möglichen Speisen und Getränke in Aussicht gestellt und selbst das Rauchen erlaubt! Alle Bequemlichkeiten auf einem Platz zusammengedrängt! Da konnte der Berliner nicht fehlen! Joseph Gungl wurde der Held des Tages, der musikalische Diktator Berlins. Sein Violinbogen wuchs an zu einem mächtigen Scepter. Bei Gungl und vor Gungl wurde Berlin beinahe gemüthlich. Man lernte dort auf Augenblicke die Kälte und Glätte des nordischen Charakters vergessen. Das Publikum, welches sich nicht für einen Liszt und andere große Musikhelden, für eine Lind, einen Vieurtemps u. s. w. begeistert hatte, weil es die hohen Entrées nicht zahlen konnte oder mochte, das brachte seinen Enthusiasmus zu Gungl und

Gungl belohnte, seine Getreuen mit seiner leichten, lieblichen Musik, mit seinen fröhlichen Walzern, mit seinen Polka-Quadrillen, mit seinen piquanten Potpourri's u. s. w. Anfangs brachte er eine eigene Capelle aus Oesterreich mit, allmählig hat er alle Mitglieder derselben wieder entlassen und geborne Berliner vertreten durchaus mit Geschick und Begabung deren Stelle. Als der jetzige König dieses erfuhr, soll er gesagt haben: „Ja, aus meinen Berlinern kann noch was werden, wenn man sie nur zu regieren versteht!“ Einen durchaus heiteren, wenig berlinischen Eindruck pflegen die Gungl'schen Sommerconcerte zu machen. Das Publikum, welches auf Gungl geschworen hat, ist vor allen Dingen der gute, anständige Mittelstand, die große Menge unserer mittleren Beamten-Familien. Durchkreuzt werden diese Gruppen von lebenslustigen Männern aller Stände und jeden Alters, so wie von unseren Geheimen und zum Theil auch von den direkten Prostituirten.

Sehr angesehen bei dem Berliner Bürgerstande sind auch die Concertmusiken, welche im Sommer regelmäßig in den Localen des Thiergartens, im Odeum und Hofjäger, stattfinden. Sie versammeln immer ein großes Publicum. Den größten Ruf aber haben die Militärmusiken des Musikdirektors Wieprecht. Wenn ein solches Concert angekündigt wird, so schlägt jedes Preußenherz vor Freude und es ist auf den ungeheuersten Zudrang zu rechnen. Wieprecht ist allerdings genial in seinen Militärmusiken, in der Beherrschung der ungeheuren Instrumentenmassen, in der Hervorbringung von neuen und reichen Effecten. Das ist ein Gebrause, Gewirbel und ein helles, fröhliches Geschmetter. Die Instrumente liefern sich förmliche Schlachten. Die Infanterie rückt an mit dumpfem Trommelschlag, die Cavallerie fällt mit fröhlichem Trompetengeschmetter in die Flanken und die Artillerie entscheidet mit ihrem schweren Geschütze. Wenn die preußische Militärmusik vielleicht die beste der europäischen Heere ist, so wollen wir nicht vergessen, son-

dern gern anerkennen, welches Verdienst Herr Wieprecht sich um die Ausbildung derselben erworben hat und seine großen Militärconcerte jedem Freunde kriegerischer Musik empfehlen. Der Berliner fühlt sich in ihnen geehrt und sein Preußenthum verherrlicht. Bei diesem erweckt die Gewalt der Töne Erinnerungen aus den Freiheitskriegen, bei jenem aus dem Kamaschendienste der Garnisonstadt und beide sind, so lange Wieprecht den Tactstock schwingt, Helden, Spartaner!

Es giebt übrigens im ganzen deutschen Vaterlande wohl nicht leicht eine Stadtbevölkerung, welche in ihren Sommervergnügungen bescheidenere Ansprüche zu machen gewohnt ist, als die Berliner. Wir sprechen hier natürlich nicht von dem Reichthume und von den höheren Ständen, denn diesen eröffnet im Sommer fast ganz Europa, Skandinavien, wie Südfrankreich und Italien, das Meer, wie das Gebirge, seine Herrlichkeiten, sondern von dem Mittelstande, dem kleinen Beamtenthum, dem großen, namenlosen Haufen. Das vornehme und das reiche Berlin verläßt, mit wenigen Ausnahmen, wenn die Linden und der Thiergarten grün geworden, die Residenz und zerstreut sich nach allen Richtungen hin. Das kleine Berlin, das Geschäfts-Berlin, das arme Berlin ist an die Scholle gebunden und wird den Frühling und den Sommer oft nur an den stinkenden Rinnsteinen, — worin Berlin des Sommers ganz einzig in seiner Art ist, — und an den mit Staub überzogenen grünen Blättern der Linden gewahr. Mit dem Reichthume und der Aristokratie pflegen auch die Elemente Berlin zu verlassen, welche ihre Existenz durch die Aussaugung der höheren Gesellschaftsschichten fristen, die Industrieritter die feinen Prostituirten, die Spieler von Profession. Sie zerstreuen sich von hier aus über alle Brunnen und Bäder und überhaupt dahin, wo sich im Sommer die vornehme Welt versammelt. So ging im vorletzten Sommer der Zug dieser Blutsauger ganz vorzüglich nach dem Rheine. Im Sommer verliert Berlin seinen glänzenden Residenzcharakter, nur die vielen vornehmen, durchreisenden

Fremden bringen wieder einiges Leben hervor, im Ganzen aber gehört der Berlinische Sommer den Unbemittelten, dem Volke, dem durch das Geschäft, das Bureau u. s. w. Gebundenen. Und was ist ein Berlinischer Sommer? Man hat auswärts kaum einen Begriff von dieser Monotonie und Trostlosigkeit. Die Natur hat, wie allbekannt ist, Berlin vollkommen verwahrloset, es liegt in einer Sandwüste, aus der eben nur noch der Thiergarten als schattige Oase hervortritt. Alle Vegetation ist gedrückt und verkümmert. Der Wind jagt einen feinen, die Lungen und Augen schwer belästigenden Staub in großen Wolken umher. Die Rinnsteine hauchen pestilenzialische Dünste aus. Keine große Wasserfläche bringt Frische und Kühle. Alles ist gedrückt, und die Menschen schleichen auf dem glühendheißen Trottoir wie elende Schatten durch die breiten Straßen. In diesem Kreis ist die große Masse des Berlinerthumes gefesselt. Denn im Verhältniß zum Ganzen sind es doch wenige, welche sich losreißen und auswärts Frische einsaugen und Erholung suchen können. Die „sächsische Schweiz“ und der „Harz“ ist dem Mittelstande und mittleren Beamtenthum das weiteste Ziel einer Sommererholung. Und mit welcher Entsagung werden dann häufig Ersparnisse gemacht, um diesen Wunsch befriedigen und sich auf einige Tage von der Berlinischen Welt losreißen zu können. Aber in keiner Stadt empfindet man auch das Bedürfniß des Reisens mit größerer, mit unwiderstehlicherer Macht, als in Berlin. Es sind jedoch verhältnißmäßig immer nicht viele, am wenigsten Familienväter, welche ihren Blick auf die sächsische Schweiz und den Harz richten dürfen. Für sie ist meistens Potsdam das letzte Ende, und eines Sonntags, wenn der Laden geschlossen ist, wenn das Bureau keine Dienste fordert, fahren sie mit Frau und Kind hinüber, um wenigstens auf einige Stunden einen anderen Sommereindruck zu empfangen, als ihn Berlin gewähren kann. Potsdam mit seiner frischen, grünen Umgebung und mit seinen breiten, spiegelhellen Wasserflächen ist für diese Gebundenen und Ge-

drückten ein großer, oft der einzige Trost. Bei dem Gedanken an eine Fahrt nach den „Pichelsbergen" oder in den „Grunewald" hüpft der kleinen Berlinischen Welt rascher als jemals das Herz, denn sie hat ja die Hoffnung, frische Luft zu athmen, „jriine Beeme" und weite Wasserflächen zu sehen! Aber wie Vielen bleibt selbst eine Fahrt nach Potsdam das Unmögliche! Diese sind auf die nähere, allerdings ziemlich trostlose Umgebung Berlins angewiesen. Sie suchen im Thiergarten den grünen Schatten des Sommers, bei Stralau an der Spree eine frische und kühlende Wasserfläche. Die späten Abende, die Sonntagsnachmittage sind ihre einzigen Ruhepunkte von dem Schweiß und dem Elende ihres Lebens. Man muß sich selbst unter dieses kleine, gedrückte und geplagte Berliner Bürgerthum mischen, welches des Sommers an Sonntagsnachmittagen zu allen Thoren hinauszieht, um Abends todtmüde heimzukehren, um die geringen Ansprüche zu bewundern, welche es an eine „Sommervergnügung" macht. Da wandert ein Mann mit seiner Frau, drei großen Töchtern und einem Sohne, in der brennendsten Sonnenhitze eine Stunde lang durch die traurigste Sandwüste, um endlich in einem sogenannten „Garten" sich zu erholen. Und woraus besteht dieser Garten? Aus einem eingefriedigten Sandfeld, in dem ein paar verdorrte und verkrüppelte Bäumchen umherstehen und wo man unter den mitgenommenen und hier aufgespannten Regenschirmen Schutz vor dem heftigen Sonnenbrande suchen muß. Die Frau kocht hier den mitgenommenen Kaffee, die Töchter packen das ebenfalls mitgenommene Weißbrod aus und der Mann wagt nicht mehr als ein Glas Weißbier zu trinken. So sitzt man ein paar Stunden zusammen, findet das kleinste grüne Blatt „wunderschön" und kehrt am Abend zu den Lasten und dem Jammer einer ganzen Woche zurück. Das ist die Sommervergnügung der kleinen Berlinischen Bürgerfamilie. Die Sehnsucht nach einem frischen Lufthauche, nach einem grünen Blatte treibt sie in die größten Strapatzen

hinaus und sie ist dabei zuweilen recht glücklich, denn sie kennt es nicht besser.

Der Thiergarten ist für diese Berlinische Welt eine wahre Wohlthat und wenn man sagen würde, daß ohne den Thiergarten die Berlinische Natur noch bissiger und kaltsinniger werden würde, so ist das vielleicht nicht zu viel behauptet. Dennoch fühlt sich das kleine Berlin im Thiergarten selten oder gar nicht behaglich. Unser Thiergarten ist durchaus nicht so volksthümlich, wie der bei Kopenhagen geworden. Er hat zu viele vornehme Elemente, er wird unter einer zu steifen Scheere des Anstandes und der Polizeicontrolle gehalten, als daß sich das Volk in seiner grünen Welt wohlfühlen könnte und es zieht, weil es dort ungezwungener sein kann, beinahe ganz wüste Sandflächen den grünen Partieen des Thiergartens vor. Es wird im Thiergarten nirgend die Anlage eines Erholungslokals für das Volk gestattet und gerade durch das Leben und die Bewegung in solchen Lokalen, hat der Kopenhagner Thiergarten seinen großen Reiz. Das Volk kann im Thiergarten nicht jubeln, denn jede Uebertretung der Wege ist verboten und die zu diesem Zwecke fast unsichtbar eingesetzten Pflöcke bringen leicht auf eine sehr gefährliche Weise zum Falle. Das Volk darf seine Hüte hier nicht mit einem grünen Busche schmücken, denn darauf steht die Strafe des Diebstahls. Das Volk darf hier nirgend rauchen, denn überall erscheinen Gensdarmen. Zudem ist die Anlage großer, grüner Plätze absichtlich vermieden. So ist denn das Berlinische Volk von der einzigen Partie, wo Berlin einen wirklichen Sommer hat, beinahe gänzlich ausgeschlossen. Der Thiergarten gehört den Equipagen, den Reitern, dem Spaziergange der höheren Stände. Das Volk kann ihn nicht lieb gewinnen und die Paar Bänke im Thiergarten sehen beinahe wie Armesünderbänke aus. Das Volk muß seine Sommervergnügung im Sande u. s. w. suchen. Auf der einen Seite des Thiergartens liegen allerdings der „Hofjäger" und das „Odeum," aber sie gehören der Bourgeoisie und nicht dem Volke. Auf der

andern Seite bei den „Zelten“ treibt sich zwar das Volk umher, aber es ist eben auch nicht besonders berücksicht und man kann hier recht deutlich den Unterschied zwischen dem kleinen Bürgerthum und dem Volke gewahren. Das kleine Bürgerthum sitzt in den „Zelten“ an schönen Sommerabenden bei einer „Weißen,“ das Volk steht draußen umher, um von der Musik auch noch etwas zu profitiren.

Wie sucht nun das Berlinische Volk, der Niederschlag unserer ganzen Gesellschaft, zu einem Sommergenusse zu kommen? Es giebt eben so wohl Oerter, in deren ausschließlichen Besitz sich das Volk gesetzt hat, wie z. B. Moabit, als auch Tage, an denen alle Keller und alle Dachkammern ihre Bewohner ausströmen und in einem ärmlichen Putze auf die Straße jagen. Der Stralauer Fischzug, von dem so viel Wesens gemacht ist, und den man so gerne zu einem originellen Volksfeste stempeln wollte, ist bedeutend im Rückschritt. Dagegen haben verschiedene Corporationsfeste, wie z. B. das Fliegenfest, das Mottenfest u. s. w. sich eine große Theilnahme des Volkes erworben. An solchen Tagen kann man im bunten Wirwarr zusammen sehen, was Beck eben so schön, als wahr schildert:

Was täglich und unverdrossen
Nach Kehricht sucht in verpesteten Gossen,
Was, wie der Spatz nach Futter schweift,
Was Töpfe flickt und Scheeren schleift,
Was starren Fingers die Wäsche steift;
Was keucht und schiebt des Karrens Wucht,
Beladen mit kaum gereifter Frucht;
Und weinerlich singt: wer kauft, wer kauft? —
Was um den Heller im Schmutze rauft,
Was täglich an den Steinen der Ecken
Den Gott besingt, an den es glaubt,
Kaum wagt die Hände hinzustrecken,
Dieweil das Betteln nicht erlaubt;
Was tauben Ohrs in Hungersnöthen
Die Harfen spielt und bläßt die Flöten
Jahr aus, Jahr ein, denselben Chor, —

Vor allen Fenstern, an jedem Thor, —
Die Kindermagd zum Tanze stimmt,
Doch selber nie das Lied vernimmt;
Was Nachts die große Stadt erhellt
Und selbst kein Licht im Hause hat,
Was Lasten trägt, was Holz zerschellt,
Was herrenlos, was herrensatt;
Was beten und kuppeln und stehlen läuft,
Den Rest des Gewissens wüst versäuft;
Was — Herr des Himmels, die ganze Noth,
Die giftigen Keims in giftigen Samen
Dereinst herauf zu schießen droht. —

Ja, an solchen Tagen zeigt sich die „Masse" welche sich sonst in den tausend Krümmungen und Wogen des großstädtischen Lebens verliert und an solchen Tagen sieht man an den vielen Gesichtern, auf denen der Hunger, die Verzweiflung und die Entartung ihren Stempel zurückgelassen haben, daß Berlin eine furchtbare Masse, ein entsetzliches Proletariat in sich schließt, woran man leicht zweifeln möchte, wenn man nur unter den Linden und im Thiergarten spazieren geht. An solchen Tagen will die Masse lustig sein. Sie belegt alle Wege und Stege. In jedem Graben, auf jedem Hügel sitzt die Masse und säuft und schreit und jubelt. Es ist aber weniger eine Lust der Verzweiflung, als eine Lust des Stumpfsinns und des Selbstvergessens. Freilich scheint die Masse an solchen Tagen zu einem Scheinbewußtsein ihrer Berechtigung zu kommen, aber sie trotzt dann nur auf ein physisches Zusammensein, nicht auf einen geistigen Mittelpunkt und läuft noch an demselben Tage in ihre tausend Cloaken wieder spurlos auseinander. Man sieht überall trunkne Männer, trunkne Weiber, selbst trunkne Kinder. Der Schnaps, die Kümmelflasche ist der Beherrscher des Tages. Ueberall sitzen auf der Erde Kreise umher und singen und lallen und stammeln. Die Verkäufer der Knoblauchswürste und der „Schrippen" machen große Geschäfte. Die Stadtvoigtei bekommt in der Nacht zahlreiche Besucher. Das Berliner Volk kann nicht, was man im süddeutschen

Sinne so nennt, gemüthlich sein, es wird, eine Folge seiner ganzen Natur und Stellung, in seinen Vergnügungen leicht bestialisch und dieser Bestialität gegenüber ist die Strenge der Polizei dann natürlich ein nothwendig Uebel geworden. Wer einen guten Rock an hat, mag sich vor der Lust dieser Leute hüten. Er wird wenigstens sehr piquante Worte und Redensarten zu hören bekommen.

Moabit ist ein ständiger Vergnügungsort des Volkes geworden. Es herrscht hier aber nicht die formlose, roh und blind zusammengewürfelte Masse vor, sondern die dienende Classe, der Kreis der Handwerksburschen, der Soldaten, der Köchinnen, der Dienstmädchen u. s. w. Dadurch kommt mehr Einheit und Zusammenhalt in dieses bunte Bild, welches man jeden Sonntag mit Muße betrachten kann. Daß sich auch hier ein wüstes und verwildertes Element geltend macht, soll zwar nicht geläugnet werden, aber doch bricht mancher frische Kern, manche tüchtige Natur hindurch. Man gewahrt hier weniger die Verderbtheit einer untergehenden bürgerlichen Welt, als den Leichtsinn einer in untergeordneten Verhältnissen lebenden Jugend. Man sucht hier mehr Erholung von der Arbeit, als die eigne Verwüstung. Die Rohheit hat hier oft einen gesunden Sinn, es ist hier der Lebensmuth noch nicht an den Verhältnissen gescheitert. Diesen Handwerksburschen, diesen Dienstmädchen blinkt noch der Stern der Hoffnung. Man wird diesen Grundcharakter der Belustigungen in Moabit durchgehends festhalten können. Daß sich die geschlechtlichen Beziehungen, der Trunk und die Prügelei auch hier hervorzudrängen suchen, kann uns bei dem allgemeinen Zustande unserer unteren Volksklassen durchaus nicht Wunder nehmen. Im Ganzen aber zeigt sich in Moabit ein frisches und fröhliches Leben.

Eine „sittliche Veredelung" der Vergnügungen, welche unsere dienenden Classen namentlich in Moabit zu suchen pflegen, hat auch der Berliner Handwerkerverein zu seiner Aufgabe gemacht. Seine Mitglieder ziehen an den Sommer-

sonntagen bald hierhin, bald dahin in die Umgegend Berlins, mit Gesang und Musik, in's Grüne hinaus und suchen sich dort zu belustigen. Die Gesellen bringen ihre Geliebten, ihre Bräute mit und das Ganze hat einen durchaus anständigen Charakter. Jede Rohheit ist ausgeschlossen. Der Geist des Handwerkervereines geht auf die Principien einer allgemeinen Sittlichkeit zurück und diese sucht er auch bei seinen Lustpartieen geltend zu machen. Man findet hier allerdings mehr Einförmigkeit, als in Moabit, wo sich die dienende Classe nach Belieben zu entfesseln sucht, während sie sich hier unter die Kategorie einer abstrakten Sittlichkeit stellt, aber auch mehr Einigkeit und mehr Anstandsgefühl. Man singt, man trinkt, man spielt, man tanzt und begiebt sich Abends im bunten Zuge nach Hause. Es ist unzweifelhaft wahr, daß man durch seine Vergnügungen sehr bedeutend auf den Charakter und die Natur des Volkes wirken kann, und dieses Bewußtsein hat unzweifelhaft den Leitern des Handwerkervereines vorgeschwebt, als sie jene regelmäßigen Sommerexkursionen, die unter den Gesellen selbst sehr beliebt sind, arrangirten. Das Volk hat nicht blos eine Pflicht zur Arbeit, sondern auch ein unveräußerliches, aber sehr oft geschmälertes Recht zum Genusse. Die Mannigfaltigkeit des Genusses, die für jeden Menschen erwünscht ist, kann allerdings nicht durch die Vergnügungspartieen befriedigt werden, welche der Handwerkerverein veranstaltet, aber sein Streben, die sittlichen Zustände des Volkes, so weit seine Kraft reicht, auch im Genusse und in der Erholung zu veredeln, wird jedenfalls nur anerkennenswerth genannt werden müssen.

Es ist ein nicht unwichtiges Moment für die allgemeine Charakteristik Berlins, daß hier so unendlich wenig für die Erholung und Belustigung der unteren Volksklassen gethan ist. Vielleicht am wenigsten in allen europäischen Großstädten, nehmen wir etwa Petersburg aus. Und selbst in Petersburg sucht die Regierung das Volksvergnügen zu beleben und zu organisiren. In Wien ist es selbstständig belebt, desgleichen in Paris, in Kopenhagen, in Hamburg. Nur in London

ist auch, unter der Suprematie der englischen Geldherrschaft, auf das Vergnügen des Volkes keine Rücksicht genommen, und wenn bei Berlin der Thiergarten zwar einen aristokratischen Charakter angenommen hat, der das Volk von selber fern hält, aber der Zugang doch keinem verwehrt wird, so muß man in London schon gar für ein bischen frische Luft bezahlen, und die Jugend der Armen ist von den grünen Plätzen ausgeschlossen, auf denen sich Kinder umhertummeln können, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie von reichen oder wohlhabenden Eltern geboren worden sind. Je mehr man aber das Volk ausschließt, je mehr man es auf seine gegenseitige Rohheit anweiset und es höchstens nur an der Depravation der höheren Stände theilnehmen läßt, um so mehr wird es verwildern und um so mehr wird es mit einem gesellschaftlichen Zustande in Widerspruch gerathen, der ihm immer mehr feindlich geworden ist. Auch die Berlinischen Volkszustände, selbst blos in den Vergnügungen des Volkes, werden für diese allgemeine Wahrheit einen Beweis liefern können.

4.

Parteien und Parteiungen.

[Die Parteien und die Masse. — Ursache des Indifferentismus. — Das monarchische Princip. — Der Liberalismus in der Residenz und in den Provinzen. — Die Männer der Haller'schen Schule. — Die historische Schule. — Stellung der Bureaukratie. — Der Adel. — Die Conservativen. — Kritik des Liberalismus. — Zweierlei Liberalismus. — Die Radikalen. — Bankstreit. — Arm und reich. — Verein für die arbeitenden Classen. — Der Communismus. — Hegel und seine Nachfolger. — Bruno Bauer. — Die Theorie des Egoismus. — Schelling. — Kirchliche Interessen. — Pietismus. — Schöne Literatur. — Sieyès und Eduard Gans.]

In Berlin, der Hauptstadt Preußens, sammeln sich alle Elemente, welche sich in dem preußischen Staate geltend machen und denselben zum Theil bewegen. Eben durch die Vielseitigkeit der Interessen, durch das gegenseitige Anziehen und Abstoßen und den damit natürlich verbundenen Kampf, bekommt das Berliner Leben seinen besonderen Reiz. Der Civilisationsprozeß, in welchem sich Deutschland und speziell Preußen bewegt, breitet sich in Berlin nach allen Richtungen aus und alle Richtungen desselben zeigen hier ihre verschiedenartigen Symptome. Diese gegenwärtige Regsamkeit des Berliner Lebens hat sich noch nicht allzulange geltend gemacht, vielmehr ist der alte Indifferentismus erst in dem jüngsten Jahrzehend durchbrochen worden.

Wenn wir von den Parteien der Berliner Welt reden wollen, so bemerken wir jedoch gleich zum Voraus, daß auf dem Gebiete, auf welchem das moderne Europa die Regsamkeit seiner Parteien hauptsächlich entfaltet, nämlich auf dem Gebiete der Politik, trotz der großen Entwickelung, die Preußen noch jüngst in dieser Beziehung gemacht hat, eigentlich immer nur noch von verschiedenen Glaubenssecten, nicht von politisch-wirksamen Parteien, eigentlich immer nur noch von Parteiungen und sich gegenseitig bestreitenden, politischen Ansichten die Rede sein. Die historische Macht des abso-

luten, monarchischen Regierungssystemes, welches seinen Nachdruck in den äußersten und kleinsten Gliedern der Gesammtheit geltend machen kann und der in Folge desselben überwachte Zustand der preußischen Presse, vor allen Dingen aber der ganz ohnmächtig gewordenen Berliner Presse, haben die Entwickelung vollständig organisirter Parteien stets aufgehalten. Daß dadurch auch die innere Entwickelung des politischen und socialen Geistes gestört worden sei, glauben wir nicht. Ueberhaupt scheint es uns, als sei von dem vulgären Liberalismus das Wort Partei mannichfach und als eine ungerechte Beschränkung der persönlichen Freiheit gemißbraucht worden. Das gedankenlose Anschließen an eine der mächtigen politisch-berechtigten Parteien, wie wir es in Frankreich und England alle Tage gewahren, das wohlgefällige Nachlallen bestimmter Dogmen und Stichwörter, wie es selbst in constitutionellen Ländern Deutschlands Mode geworden, ist einer durchgreifenden Entwickelung des ganzen Volksbewußtseins vielleicht weit hinderlicher, als ein Zustand, in dem die Existenz der Parteien jeden Augenblick in Frage gestellt wird und in dem sich die Bewegung stets in einem kritisch-individuellen Prozesse erhalten muß. Der Entwickelungsprozeß Preußens ist deshalb vielleicht tiefer und weit umfassender, als der, welcher in den übrigen Staaten Deutschlands stattfindet.

Jede Bewegung, jede Entwickelung hat aber mit dem schweren, dickblütigen Niederschlag des Lebens, mit der rein vegetativen Natur des Menschen, mit dem Indifferentismus zu kämpfen. Ohne diesen Indifferentismus, der beinahe eine historische Berechtigung in Anspruch nimmt, hätten sich mindestens die drei letzten Jahrhunderte der europäischen Geschichte in ganz riesenmäßigen Contouren entwickeln müssen. Aber die großartigsten Ideen stießen immer auf den trägen Widerwillen der Masse, und auf diesen Widerwillen der Masse gegen jede Bewegung, auf die Faulthiersnatur des Menschen stützten sich dann immer die Kräfte, denen die

Erhaltung des bestehenden Zustandes aus den einen oder den andern Gründen als wünschenswerth erschien. Das feine Blut- und Nervenleben der Geschichte findet einen regelmäßigen Widerstand bei den niedrigen Lebenssubstanzen. Allerdings, auch in dem Indifferentismus der Masse, wird das feinbegabte Auge des Geschichtsdenkers ein Element der Fortbewegung entdecken können und dies eben ist das Wunderbare, das Göttliche der Geschichte. Denn dies Element wird nicht durch Eine Partei, nicht durch alle ihre noch so öffentlichen, oder noch so geheimen Manipulationen befruchtet. Nein, dieses Element wirkt nur der ganze Charakter der Zeit, jene electrische, Geschichte machende Kraft, die auf den Höhen einer Zeitperiode, aus der Reibung aller geistigen Fähigkeiten sich entwickelt und sich dann auch in die dunkelnden Thäler und Schluchten niedersenkt. Welche Thorheit, wenn eine Partei ihre besondern Principien als das Universalmittel ausruft und von dem Volke verlangt, daß es um die Erlangung dieses Universalmittels alles Andere aufgeben solle! Die, welche sich auf die Lehren der Geschichte berufen, belügen sich und Andere hier selbst über die Geschichte. Wem gehört die Geschichte Englands? Den Whig's? Den Tory's? Wird die Zukunft der englischen Geschichte etwa dem Chartismus gehören? Die englische Geschichte wird immer dem englischen Volke gehören. Die Geschichte steht über den Parteien. So gehört auch die preußische Gegenwart, die preußische Geschichte dem preußischen Volke und das preußische Volk verdient gerade eine solche Gegenwart, eine solche Geschichte zu haben, wie es sich dieselbe schafft, wie es sich in derselben entwickelt. — Nur durch die Elektricität, welche sich durch gegenseitige Reibung in allen Sphären der Intelligenz entwickelt, wird auch der Indifferentismus der Masse für die wahrhafte Geschichtserzeugung gewonnen werden können. Nicht an sich, nicht unmittelbar, sondern nur als Mittel haben die Principien- und Parteibewegungen ein Interesse für den Gesammtorganismus der Geschichte. Unter den

Höhen des Geistes, der Wissenschaft, ruhen noch dunkle, nebelnde Thäler.

Indem wir nun speciell auf Berlin, als den Centralpunct Preußens, zurückkommen, haben wir, unsern Grundsätzen gemäß, über das Licht nicht das Dunkel, über den Kreislauf der Bewegung nicht die Ruhe des Indifferentismus zu vergessen. Wie spottet man nicht auswärts, in den Provinzen, an allen Enden Deutschlands über diesen Indifferentismus! Aber hat man ihn einmal ordentlich betrachtet? Hat man einmal die lokalen Ursachen aufgespürt, welche, abgesehen von der allgemeinen schwerfälligen Menschennatur, diesem Berliner Indifferentismus, der, wir dürfen uns nicht täuschen, der Zahl nach, immer noch die große Mehrzahl der Bevölkerung beherrscht, zum Grunde liegen?

Berlin ist eine Stadt, welche, unter günstigern Verhältnissen als Potsdam, von der regierenden Dynastie gehoben wurde. Erst in neuerer und neuester Zeit sucht es sich in eigenen Peripetien, als eine europäische Großstadt zu entwickeln und die Hofkleidung des regierenden Hauses mit dem Civilrock zu vertauschen. Der Vortheil, welchen Berlin von seinem Charakter als Residenz zieht, hat einen großen Theil der Bevölkerung zum unbedingten Verehrer der absoluten Regierungskraft gemacht. Bedenkt man ferner, daß sich die ganze Regierungskraft des preußischen Staates in Berlin concentrirt und unmittelbar auf den Charakter dieser Stadt einwirkt, so wird man sich wenig darüber wundern können, daß auf die untern Schichten des Lebens dieser Einfluß von oben von großer Wirkung ist. Dazu durchdringt das bureaukratische Element, unmittelbar mit dem herrschenden Regierungsprincipe verbunden, in Berlin alle Stufen und Stände. Als Residenz hat Berlin sich mehr als andere Städte, an die Schauspiele, an den äußern Glanz gewöhnt, welche der Monarchismus immer mit sich verbindet, und diese Freude an der äußern monarchischen Pracht hat nicht wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung an das Wesen des Be-

stehenden, als an den natürlichsten, einfachsten, unumgänglich nothwendigen Zustand der Dinge zu befestigen. Natürlich zeigt sich dieser Zusammenhang Berlins mit dem herrschenden Principe in der Masse nicht als das Resultat eines Parteibewußtseins, sondern eben nur als ein Indifferentismus gegen alle politischen Elemente, die mit dem bestehenden Zustande in entschiedenen Widerspruch gerathen sind. Andererseits wird der Indifferentismus durch den Charakter, welchen Berlin als Großstadt angenommen hat, sehr bedeutend gefördert. Der Kampf um die materiellen Güter des Lebens, das verzweifelte Ringen um eine Existenz, die Concurrenz, die Geldausbeutung, welche sich in Berlin bis zu den widerlichsten Ausläufen entwickeln, halten die Massen von den abstrakten Fragen der Politik zurück und lassen sie gleichgültig gegen alle Krisen, die sich nicht unmittelbar auf das materielle Gebiet beziehen. Das Volk hat zu viel mit dem Hunger, mit der Sorge für den Tag, mit der Concurrenz, gegen welche das politische Princip durchaus nicht hemmend auftritt, zu thun, als daß die Mahnungen des Liberalismus wesentlich auf seinen Sinn einwirken könnten. Der Liberalismus, welcher sich in den Sphären des Geldbesitzes und der Intelligenz geltend macht, hat nicht die Kraft, die Masse des Volkes aus ihrem politischen Indifferentismus emporzuheben, da er für die materielle Existenz derselben durch seine abstrakten Versprechungen keine Gewähr leisten kann. In Städten, die nicht eine so großartige Entwickelung nehmen, wie Berlin, und wo sich der ganze Nachdruck der monarchischen Centralkraft nicht so geltend machen kann, wie hier, stehen dem Liberalismus weit mehr Mittel und Wege zu Gebote, die Masse für sich zu interessiren und selbst, wenn sie nicht will, für sich zu zwingen. Die Faktoren des Geldbesitzes und der Intelligenz stellen sich an die Spitze einer Bewegung, agitiren dafür und das Volk, in seiner materiellen Existenz an dieselben gefesselt, an die geistige Obhut derselben gewöhnt, schließt sich ihnen an.

In Berlin sind solche Bewegungen durch den weitläufigen Charakter der Stadt und durch die vielseitige Richtung der Lebensverhältnisse ziemlich unmöglich geworden. Die Elemente der Geldaristokratie und der Intelligenz haben hier nicht den gesammten Boden der materiellen Volksexistenz in Beschlag nehmen können. Es macht sich ihnen gegenüber der Faktor der Monarchie und der Bureaukratie sehr bedeutend geltend und das Volk in Berlin ist sowohl social als politisch unabhängiger, als anderswo gerade von den Elementen geblieben, welche die Träger der politischen Bewegung zu sein pflegen. Das Volk ist hier mehr als anderswo auf sich selbst, seinen Kampf, seine Noth, seine innere Verwahrlosung angewiesen und die Interessen der Intelligenz und der Geldaristokratie gehen hier selbst wieder in so vielen vereinzelten Richtungen und Bestrebungen auseinander, daß hier, wo ihnen innerlich die beschränkte Einigkeit in den Provinzen fehlt, wo ihnen äußerlich die Macht der Centralgewalt und der in sich selbst aufgelöste Zustand der Masse gegenüber steht, an eine allgemeine Beherrschung des Volkes durch dieselben durchaus nicht gedacht werden kann. Unter solchen Verhältnissen hat der Indifferentismus, dessen man die Massen in Berlin so mannigfach anklagt, nicht ausgerottet werden können und die geistigen Bewegungen, die Processe und Krisen, in denen Berlin sich hin und her treibt, sind dadurch, dem Volke gegenüber, in einen isolirten, beinahe ganz aristokratischen Zustand gerathen. Man läutet Sturm über den Häusern einer noch ruhig schlafenden, nur zuweilen vom physischen Schmerz durchzuckten Masse. Man stellt Ideen, Principien gegen Principien, Systeme gegen Systeme, und unten weiß das Volk noch nicht einmal, daß ein anderer Zustand möglich ist, als der, in dem es sich befindet, an dessen Schliche und Kniffe, an dessen raffinirte Vortheile es sich gewöhnt hat und für dessen Krankheitszustände es sich durch stumpfsinnige Resignation, durch Frivolität und Einzelakte der Brutalität, der Gesetzwidrigkeit, des

Verbrechens zu entschädigen sucht. Da ist weder von einer „sittlichen Idee“ des Staates noch der Gesellschaft die Rede, sondern blos von dem Naturrechte des Daseins und von einem verzweifelten Kampfe für dasselbe.

Daß auch diese Masse der Berliner Bevölkerung nicht ganz und gar ohne Fortentwickelung geblieben, kann nicht und soll nicht geleugnet werden, aber sie schreitet immer noch mehr fort, durch die Organisationen des Staates und der Communalbehörden, durch die in jüngster Zeit geschehenen Revisionen der Gesetzgebung und durch eine vielfach verbesserte Volksschulbildung, als durch die Elektricität, welche sich, auf den höheren Stufen des Lebens, im Kampfe der Parteien und Principien geltend macht. Diese Elektricität verpufft sich noch immer mehr in besondern Sphären, als daß sie den ganzen Volkszustand belebend durchströmte. Es hemmen hier nicht bloß die innern Schwächen unserer Parteien, es hemmen hier noch mehr die polizeilichen Maßregeln. Wo eine Partei nicht durch ihre innere Schwäche, durch ihren sie selbst vernichtenden Egoismus von der Masse abgeschnitten wird, da wird sie es sicher durch die politischen, durch die polizeilichen Mächte und was auch geschieht, die Kluft zwischen oben und unten, selbst zwischen dem Unten und der Mitte auszufüllen, sie läßt sich, allen Bemühungen ungeachtet, immer wieder erkennen.

Von einer strengmonarchisch gesinnten Partei, wie es ja zuweilen in der Tagespresse geschieht, kann in Preußen, speciell in Berlin eigentlich gar nicht geredet werden. Die Macht des monarchischen Principes beruht nicht in einer Partei, sondern in dem ganzen historischen, faktischen und rechtlichen Zustande der Dinge. In allen Institutionen des Staates findet es seinen Ausdruck und seine Stützen. Organisirt wird es durch die bureaukratischen und militärischen Kräfte von oben nach unten zu. Hier wird es durch die Sympathien, dort durch den politischen Indifferentismus des Volkes befestigt. Diejenige Gestaltung des monarchischen

Princips, welche namentlich in Friedrich Wilhelm IV. ihren Repräsentanten gefunden, wird mit Recht als das System des christlich-germanischen Staates bezeichnet. Um es vollständig zu begreifen, muß man auch diejenige Richtung, welche sich als die Entwickelung des freien Geistes im Kampfe gegen das Christenthum darstellte, in Betrachtung ziehen, so wie auch den Andrang des politisch-liberalen Elementes gegen den absolut monarchischen Charakter des preußischen Staats. Das System des Königs steht auf der scharfen Grenzscheide zwischen dem alten historischen Preußen und einem neuen Preußen. Es versucht sich an der Vermittlung der Gegensätze. Nirgends in Europa wird das monarchische Regierungsprincip innerlich so tief bewegt, wie in Preußen und nirgends hat es deshalb eine so scharfe Kritik erfahren.

Den Angriffen, welchen die herrschende Macht der preußischen Politik sich fortwährend ausgesetzt sieht, stehen die Stützen und Vertheidiger derselben gegenüber und nur mit ihnen, nicht mit einer Charakteristik der politischen Macht, und ihrer Motive und Zwecke, können wir es hier zu thun haben. So hat sich denn in Berlin noch ein ganz tüchtiges Stück der Haller'schen Schule erhalten, und auf der Berliner Universität kann man alle Tage, z. B. in dem Auditorium des Professors Stahl, die Grundsätze dieser Schule vernehmen. Das Grundprincip dieser Schule ist es, im Staatsleben alles auf das Ursprüngliche, Einfache zurück zu führen. Dieses Princip soll, wie von den Restaurateuren gelehrt wird, vor allen Dingen historisch gefaßt werden, aber da zeigt es sich denn von vornherein sogleich als sehr unsicher, was unter dem Historisch-Ursprünglichen zu verstehen ist. Was ist das Historisch-Ursprüngliche anders, als das Unausgebildete, das Rohe, das Unentwickelte? Aus dem natürlichen Zustande der Unmittelbarkeit sind am Ende alle Staaten der Welt hervorgegangen, wie sollen sie nun aber, da sie auf dem Standtpunkte der Cultur angelangt sind, auf die ursprüngliche, rohe Weise wieder zurückgeführt werden?

Indem die Haller'sche Schule den Patrimonialstaat mit seiner ganzen Bevormundung zu begründen sucht und indem sie aus ihren Voraussetzungen strenge Consequenzen zieht, geräth sie nicht blos mit dem allgemeinen Culturstande und mit den politischen Institutionen Preußens, sondern auch mit den Absichten der Regierung in einen entschiedenen Widerspruch und sie hat gar keine Aussicht mit allen ihren theoretischen Entwickelungen bis in die politische Wirklichkeit einzudringen. Sie scheitert nicht blos an der Reaction des allgemeinen Bewußtseins, sondern auch an der Klugheit der Regierung. Für die Copisten Haller's ist das Volk eben nichts, als ein Aggregat, welches nach Ständen, nach Provinzen, nach Meinungen, nach Vorurtheilen auseinander gehalten werden kann und ihnen muß die Cultur des Gedankens, aller der Bewegungen, um welche sich die Neuzeit bereichert hat, als ein Greuel erscheinen. Von der Entwickelung Haller's: „Gott wollte, daß unter den Menschen der Begriff Freiheit verwirklicht werde; da nun aber nicht alle Menschen frei sein können, so wollte er wenigstens, daß jeweilen Einer frei sei und dieser eine Freie ist der Fürst;" von dieser Begründung des Herrscherthums und der bloßen Willkür, welche nichts mit der Aufgabe eines vernünftigen Staates gemein hat, pflegen auch seine Copisten und Apostel auszugehen, und alle politischen, staatsrechtlichen Verhältnisse pflegen von ihnen gewöhnlich von dem privatrechtlichen Standpunkte des Einen aus, welcher, nach ihnen, den Staat als sein Eigenthum besitzt, beurtheilt zu werden. Bei der Construction des Haller'schen Staates fallen so ziemlich alle höhern, geistigen Interessen des Menschen ab. Wenn sie nicht ganz verleugnet werden, so wird das Oberhaupt des Staates doch der Sorge dafür überhoben und Alles zusammenhangslos dargestellt. In der Zusammenhangslosigkeit wird das Organische, das Historische, das Ursprüngliche gesucht. Wenn es auch hier und da scheint, als ob sich der Einfluß der Haller'schen Restaura-

teure steigern könne, so dürfen sie doch schon nicht mehr den Muth haben, consequent zu sein, und die Zukunft wird ihnen keine Hoffnungen versprechen können. Man kann sich hinter einen akademischen Lehrstuhl verschanzen und selbst als praktischer Staatsmann auf Haller zurückgehen, nimmermehr kann man aber dadurch die Entwickelung des Lebens beherrschen und auf die Dauer hemmen. Welche Maximen auch die „Literarische Zeitung" entwickeln mag, es steht der Tod hinter ihnen und wenn die Masse auch noch vielfach todt und ein bloßes Aggregat ist, ihre Entwickelung ist wenigstens so weit fortgeschritten, daß sie beanspruchen darf, nicht, wie Haller es verlangt, für alle Zeiten auf diesen todten Zustand verwiesen zu bleiben.

Auf dem Rechtsgebiete, diesem so wichtigen Faktor des Staatslebens, macht sich ganz besonders der Gegensatz zwischen der historischen und der philosophischen Schule geltend. Die letztere ist, seit Gans gestorben, von den Lehrstühlen immer mehr verdrängt, im Leben hat sich ihre Entwickelung erweitert. Der Einfluß der historischen Schule und ihres Repräsentanten Savigny bei der neuern preußischen Gesetzgebung ist ein allgemein bekannter. Als Thibaut für eine durchgreifende Reform des bürgerlichen Rechtes auf dem Wege der Gesetzgebung in die Schranken trat, war es der jetzige Minister Savigny, welcher sich in seiner Schrift „vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" gegen ein solches Verlangen erklärte. Man würde Unrecht thun, wenn man Savigny und die Bemühungen seiner Partei mit den Bestrebungen von Genz, Görres und Haller auf dieselbe Linie stellen wollte; im Allgemeinen aber gehören die Historischen ebenfalls der retrograden Bewegung an. Buhl nennt diese Schule in seiner Schrift: „Die Verfassungsfrage in Preußen" die Romantik auf dem Gebiete des Rechtes und fährt dann fort: „Auch sie wollte die Herrlichkeit des Gewesenen ergründen und wie die Romantik das Gefühl zum Organe

der Poesie erhob, so stellte sie den historischen Sinn als Organ der Wissenschaft hin. Vernunft und Philosophie werden dadurch natürlich überflüssig und können höchstens noch in der Reihe der historischen Disciplinen ein bescheidenes Plätzchen finden; — auch sie klammert sich an die Vergangenheit an und ignorirt die Gegenwart, der sie sogar den Beruf zur Gesetzgebung abspricht; diese muß sich mit todten geistverlassenen Formen begnügen." In neuerer Zeit ist neben dem historischen Elemente auch noch ein christliches Element auf dem preußischen Rechtsgebiete zum Vorschein gekommen. Die Reaktion dagegen ist nicht ausgeblieben und hat sich sowohl in der Presse, als anderswo vielfach und sehr lebendig ausgesprochen.

Einen sehr großen Einfluß und eine vielseitige Verbreitung hat in Berlin überhaupt das bureaukratische Element. Es ist jedoch in letzterer Zeit manchen Anfechtungen ausgesetzt worden. In der bürgerlichen Welt und in der Presse glaubte der Liberalismus sich ganz besonders gegen die Beamtenbevormundung erklären zu müssen. Von oben reagirte das System des Königs, der Wille seiner Persönlichkeit mannigfach gegen den kalten, preußischen Beamtenstaat. Von dem Liberalismus pflegt die preußische Bureaukratie als eine Kaste dargestellt zu werden, die den Willen des Königs hemmt, die dem Volke feindlich gegenüber steht und die unablässig bemüht ist, jede freie Entwickelung freier Zustände zurückzuhalten. Der Beamtenregierung gegenüber wird dann mit einem fremden Ausdrucke self-governement gefordert und dabei vielfach auf England verwiesen, ohne daß man zu bemerken scheint, wie das Beamtenwesen sich dort, den ursprünglichen Freiheiten der Nationen gegenüber, immer ausgedehnter entwickelt. Wenn die preußische Bureaukratie aber auch keine ganz abgeschlossene Kaste ist, da sie sich aus der ganzen Nation emporhebt, so hat sie sich doch eine ganz eigenthümliche Sphäre geschaffen, in der sie allerdings mannigfach als ein Gegensatz des Volkes erscheint,

während sie sich bemüht, dasselbe zu repräsentiren. Das Volk selber drängt und strebt fortwährend der bureaukratischen Sphäre entgegen und sucht in dieselbe einzutreten und so kommt es denn, daß die preußische Büreaukratie die verschiedensten Grade von Talent, wissenschaftlicher Bildung, Erfahrung und Intelligenz in sich vereinigt. In Berlin, als der Residenz, als dem Centralpunkte des ganzen Staates, ist dieses natürlich, vor allen andern Orten, der Fall, und in den bureaukratischen Kreisen Berlin's findet die Berliner Intelligenz nach allen Richtungen hin ihre bedeutsamsten Repräsentanten. Da die Bureaukratie aus dem Volke hervorgeht, so findet man sie auch von all' den verschiedenen Wünschen, Vorurtheilen, Leidenschaften und Ansprüchen durchdrungen, welche sich in den verschiedenen Volksklassen geltend machen und welche eben die Bewegung des Volkes veranlassen; aber trotzdem schließt sich das bureaukratische Element als etwas Besonderes zusammen und kann auf diese Weise den Kampf, der in seinem eigenen Innern vorgeht, einer allzugroßen Oeffentlichkeit entziehen. Vergleicht man das Beamtenelement anderer Staaten mit dem preußischen, so wird man gestehen müssen, daß sich in dem letztern jedenfalls die größte Thätigkeit zeigt und daß es die große Verantwortlichkeit, welche es auf sich genommen und welcher es, ohne Mitwirkung der Nation, in der besondern Sphäre nachzukommen sucht, eben in so weit zu erfüllen bemüht ist, wie es dieselbe erfüllen kann. Die Bureaukratie setzt es als ihr Recht voraus, das Volk zu vertreten und zu regieren. Der Liberalismus greift diese Voraussetzung der preußischen Bureaukratie mit mehr oder minder richtigen Grundsätzen an. Läßt man aber einmal diese Voraussetzung auf sich beruhen und betrachtet alsdann die Thätigkeit der preußischen Bureaukratie, dann wird sich in ihr noch manches Tüchtige entdecken lassen. In den bureaukratischen Kreisen an der Berechtigung der Bureaukratie zweifeln, sich gegen ihre Autorität erklären, das Volk nicht als einen Stoff be-

trachten, der durch den Beamten gestaltet werden muß, heißt dort eben so viel, als die Monarchie angreifen; denn in der Bureaukratie ist es eine traditionelle Ueberlieferung, daß eben durch das Beamtenthum der Staat so groß und so mächtig geworden.

Die höhern Kreise der Bureaukratie werden durch den Adel erfüllt. Allerdings hat er kein ausschließliches Recht auf die hohen Staatschargen und es ist auch den Beamten bürgerlichen Herkommens der Weg zu ihnen nicht versperrt, sie werden dann aber sehr häufig geadelt oder auf andere Weise mit dem Interesse der Aristokratie verbunden. Wenn das Beamtenthum oben eine aristokratische Färbung nimmt, so ist es nach unten durchaus bürgerlich, ohne sich aber mit dem Volke als Eins und dasselbe zu fühlen. In der Bourgeoisie Berlins läßt sich hier und da eine liberale Reaktion gegen die Macht der Bureaukratie erkennen, die Masse verhält sich zu derselben ganz willenlos und gläubig, zuweilen brutal-widersetzlich. Ein sehr strenges Urtheil über die Wirksamkeit der Beamten, wurde vor einigen Jahren in der „Leipz. Allg. Ztg.," in den „Einundzwanzig Bogen" und in der „Rhein. Ztg." gefällt. Es mag hier aber immer noch einen Platz verdienen. „Als das erste Grundprinzip seiner Amtsthätigkeit betrachtet der Beamte zunächst sein eigenes Wohl, d. h. seine Beförderung. Auf dieses Ziel, das er unverrückt im Auge behält, ist sein ganzes Streben gerichtet. Er hält diese Tendenz sogar für die erste seiner Pflichten, wenn er sie von oben herab sanktionirt sieht. In sofern nun aber diese Beförderung, sowie überhaupt das ganze zeitige Wohl eines jeden Beamten nur allein in der Hand seines Chefs liegt, so hält er es um so mehr für Pflicht, sich dessen Gunst in jeder Hinsicht zu erwerben, als er weiß, daß er eigentlich stets in einem verfehmten Zustande lebt, indem sein Chef durch die Conduitenliste fortwährend ein heimliches Gericht über ihn hält, von dem er nichts, weder die Anklagen noch Urtheile, erfährt, sich folglich auch nicht darüber rechtfertigen oder ver-

theidigen kann, sondern nur aus irgend einer ihn überraschenden Zurücksetzung die Vollstreckung eines solchen Fehmurtheils vermuthen muß. Und deshalb läßt es sich jeder Beamte wesentlich angelegen sein, sowohl in seiner Amtsthätigkeit, wie in seinem Privatleben sich nur nach den Grundsätzen, Ansichten und Launen seines Chefs zu bequemen. Deshalb meidet er auch möglichst alle öffentlichen Orte und gemischten Volksgesellschaften, in welchen das Leben frei und rücksichtslos nach allen Richtungen fluthet, damit ihm nicht, in einem unbewachten Augenblick, durch die Aufwallung seines eigenen, momentan entfesselten Freiheitsgefühls irgend eine freimüthige Aeußerung entschlüpfen möge, die zur Kenntniß seines Chefs gelangen und dessen Mißfallen erregen könnte. Er beschränkt sich vielmehr hauptsächlich nur auf die gesellschaftlichen Zirkel der höhern Stände, wo er Gelegenheit findet, sich im vollen Glanz der Ergebenheit seinem Chef bemerkbar zu machen. Mit einem Worte: nur die Gunst seines Chefs ist das Idol, welchem der Beamte seine Ansichten, Ueberzeugungen, Grundsätze, Neigungen, kurz, seine ganze Individualität zum Opfer bringt." Es wird hier ein Zustand als allgemeine Regel aufgestellt, von der sich zwar manche Ausnahmen anführen ließen, der aber allerdings eine vielfache Begründung findet. Das Buch von Heinzen, welches diesen Gegenstand weiter und ausführlicher behandelt, ist bekannt.

Neben dem bureaukratischen Elemente verdient das aristokratische eine besondere Berücksichtigung. Wenn sie sich auch beide zuweilen zu vereinigen scheinen, so gehen sie im Grunde doch weit auseinander. Wenn man sagen wollte, die Bureaukratie sei in Preußen die größte Macht, so würde dies eben so einseitig sein, als wenn man diese Stellung der Aristokratie zuschreiben wollte. Zwar steht das Beamtenthum, ebenso wie die Aristokratie, außer und über dem Volke, aber es schließt sich nicht wie der Adel in eine Geburtsklasse zusammen, und hierin begründet sich ein wesentlicher Unterschied der beiden gewichtigen Mächte. Man kann als

Baron und Graf geboren werden, aber nicht als Geheimsekretär und Regierungsrath. Das Beamtenthum beruht auf der persönlichen Geschicklichkeit und Fähigkeit, auf einem Werdungsprozesse. Es stützt sich nicht wie der Adel auf historische Rechte, sondern auf die Diensttreue, die Dienstergebenheit, die Dienstpflicht. So gerathen beide Elemente nicht allzuselten in Streit und Widerspruch mit einander. Wenn das Beamtenthum mit der Bevormundung des Volkes die Absicht der Volkserziehung verbindet und das Volk als eine bewußtlose Masse betrachtet, die es gestalten und der es von Außen eine Form aufdrücken muß, so verhält sich die Aristokratie dagegen durchaus gleichgültig gegen das Volk und sie betrachtet dieses als eine todte Unterlage. Während das Beamtenthum nach der Einheit des Staates, nach der Centralisation strebt, muß die Aristokratie sich, ihrer Natur gemäß, um die Auflösung des Staates, um die Partikularisation bemühen. Man hört deshalb von aristokratischer Seite die Klage über den „gemeinen, revolutionären Sinn, der in Gestalt der demolirenden Bureaukratie sich mehr oder minder in allen Staaten einzunisten trachtet, oder wirklich einnistet." Für die Aristokratie wird die Bureaukratie revolutionär, denn sie ist der ersteren nicht historisch genug. Trotz dieser Gegensätze geht weder die Aristokratie darauf aus, die Bureaukratie zu vernichten, noch umgekehrt. Das Beamtenthum sucht die Adelsherrschaft zu schwächen, aber es denkt keineswegs an eine Auflösung des Adels selber und bleibt, dem Adelsprinzipe gegenüber, bei einzelnen Reformen. Es hat das alte Adelsprinzip sehr beeinträchtigt, indem es dem Adel die Exklusivität des großen Bodenbesitzes nahm, indem es die Befreiung des Bodens in die Agrikultur einführte, indem es an die persönliche Emancipation der Landbevölkerung ging und die bürgerliche und politische Erlösung derselben beabsichtigt, aber es wagt sich mit seinen Angriffen keineswegs gegen das Wesen des Adels. Indem das Wesen des Adels durch das Beamtenthum unbeschädigt bleibt, kann

er sich immer wieder erheben und gegen die Reformen der Bureaukratie eine ihm mehr oder minder günstige Reaktion geltend machen, um so leichter, wenn der Adel sich selber in die Reihe des Beamtenthums stellt und er in der Armee, in der Verwaltung, in der Gesetzgebung hohe Positionen zu gewinnen weiß. Ueber die Stellung des Adels in Preußen zur Gesammtbevölkerung herrschen die verschiedensten Ansichten. Die Einen behaupten, der Adel sei in Preußen ganz und gar von seiner stolzen Höhe herabgesunken und mit der Masse des Volkes verschmolzen. So sagt namentlich Herr von Bülow-Cummerow in seiner Schrift „Preußen, seine Verfassung u. s. w.“ S. 93. „Die persönlichen Vorrechte, die der Adel ehemals gehabt, sind sämmlich und ohne Ausnahme erloschen; verfassungsmäßig sind ihm keine verblieben, er besitzt keine anderen, als die ihm noch die Erinnerung zollt und die er sich durch seinen persönlichen Werth erwirbt.“ Herr Bülow-Cummerow hat bekanntlich seine aristokratische Vorliebe immer ganz offen zur Schau getragen. Seiner Behauptung gegenüber versucht Ludwig Buhl in seiner Schrift: „Die Herrschaft des Geburts- und Bodenprivilegiums in Preußen“ durch eine historische Betrachtung des Verlaufs der agrarischen Gesetzgebung und der Entwickelung der preußischen Verfassung eine richtige Schätzung sowohl der Vorrechte, die der Adel eingebüßt hat, als derjenigen, die ihm verblieben sind, oder die er neu erworben hat, zu gewinnen. Er kommt dann (S. 69) zu dem ganz entgegengesetzten Resultate. „Daß der Adel kein einziges seiner *persönlichen* Vorrechte verloren hat, und daß, wenn er Verluste erlitten, diese nur sein Privilegium des großen Grundbesitzes betroffen haben.“ Ferner: „daß dem Adel zwar die Exclusivität des großen Grundbesitzes genommen worden, daß aber dem großen Grundbesitze alle wesentlichen Privilegien verblieben sind, und daß sich auf der Grundlage des geöffneten, großen Grundbesitzes eine *neue Aristokratie* gebildet hat, nämlich eine *reine* Bo-

denaristokratie." Endlich: „daß der Geburtsadel durch die Klasse der Standesherrn einen ansehnlichen, mit sehr bedeutenden Privilegien bevorzugten Zuwachs erhalten hat."

Es ist hier nicht unsere Sache, die politische Bedeutung des Adels in Preußen speziell zu untersuchen und zu verfolgen. Gewiß ist es, daß noch ausschließliche Auszeichnungen und Begünstigungen mit ihm verbunden sind und daß dieselben äußere Ehre und äußeres Ansehen zur Folge haben. So ist denn auch das aristokratische Element eine besondere und hervorragende Erscheinung in der Welt Berlins. Es läßt sich eben so wohl in seiner prinzipiell-thätigen, als blos vegetativ-genießenden Absicht erkennen. Trotz der Einbuße manchen Vorrechtes ist ihm noch ein bedeutender Einfluß in der Staatsverwaltung geblieben und selbst Herr von Bülow-Cummerow muß gestehen: „daß der zahlreiche Adel in Preußen immer noch einen indirekten Einfluß auf das Ganze habe." Dieser Einfluß tritt in der Berliner Welt deutlich genug hervor. Speziell macht sich hier besonders das märkische Adelsthum geltend, welches Heine sehr richtig in den „ukermärkischen Granden" charakterisirt und welches noch jüngst in der Augsburger allgemeinen Zeitung so treffend dargestellt wurde. Die Bekleidung der Hofämter hat der Adel sich als ein ganz ausschließliche Vorrecht bewahrt, und dies mag ihm am allerwenigstens mißgönnt werden. Wußte doch selbst ein Napoleon, den man eben nicht als einen Freund des alten historischen Adelthums bezeichnet, in dieser Beziehung die Anstelligkeit und die Qualification des alten Adels zu schätzen und zu benutzen.

Die Elemente, deren allgemeine Aufzählung wir so eben versucht haben, treffen vielfach in dem Conservatismus zusammen: in dem Wunsche und der Bemühung, unseren sogenannten politischen status quo aufrecht zu erhalten. Alle sind dann aber nur deshalb conservative, weil sie nicht den Muth haben, consequent zu sein. Die Haller'schen haben nicht den Muth, den vollständigen Patrimonialstaat zu ver-

langen, die Rechtshistorischen können eine Weiterbildung der Gesetzgebung nicht hindern, die Bureaukratie hat weder den Muth, den Adel in seinem Wesen zu vernichten, noch das Volk als einen ganz todten Stoff zu behandeln, die Aristokratie hat nicht den Muth, die Particularisation des Staates zu erstreben, die Nationalen haben ebenfalls nicht den Muth, bestimmt auszuschließen, bestimmt anzunehmen. So kommen wir zu dem Conservatismus, der bei uns häufig eine conservative „Partei" genannt wird, während er nichts weniger als eine Partei ist, denn er geht innerlich nach allen verschiedenen Richtungen auseinander. Der König selbst ist nicht conservativ. Er anerkennt vielmehr das Recht der staatlichen Bewegung und hält es für nothwendig, in den verschiedenartigsten Sphären umzuändern und neu zu gestalten. Als Mittelpunkt für unser conservatives Element giebt es eigentlich nur Eine bestimmte Voraussetzung, es ist die Voraussetzung des monarchischen Principes. Alles Andere kann in Frage gestellt werden, denn während diese Conservaiiven eine Art von Preßfreiheit als wünschenswerth darstellen, glauben jene eine strengere Censur fordern zu müßen. Während diese die Trennung des Staates von der Kirche behaupten, verlangen jene die Vereinigung derselben. Nur in der Festhaltung des monarchischen Principes für Preußen hat das Element, welches wir Conservatismus nennen müssen, seinen allgemeinsten und festesten Boden. Und auch hierin ist eine Bewegung, sind Modifikationen angekündigt. Die reichsständische Frage zieht immer höher an unserem politischen Himmel herauf und selbst in den höchsten Sphären unseres Staates fangen an sich verschiedene Ansichten geltend zu machen und verschiedene Parteiungen zu bilden. Daß für alle diese Parteiungen die Monarchie die Grundmacht des Staates bleiben soll, bedarf gar keiner Erwähnung, aber es werden sich nun, je näher die Lösung dieser Frage rückt, die bureaukratischen, die aristokratischen und andere Elemente um so schärfer abzeichnen, wenn der Widerstreit der Meinungen und Interessen

auch nicht unmittelbar vor die Oeffenlichkeit gebracht werden kann und in den geheimen Gängen unseres Staatslebens verschwindet.

Ehe wir von den Elementen absehen, welche sich mehr oder minder zu der bestehenden Regierungsgewalt halten, muß der conservativen Presse eine Erwähnung geschehen. Reden wir von einer conservativen Presse in Berlin, so wollen wir damit doch nicht sagen, als ob in Berlin auch eine anticonservative Presse existire. Die ganze Berliner Presse ist vielmehr conversativ. Aber es giebt hier einige Organe, in denen das System der Regierung besonders geltend und Angriffen gegenüber vertheidigt wird. So sind mit der „allgemeinen Preußischen Zeitung" verschiedene Versuche gemacht worden, ihr die Polemik einzuimpfen. Man ist aber immer schnell davon zurückgekommen, da die Kräfte, welche man dabei gewann, den Anforderungen, welche man an sie stellte, nicht genügten, und die preußische allgemeine Zeitung beschränkt sich jetzt wieder auf einzelne Berichtigungen und Widerlegungen. Mit weiter ausgreifenden Tendenzen hat sich die „Literarische Zeitung" unter der Redaction des Dr. Brandes auf die Seite der Regierung gestellt. Das „Christliche," das „Positive," das „Historische," wird hier bis zu Haller'schen Nuancen zum Schiboleth erhoben. Etwas größere Selbstständigkeit und mehr Frische zeigt der Professor Huber in seinem „Janus." Die Möglichkeit einer regsamen Regierungspresse, scheint uns namentlich an ihrer Stellung zur Bureaukratie zu scheitern. Die Bureaukratie will an der Presse nur einen besoldeten Handlanger haben, während diese eine selbständige Macht sein muß. Das Mißtrauen der Bureaukratie gegen die Presse im Allgemeinen legt auch einer Regierungspresse in Preußen die größten Schwierigkeiten in den Weg. Indem man ihr die specielle Einsicht in die thatsächlichen, faktischen Zustände, welche geheimnißvoll von der Bureaukratie beherrscht werden, verweigert und sie auf ein allgemeines Raisonnement beschränkt, indem man ihr

kein selbstständiges Leben gönnen, sondern sie nur als eine Maschine betrachten will, welche die bureaukratischen Missionen weiter trägt, muß die preußische Regierungspresse auf eine große Macht und Bedeutung verzichten. Ueber die Stellung der Bureaukratie zu den conservativen Schriftstellern hat namentlich der Dr. Hermes in dem Vorworte zu seinen „Blicken aus der Zeit in die Zeit,“ sehr lehrreiche Data beigebracht. Man benutzt und läßt fallen. —

Wir treten jetzt in die liberale Sphäre der Berliner Welt und wir müssen hier noch einmal darauf hinweisen, daß sich aus besonderen, früher angegebenen Rücksichten der Liberalismus in Berlin nicht zu jener Macht erheben konnte, die er in den Provinzen theilweise gewonnen hat. Dennoch ist seine Wirkung, seine Ausbreitung, seine Reaktion gegen den bestehenden Zustand und sein wachsender Einfluß auf die bürgerliche Welt auch in Berlin sehr erkennbar geworden. Wenn man zuweilen die Behauptung hören muß, der Berliner Liberalismus beschränke sich auf die Berliner Zeitungscorrespondenten oder, wie der „Rheinische Beobachter“ noch genauer angiebt, auf die „Stehely-Literaten“ so ist dies eine Unwahrheit. Es ist vielmehr thatsächlich, daß sich die liberalen Elemente in der Hauptstadt von Jahr zu Jahr vermehren, daß sie einen steten Zuwachs an dem Geldbesitze bekommen und an der Intelligenz bevorrechteter Stände. Aber eben so wahr ist es auch, daß die untere Masse der Bevölkerung durchaus indifferent gegen die liberalen Elemente und Bestrebungen geblieben ist. Man wird niemals besser von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugt als dann, wenn sich der Berliner Liberalismus zu einigen öffentlichen Demonstrationen entschließt und fast immer dieselbe kleine Gemeinde mit denselben Chorführern und Rednern sich auf der Bühne unserer großen, Hunderttausende umfassenden Stadt zusammen findet. Unter den Kaufleuten, in dem, vom Hof und von der Bureaukratie unabhängig gewordenen, höheren Bürgerthume, unter den Fabrikanten, unter den Juristen, Aerzten u. s. w.

hat der Liberalismus einen bedeutenden Anhang, aber er hört auf, in der untern Sphäre von Wirkung zu sein. Der Geldbesitz und die Intelligenz vereinigen sich in ihm, in ihren privilegirten Lebensstellungen, in der Forderung von abstracten, politischen Rechten, bei welchen die Masse sich gar nichts zu denken weiß. Die Macht des monarchischen und bureaukratischen Prinzipes in Berlin hemmt den Liberalismus vielfach in seiner freien, äußeren Entwickelung, er kann deshalb keinen großartigen, sondern nur einen kleinen Guerillakrieg führen. Die Vossische Zeitung hat mit dem Liberalismus nur ein Bischen Comödie gespielt, Herr Worniger durfte eine Zeitlang die große Trompete führen und gedämpfte Töne hören lassen, bis er dann wieder plötzlich verstummen mußte. Ernster ist es jetzt in der Spenerschen Zeitung gemeint. Die „Berliner Zeitungshalle“ will nichts weniger als auf dem Namen eines Partheiorganes Anspruch machen. Die literarische Vertretung des Berliner Liberalismus wird auf die Provinzialpresse, auf die auswärtigen deutschen Zeitungen, auf das Gebiet der Monatsschriften, der Brochüren, der dicken Bücher verwiesen. In Berlin selbst ist ein wirksames Gebiet dafür durch die Macht des Bestehenden unmöglich geworden.

Aber selbst dann, wenn der Liberalismus nicht durch polizeiliche Maaßregeln zurückgedrängt würde, selbst dann möchte er schwerlich einen Einfluß auf den größern Theil Berlins gewinnen können, denn er täuscht sich erstens über das „Volk“, welches er täglich anruft und deshalb zweitens über die Popularität seiner Forderungen.

In den Forderungen einer Constitution für Preußen, findet er, wie überall in Preußen, so auch in Berlin seinen Mittelpunkt. Darauf läßt sich alle Opposition des Liberalismus gegen die Büreaukratie u. s. w. zurückführen. Der Liberalismus sagt, das Volk ist mündig. Das Volk verlangt die Repräsentation! Das Volk! Wahrlich ein schönes Wort! Das Volk und immer das Volk! Aber wo hätte sich denn

das Volk für eine reichsständische Verfassung ausgesprochen? Schriften und Schriftsteller, dicke Bücher und dünne Bücher haben es in Menge gethan. Aber sind die Schriften und die Schriftsteller das Volk? Sie repräsentiren doch eben nur einen Theil, den gebildeten Theil des Volkes. Wenn nun aber, wie der Liberalismus es selber behauptet, bei Verfassungsveränderungen der Wille des Volkes einzig und allein den Ausschlag geben kann und darf, so kommt es eben nur darauf an, zu erfahren, was in Preußen der Wunsch des Volkes ist und nicht gerade, zu untersuchen, was im Allgemeinen besser: das Bestehende oder das zum Theil Gewünschte.

Das Volk aber schweigt. Es hat sich gegen die constitutionelle Frage Preußens durchaus gleichgültig verhalten. Das, was von den Liberalen zwar als das Volk bezeichnet wird, war nur ein besonderer Theil des Volkes. Wenn man demnach den Grundsatz der Volkssouveränetät nicht als die Souveränetät privilegirter Classen, sondern als die Souveränetät des ganzen Volkes betrachtet, so bewegen die Liberalen sich durchaus zwischen Illusionen und Inconsequenzen, um nicht Verfälschungen zu sagen.

Ferner behaupten die Liberalen: Preußen sei erst durch die Entwicklung der Volkskraft gehoben und zu seiner jetzigen Stellung gebracht worden. Sie berufen sich dann auf Stein, Hardenberg u. s. w., aber sie vergessen, daß Stein und Hardenberg Leiter und Mitglieder der von ihnen so vielfach angefeindeten Büreaukratie waren und daß, in der gewiß schwierigsten Lage Preußens, das Volk sich nicht selber bildete, sondern daß es eben die Regierung war, welche es damals übernahm, aus einer lose zusammengewürfelten Masse ein Volk zu schaffen. Das Volk ließ sich machen und die Regierung durfte sich als Schöpfer über dem Volke fühlen. Das Volk war nicht sein eigener Herr und wenn die Regierung, einem solchen Volke gegenüber, nicht alles ausführte, was sie anfangs vielleicht projektirte und versprach, so darf dagegen durchaus nicht in der Weise geeifert werden,

wie von den Liberalen dagegen geeifert wird. Auf das Versprechen der reichsständischen Verfassung, auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 legt der Liberalismus eine übertriebene, staatsrechtlich durchaus nicht zu begründende Wichtigkeit. Seitdem der jetzige König, gleich nach der Thronbesteigung, erklärte, jene Verordnung sei als zurückgenommen zu betrachten, ist ihre Bedeutung staatsrechtlich für Preußen vollkommen erloschen, nicht aber für die preußischen Liberalen. Diese bestreiten also, merkwürdiger Weise, der Macht, welche in Preußen ausschließlich das Recht hat, Gesetze zu geben, auch das Recht, ihre Gesetze wieder zurückzunehmen. Das Volk hat nichts gesagt, als die Verordnung vom 22. Mai 1815 gegeben wurde, es hat auch nichts zu sagen gehabt, als sie wieder zurückgenommen wurde.

Wo allerdings, wie in Frankreich und England, die Souveränetät in dem Könige und in den Kammern oder im Parlamente beruht, da bedarf es auch bei der Zurücknahme eines Gesetzes der Zustimmung des Parlamentes, der Kammern. Aber in monarchischen Staaten, wo im Fürsten alle Gewalt ist, steht ihm auch jedenfalls das Recht zu, allein gegebene Gesetze allein zurückzunehmen. Dieser einfache, faktische Zustand wird noch immer von unseren Liberalen verkannt und sie bemühen sich auf die vergeblichste Weise, dem absoluten Könige sein Recht streitig zu machen. Vergebens haben sie bis jetzt das Volk für ihre spitzfindigen Deduktionen zu gewinnen gesucht und sie haben sich um so eifriger auf einen Buchstaben, auf ein Gesetz stützen müssen, je weniger sie auf die Unterstützung des Volksbewußtseins rechnen konnten. Der preußische Liberalismus vergißt überhaupt, daß bei uns eigentlich gar nicht von einem Volke die Rede sein kann. Es giebt bis jetzt in Europa nur privilegirte Sphären und rechtlose, unterdrückte, stumpfsinnige Massen, einerlei, ob die Regierung eine absolutistische, oder, wie in Frankreich und England, eine constitutionelle, oder wie in der Schweiz und den Hansestädten, eine republika-

nische ist. Denn hier und dort werden die Massen und die Rechte des Volkes nicht weniger, als in absoluten Monarchieen, von besonderen privilegirten Ständen vorweggenommen. Für wen wird denn nun die reichsständische Verfassung, die Constitution in Preußen, sein?

Es soll darauf ein Haupt des preußischen Liberalismus selber antworten. In seiner Schrift: „Woher und Wohin?“ sagt Herr v. Schön, indem er die Frage, wer auf dem preußischen Huldigungslandtage den Verfassungsantrag an den König gerichtet habe, beantwortet, folgendermaaßen:

„Nicht eigenthum- und heimathlose Menschen, nicht gedankenleere Jünglinge, nicht momentan aufbrausende Geister, die blindhin nach Neuerungen trachten, sondern begüterte Männer, Männer von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männer mit ergrautem Haare stellten den Antrag und zwar solche, die, wenn ihr Verlangen zur Anarchie und Illoyalität hinführen könnte, dadurch mehr verlieren würden, als das regierende Haus zu befürchten haben dürfte. Dies letztere kann jederzeit und unter allen Stürmen auf den Beistand anderer Souveräne rechnen, aber wenn ein wilder Sturm der Leidenschaften im Volke ausbricht, so werden stets diejenigen, welche als Begüterte unmittelbar vor dem Volke und demselben am nächsten stehen (also sie rechnen sich nicht zum Volke!) vor allen als Opfer fallen, ehe noch fremde Hülfe eintreffen kann. Solche Männer waren es, nicht Proletarier, sondern die ersten Notabilitäten des Landes u. s. w.

Hier, denke ich, ist die Trennung, welche zwischen dem Volke und dem Liberalismus stattfindet, in einem naiven Bekenntnisse so deutlich ausgesprochen, daß es unnöthig sein wird, dieselbe noch weitläuftiger zu charakterisiren. Es sollen nur noch einige Worte über den Liberalismus in seiner Berliner Erscheinung folgen.

Wir haben hier zwei Gattungen von Liberalismus, einen, der auf die Periode der Stein, der Hardenberg u. s. w. zu-

rück will und einen anderen Liberalismus, einen ganz modernen, der, durch die Erschütterungen der Julirevolution entwickelt, seit der Regierung des jetzigen Königs eine immer größere Ausdehnung erhalten hat. Der zuerst bezeichnete Liberalismus macht sich noch hier und da, trotz vieler widrigen Einflüsse, in unsern Beamtensphären geltend und er wird dann specifisch-preußisch; der zweite Liberalismus ist der Liberalismus unserer Presse, unseres unabhängig gewordenen Geldbesitzes, unserer Intelligenz. Er gestaltet sich in den verschiedenartigsten Nuancen und hat bald eine mehr conservative, bald eine mehr radicale Färbung. Der „gemäßigte" Fortschritt ist das eigentliche Element unseres höheren Bürgerthumes, und Herr Wöniger war der Mann, welcher einige Zeit hindurch dieses Gelüste durch seine sogenannten leitenden Artikel in der Vossischen Zeitung auf schönrednerische Weise zu befriedigen suchte. Für den in den Radikalismus übergehenden Liberalismus, der den Staat nach der abstrackten Sittlichkeitsidee zu messen pflegt, giebt es, aus politisch-polizeilichen Gründen, in Berlin keine Organe und alle derartigen Bemühungen, z. B. neulich noch der Versuch mit den vier Monatschriften, in denen die Herren Rutenberg, Zabel, Nauwerk, Mügge und Volkmar ihre Partei zu sammeln suchten, haben an der Macht der Preßpolizei scheitern müssen. Der radicale Liberalismus, wenn er sich nicht in Büchern und Brochüren vernehmen läßt, ist auf die auswärtige Zeitungspresse hinverwiesen und er verfolgt seinen schwierigen Weg fortwährend, ohne irre zu werden.

Es fehlt bei uns natürlich auch nicht an durchaus radicalen Elementen auf dem Gebiete der Politik. Dieser Radicalismus steht meistens in einer besonderen philosophischen Sphäre. Wenn Hegel den Constitutionalismus als die beste Regierungsform bezeichnen konnte, so ist ein Theil derjenigen, die ihm ihren Entwickelungsproceß verdanken, weit über diese Lehre des Meisters hinausgegangen. Nicht blos gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das ganze Wesen des Staates rich-

tet sich ihre Negation. Die Kunst der philosophischen Dialektik und Auflösung macht sich in ihnen vorzugsweise geltend und sie verzichtet bei ihrer Arbeit (was unsere Liberalen nicht thun) natürlich von vorn herein auf jede sogenannte populäre und praktische Wirkung. Bruno Bauer hat für diese Auffassung der Politik große Anregung gegeben. Er erhob die Kritik auf ihre höchste und unabhängigste Höhe und sein Bruder Edgar, jetzt ein Festungsgefangener in Magdeburg, stellte in seinem, durch Preußen so streng behandelten, Buche: „Streit der Kritik mit dem Staat und der Kirche" das Verhältniß der Kritik zu den beiden, unsere Zustände gegenwärtig beherrschenden politischen Mächte dar. Mit den Bauer's ungefähr auf gleicher Linie, obgleich unabhängig von ihnen, steht Ludwig Buhl. Er ist der verkörperte Radikalismus auf dem Gebiete der staatsrechtlichen Verhältnisse und er hat das Verdienst, daß er sich nicht mit einer allgemeinen Dialektik begnügt, sondern daß er seine Studien auf die praktischen, thatsächlichen Verhältnisse richtet. Seine Schrift über die Verfassungsfrage, sein Buch „die Herrschaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preußen," seine jüngste Broschüre über die Gemeindeverfassung sind bedeutend und verdienen jedenfalls beachtet zu werden.

Auf dem nationalökonomischen Gebiete ist der Kampf, sind die Gegensätze nicht geringer. Die bureaukratische Finanzwirthschaft ist mit den Anforderungen der Bourgeoisie und des dieselben vertretenden Liberalismus in Kampf gerathen. Es handelt sich um die Steuervertheilung, um Staats- oder Privatbanken, um die Resultate und um die Verfassung des Zollvereins. Während die Bureaukratie den schwankenden, unsichern Zustand des status quo, vor allen Dingen aber ihre Verwaltungsmacht zu erhalten sucht, fordert die Bourgeoisie Antheil und Bethätigung an der finanziellen, nationalökonomischen, handelsrechtlichen Entwickelung des Landes. Sie fordert es aber in ihrem Interesse, nicht im Interesse des Volks, denn die Masse hat nichts von diesen

Interessen zu hoffen. In Folge dessen hat sich bei uns eine nationalökonomische Kritik gebildet, welche sich bemüht, den Egoismus des bürgerlichen Liberalismus auf diesem Gebiete nachzuweisen und die sich, wenigstens indirect, auf die Seite der Bureaukraten gegen die Liberalen stellt. So muß man z. B. die Julius'sche Position in der Bankfrage betrachten. Ihm und seinen Ansichten hat sich in jüngster Zeit ein junger Berliner Nationalökonom, Julius Faucher, theils entgegen gestellt, theils angeschlossen. Er sucht zu „intriguiren." Indem er auf das Monopol der Zettelbank ein großes Gewicht legt, verlangt er darum Zettelbankfreiheit und Creditfreiheit. Der große Schaden soll durch die weiteste Concurrenz geheilt werden. Es macht sich hier so etwas vom „Einzigen und sein Eigenthum" geltend und Faucher meint, es sei das beste Mittel gegen einen Wolf, einen Tiger in's Land zu setzen, damit dieser jenen verzehre.

Diese kleine Andeutung über die nationalökonomischen Stellungen, muß hier genügen. Man definirt in kritisch-abstracter Selbstzufriedenheit und in bürgerlicher Geldstolz-Behäbigkeit, jeder auf seine Weisen und Begriffe, Production und Consumtion, Geld und Credit. Oben kämpft man um theoretische Begriffe und um egoistische Interessen, während unten das Volk, die Masse unter den praktischen Maaßnahmen, unter den factischen Zuständen leidet. Aber man hat ja auch für die Masse gesorgt. Hat man nicht die verschiedensten „Theorieen der Armuth" entwickelt und eine praktische Anwendung derselben versucht?

Es existirt bei uns eine Partei, die es versucht, dadurch hinter das Wesen und den Grund der Armuth zu kommen, daß sie die Verarmungsursachen von einer Menge Verarmungsfälle, die ihr vorgekommen, dutzendweise heraussucht, dieses so gefundene Dutzend mit einem zweiten hinzuraisonirten Dutzend vermehrt und endlich die ganze Summe nach gewissen Eintheilungsgründen klassificirt. Da kommt es denn vor, daß gegen jede besondere Ursache ein besonderes

Mittel empfohlen wird, daß man glaubt, ein organisches Leiden unserer ganzen Gesellschaft rein äußerlich curiren zu können, die beschränktesten Ansichten vorbringt und consequent zu nichts Anderm, als zu unendlicher Verwirrung und Zersplitterung kommt. Dabei nennt man sich aber gern praktisch und sieht mit unendlicher Verachtung auf diejenigen hin, welche das Wesen und die Natur der Armuth tiefer auffassen und mehr oder minder den Zustand und die Grundlagen der ganzen Gesellschaft in den Kreis ihrer Kritik ziehen. Einem concreten Uebel ein concretes Mittel entgegen zu setzen, ist hier das ewige Gerede. Während man, was man that und wie man verfuhr „praktisch" nannte und rühmte, bewies man recht eigentlich das Unpraktische dieses Verfahrens, denn mit allen sogenannten praktischen Bemühungen konnte nirgends geholfen werden. Die neue, englische Armengesetzgebung wurde der großartigste und schlagendste Beweis von dem Unzureichenden und von der Verfehltheit dieses „praktischen" Standpunktes, welcher dessenungeachtet noch immer viele Bekenner unter uns findet und namentlich da, wo man zu bequem ist, um der Natur der Menschen und seinen Beziehungen zu den materiellen Gütern auf den Grund zu gehen, als auch da, wo man fürchtet, durch ein allgemeines Eindringen in die große Frage der Gegenwart den so lange behaupteten privilegirten Boden zu verlieren und Consequenzen anerkennen zu müssen, welche der Egoismus fürchtet und welche er allerdings zu fürchten hat, denn sie können zu nichts Anderm, als zur Auflösung jedes Privilegiums führen.

Unter denen, welche die Dürftigkeit und Unhaltbarkeit dieses „praktischen" Standpunktes, dieser gedankenlosen Bettelvoigtsbehauptung einsahen und sich genöthigt fanden, eine tiefere Grundursache aufzusuchen, lassen sich aber wiederum strenge Verschiedenheiten nachweisen. Die Einen nämlich betrachten die Armuth als ein nothwendiges Uebel, die Andern sehen dagegen in ihr ein Uebel, welches von der Gesellschaft verschuldet ist, welches bekämpft werden muß und beseiitgt werden kann.

Die, welche die Armuth als ein nothwendiges Uebel betrachten, pflegen in der permanenten Uebervölkerung die Ursache der Armuth anzugeben und diese finde nicht bloß in den dichtbewohnten civilisirten Ländern, sondern ebenso gut in den sparsam bevölkerten Jagdgebieten der Indianer Nordamerika's statt. Das sind die Malthusianer unter uns. Wissenschaftlich ist Malthus längst widerlegt worden. In ihrer praktischen Bedeutung muß diese Ansicht zur Härte, ja zur Grausamkeit gegen die Armen führen, wie sie es denn auch in England gethan, wo sie keinen geringen Einfluß auf die Reform der Armengesetze übte, wo sie den Haß der arbeitenden Klassen und den Vorwurf einer barbarischen Gesinnung auf sich geladen hat. Bei dem philantropischen Charakter, der sich vielfach bei uns, wenn auch häufig nicht gesund und kräftig, sondern nur weichlich geltend macht, hat dieses System nicht allzu viele Anhänger unter uns gefunden. Doch betrachten sie den „Stand der Armen" als einen von der Vorsehung angeordneten Grundstand, dessen krankhaftem Ueberwuchern nur durch **Beschränkung der persönlichen Freiheit der untern Klassen**, namentlich auch durch strengere Zucht über die Almosenempfänger entgegen zu wirken sei. In dem preußischen Bettelgesetze macht sich etwas von Malthus geltend. Nach unsern Malthusianern wiegt sich der Reiche im Besitz auf dem keuchenden Rücken des Armen, das soll der Wille der „Vorsehung" das die naturgemäße Organisation der Menschheit sein. Der Geldmensch betrachtet sich als natus consumere fruges, die Masse ist nur dafür da, sich seinetwegen zu mühen und zu darben. Wenn diese Ansicht auch nicht allzuviele theoretische Anhänger und Vertheidiger unter uns findet, so kann man doch nicht umhin, zu bemerken, daß sie bei uns im praktischen Leben ganz gang und gäbe ist und wir können es täglich sehen, wie der Reichthum die mühsamen Erwerbnisse der Armuth dahin nimmt, als ob er dazu von der „Vorsehung" berufen sei, als ob es gar

nicht anders sein und werden könne. Dieser Indifferentismus des Reichthums höhnt die Armuth eben so sehr, wenn auch größtentheils unbewußt, wie jene Theorie der Armuth ihre höheren Berechtigungen gradewegs leugnet und die Armen als Sklaven, als den immerdar verfluchten „Grundstand der Gesellschaft" betrachtet. Nach dieser Theorie hört der Mensch auf, ein freies, sittliches Wesen zu sein und er sinkt zum Naturproducte herunter, auf eine entgeistete Stufe, wo die rohe Gewalt der Stärke zur Berechtigung über alle schwächern Wesen wird. Wo sich Malthus und Haller bei uns verbinden, da ist die Abnormität vollendet. —

Eine zweite Ansicht betrachtet die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet, als nicht in der Natur des Menschen begründet, also als kein ursprüngliches Verhältniß. Es liegt ihr demnach ob, zu untersuchen, wodurch und in wiefern die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden sei und je nach dem Ergebnisse ihrer Untersuchungen Mittel zur Abhülfe in Anschlag zu bringen und anzuwenden. Hier bildet sich denn wiederum eine große Differenz. Daß die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden, darüber streiten sie nicht, aber das Wodurch macht die, welche im Vordersatze einig sind, zu entschiedenen Gegnern. Im Allgemeinen machen Beide einen strengen Unterschied zwischen der frühern Gestalt der Armuth und derjenigen, welche sie in der Neuzeit angenommen hat. Nun aber wollen die Einen den Grund unserer „Massenverarmung," des sogenannten Pauperismus darin finden, daß die frühern Schranken niedergerissen worden sind, daß die Civilisation zu weit gegangen und sich zu frei entwickelt, sie sehen die Ursache der großen Verarmung einerseits in Institutionen, wie die der Gewerbefreiheit mit ihren anhängenden Erweiterungen, leichter Verehelichung u. s. w. andererseits aber in der religiösen Aufklärung und der aus ihr erfolgten „geistigen Anarchie." Die Bekenner dieses Standtpunktes lassen häufig die frühere Armuth als ein unvermeidliches Uebel gelten und treten darin mit

dem oben angegebenen Standpunkte zusammen, aber sie suchen die Beschränkung der gegenwärtigen Armuth, des Pauperismus, in einer möglichst strengen Restauration der frühern bürgerlichen und geistigen Zustände zu empfehlen und möglich zu machen. Dies ist der Standpunkt unserer politischen und religiösen Restaurateurs in der socialen Frage. Diese Ansicht will die Gesellschaft in Formen zurückführen, aus denen sich dieselbe herausgelebt hat. Dem Industrialismus und der freien Concurrenz stellt sie ein geschlossenes mittelalterliches Gewerbswesen gegenüber und die großen Schäden, welche im Verlaufe des modernen Entwickelungsganges hervorgetreten sind, glaubt sie nicht anders ausrotten zu können, als daß sie überhaupt jeden Entwickelungsgang unmöglich macht und die chinesischen Mauern, welche der Strom der Zeit überall mächtig durchbrochen, überall wieder sowohl politisch, als kirchlich, als social neu zu errichten sucht. Die Geschichte geht aber niemals rückwärts, sondern immer vorwärts. Das Ideal eines mittelalterlichen Gewerbewesens steht im entschiedensten Widerspruch zu der großen, industriellen Bewegung der Gegenwart, es ist eine vollkommene Unmöglichkeit geworden und am allerwenigsten kann auf dem Wege des Privilegiums der Pauperismus beseitigt werden.

Die Anderen, welche ebenfalls die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet betrachten, sehen im Gegensatze zu den politischen und kirchlichen Restaurateurs darin das beste Mittel, ihrer Ueberwucherung entgegen zu wirken, daß die begonnene geistige und bürgerliche Freiheit vollendet wird. Dies ist der Standpunkt unserer Liberalen. Sie wollen „blos die individuelle Freiheit und Aufklärung schützen und erweitern und die zusammenhaltende, die Freiheit, allerdings erst vollendende Gemeinschaft im Oekonomischen und Geistigen sich allmälich und stückweise eben aus der sich erweiternden Freiheit entwickeln lassen.“ So sagt Carl Brüggemann. Ebenso entfernt von „socialistischer Systemmacherei“ wie von allen Restaurationsgedanken haben die Liberalen ihr

Augenmerk ganz besonders auf die Ausbauung der Volksschulen, der Communications- und Creditanstalten, wie zugleich auf die möglichste Selbstverwaltung in Gemeinde und Staat gerichtet. Darin soll nach ihnen die beste Wehr gegen den Pauperismus gefunden werden, dahin streben und dafür schreiben sie. Einige unter ihnen sind über diesen liberalen Standpunkt schon hinausgegangen, indem sie sich dem Grundgedanken des Socialismus dadurch näherten, daß sie die Gewerbefreiheit in ein „industrielles Gemeinwesen" übergehen lassen und die „geistige Anarchie" durch eine neue, „rein humanistische" Religion bewältigen möchten; die Mehrzahl jedoch glaubt nur an eine mittelbare Minderung der Armuth und sucht, da sie den Grundursachen der Armuth nicht recht beikommen kann, sich mit den secundären und geselligen Gelegenheitsursachen der Armuth zu beschäftigen und durch Spargesellschaften, Spar- und Prämienkassen, durch eine verbesserte Armenpflege u. s. w. zu wirken.

Eine solche Behandlung der Armuth war im Durchschnitt der Zweck des vor einem Jahre vielfach besprochenen Vereines für das Wohl der arbeitenden Klassen, obgleich sich auch restaurationssüchtige und socialistische Tendenzen in ihm geltend zu machen suchten. Er nannte die heutige Armuth ganz bestimmt ein „Resultat unserer socialen Zustände" und wenn auch zum Theil von dem Verein das Heil erwartet wurde, so glaubte man doch vielfach — und das war das liberale Moment — die gründliche Hilfe vom Staate und seinen Veranstaltungen erwarten zu müssen. Seitdem ist die Vereinsbildung eben durch den Staat wieder zum Stillstande gebracht, es fragt sich aber, ob ohne diese äußere Hemmung der Liberalismus in den Vereinen wohl jenen großen Zweck, von dem er so viel redete, hätte ermöglichen können?

Unsere gemäßigten Liberalen erwarteten mehr vom Staate und, als dem Hauptorgane desselben, mehr von der Beihülfe der Regierung, als von dem Vereine. Die Ultralibe-

ralen glaubten durch den Verein eine selbstständige Kraft, ein Stück self-governement zu erzielen, welches sich in die bestehenden Staatsverhältnisse „einwurzeln“ und unumgänglich mächtig werden sollte. Die ersten sind durch das Einschreiten der Regierung in ihrem Grundsatze geschlagen worden, die zweiten nur in ihrem Erfolg. Aber auch ihr Erfolg hätte ohne die Regierungshemmnisse kaum ihren Worten, ihren Voraussagungen und Programmen entsprechender sein können, da sie sich nicht im Stande zeigten, die Lage der Gesellschaft gründlich zu untersuchen, die Grundquellen der Armuth zu erforschen, da sie die Mittel vergriffen und überschätzten und meinten, daß die große Frage durch eine Art neuen Verwaltungssystems erledigt werden könne. Der Liberalismus muß an der Armuthsfrage seine Unfähigkeit beweisen. Er kannte den Boden nicht, auf welchen er sich bewegen wollte; er wird ihn nicht kennen lernen, da er die Verhältnisse und Resultate der Armuth immer nnr „stückweise“ ansieht. Er kennt den Conflict nicht, dessen Lösung es gilt; die Entwickelung des Princips der freien Concurrenz ist ihm nicht deutlich geworden, da er es immer nur ökonomisch oder politisch, nie social betrachtet. Die Entwickelung dieses Princips aufhalten, das konnte, das durfte seinem eignen Wesen zu Folge der Liberalismus nicht, und da er demgemäß das Princip der freien Concurrenz hemmen und stürzen weder kann noch mag, so blieb ihm weiter nichts übrig, als dieses Princip als Voraussetzung anzunehmen und unter dieser Voraussetzung wirken zu wollen. Da nun eben die Concurrenz es ist, welche die Noth der arbeitenden Klassen hervorruft, so muß er die Grundursache dieser Noth auf sich bestehen lassen und doch, sagt er, will er gegen diese Noth wirken. Auf diesem Boden stehen unsere liberalen Bürger, unsere liberalen Geldaristokraten, unsere liberalen Industriellen mit ihren Spar- und Prämienkassenvorschlägen u. s. w. Es wird diese Unfähigkeit, die Inconsequenz dieses Standpunktes deutlich genug bezeichnet worden sein.

Wie sich denn nun in Frankreich, im Gegensatze zum Liberalismus und überhaupt zu jeder politischen Partei, eine Bewegung ausgebildet hat, welche man allgemein als: „Communismus" an die Wand malt, so hat sie natürlich auch immer mehr, je wichtiger die sociale Frage sowohl den Praktikern, als den Theoretikern wurde, sich in Deutschland ausbreiten und namentlich in Berlin ihre Vertheidiger und Apostel finden müssen. Ihr rohster Ausdruck ist jedenfalls der, welchen schon Shakespeare's Bastard Faulconbridge sehr treffend und humoristisch in folgenden Worten bezeichnet.

Gut, weil ich noch ein Bettler, will ich schelten
Und sagen, Reichthum sei die einz'ge Sünde;
Und bin ich reich, spricht meine Jugend frei:
Kein Laster geb' es außer Bettelei.

Dies ist der Standpunkt unseres tagtäglichen Lebens, dies ist das Element in unserer Masse. Aber die communistischen Elemente, welche Berlin aufzuweisen hat, stehen, obwohl sie für das Recht der Masse streiten, doch außer aller Verbindung mit der Masse selbst, sie stehen im Durchschnitt auf dem abstracten philosophischen Boden und haben, im Verhältnisse zu unserer übrigen Welt, immer nur noch eine kleine Position. Darin, daß sie sich nicht praktisch, sondern rein kritisch zu der Gesellschaft verhalten wollen, liegt ihre Stärke. Der Communismus kann jetzt nichts Anderes thun, als die Welt kritisiren, als die Unzulänglichkeit der bestehenden Zustände nachweisen. Wo er praktisch werden wollte, gab er sich immer auf. Wo er Religion wurde, und ein communistisches Gebäude dogmatisch construirte, wie vielfach in Frankreich, da wurde er abgeschmackt. Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß es dem wachsenden Pauperismus gegenüber genug sei, die Hände in den Schooß zu legen und die bekannten Schlagworte: „Abschaffung des Geldes, Gütergemeinschaft, Organisation der Arbeit, absolute Gleichheit" auszustoßen und sich in eine blinde

Ideologie zu verrennen, im Gegentheil, der Communismus kann eben darin eine höhere Praxis beweisen, daß er in steter Beziehung auf das Princip, welches er bekämpft, mit kritischer Schärfe die alten Hüllen löst, welche die Gesellschaft beengen und dem Wachsthum der neuen Fruchtknoten behülflich ist, welche sich ansetzen wollen. So kann er z. B. dadurch, daß er im Innern den Trieb der Association steigert und nach Außen die Colonisation begünstiget, eine Art von Praxis beweisen und dadurch zeigen, daß er sich ebenso weit von phantastischer Träumerei, wie von abstrakter Systemmacherei freihalten und den Boden des Lebens suchen wolle. Aber wir leugnen es nicht, daß dieser höhere praktische Trieb, welcher allein, so lange das Princip der Concurrenz die europäische Welt beherrscht, noch zu etwas nützen und überhaupt fördern kann, nur eine Seltenheit unter unsern Communisten ist. Ueber Berlin hinausblickend, wußten wir nur Weitling zu nennen, der in seinen „Garantieen" den Versuch wagte, den Communismus zu organisiren, aber doch weiter nichts that, als daß er von allen politischen und religiösen Systemen einige Lappen entlehnte. Unsere meisten Communisten sind entweder Pessimisten oder Ideologen und weder diese noch jene können dem mächtig geschlossenen Principe, welches ihnen gegenübersteht, die Zähne zerbrechen, noch überhaupt die innere Entwickelung des Communismus fördern. Ehe der Communismus die Welt organisiren kann, muß er sich erst selbst zu organisiren wissen, und wenn dieses bis jetzt noch nicht geschehen, so muß allerdings bedacht werden, daß diese Bewegung noch viel zu neu ist, als daß man eine vollständige Krystallisation von ihr mit Recht erwarten könnte. Der Communismus, wie er sich in Deutschland, so wohl am Rhein, wie in Berlin entwickelt, hat an Klarheit und Kritik vieles vor derselben Bewegung in Frankreich voraus. Er ist nicht wie diese, pessimistisch oder ideolisch-religiös, er construirt nicht, er prüft sich vielmehr an der Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse oder er sammelt den factischen

Bestand derselben, er radotirt nicht, wie Blanc, er träumt nicht, wie Cabet und kann man ihm einen Vorwurf machen, so ist es der, noch allzuhäufig nach der philosophischen Schule zu schmecken. Unter allen französischen Schriftstellern dieser Entwickelung ist Proudhon auf ihn von dem allergrößten Einflusse gewesen.

Bruno Bauer war es, der in der charlottenburger Litteraturzeitung der „Masse" die „Gattung" gegenüberstellte und damit den Communismus kritisirte. Seine „Kritik" erhob sich so hoch, daß sie anfing, unmenschlich zu werden. Ebenso kritisirte Stirner den Communismus von dem Standpunkte des „Einzigen" aus. Es wurde ihm von Heß in der Broschüre die „letzten Philosophen," wenn auch nicht auf die allerglücklichste Weise, geantwortet, indem Heß es nur zu einer neuen Kategorie, zu der Kategorie des „Füreinanderseins" brachte. Allen dialektischen Schulspitzfindigkeiten und Extravaganzen gegenüber hat der Communismus eine tiefe Wahrheit und eine vielleicht noch größere Zukunft.

Wir sind unbemerkt auf dem philosophischen Gebiete angekommen. Das muß doch reich sein und große Ausbeute gewähren in Berlin, in dieser eigentlichen Stadt der Philosophen, der Schulsysteme? Aber gerade hier sehen wir, welche große, tiefgreifende Umwandlung mit Berlin im Laufe der neuern Zeit vorgegangen ist, denn man kann es mit wenigen, kurzen Worten sagen, die Schulphilosophie ist in Berlin Banquerott geworden und hat hier durchaus keine Zukunft mehr. Je reicher das Leben wurde, um so mehr sank die Schulphilosophie in ihrer frühern, unnatürlichen Bedeutung. Wenn in Berlin von einer Schulphilosopie die Rede, so bezieht sich das natürlich auf den Hegelianismus. Hier, wo das Hegel'sche System seinen größten Einfluß übte, hier ist es jetzt auch in der größten Zerfahrenheit auseinander gegangen und der reactionäre Professor Henning ist eben so gut ein Hegelianer, wie Max Stirner, der „Einzige" und Bruno Bauer, der theologische Atheist, von

Hegel datirt. Die Geschlossenheit der Schule existirt nicht mehr, und wo sie sich noch geltend machen will, da wird sie mit ihrem Docententone von der allgemeinen Bewegung weit übersehen. Der Alt-Hegelianismus, die Hegel'sche Rechte, welche sich ganz unmittelbar an Hegel anschließt, die neueren Richtungen ignorirt und in Berlin noch verschiedene akademische Repräsentanten findet, wie Vatke, Hotho, Michelet, bis vor kurzem auch noch Marheineke, ist immer verstockter und unfruchtbarer geworden. Was bei Hegel selbst noch ein Inhalt war, wurde bei ihr eine Form, was bei ihm noch ein Gedanke war, ging bei ihr in einer Terminologie zu Ende. Dem protestantischen Principe, dem Principe des freien Geistes, welches der Althegelianismus allerdings auch vertreten will, sind so ziemlich durch den Schulzwang die Spitzen abgebrochen worden und man ist über die alte Trennung zwischen dem Leben und der Philosophie hier nirgends hinausgekommen. Man blieb in dieser und jeder Beziehung durchaus theologisch. Der Althegelianismus bemüht sich, den Staat als Vernunftstaat zu construiren, den „Historischen" gegenüber und eine Vermittlung des Gegensatzes zwischen Christenthum und Wissenschaft zu entdecken. Auf dem Gebiete des Schönen, in der Aesthetik erhebt er sich, wie z. B. in Rötscher, durchaus nicht über die leere Kategorie einer abstracten Sittlichkeit. Eine Fortführung des Hegelschen Systems bis auf die neueren Richtungen ist von den jüngern Docenten der Berliner Universität nicht mit einem allzugroßen Erfolge versucht worden. Die Zeit wendete sich aus einer verzückten, systematischen Abstractionsweisheit allmählig wieder den positiven Wissenschaften zu und wollte die Philosophie nicht mehr an sich selber, in einer ausgegossenen Schulform, sondern nur in einer allgemeinen und besonderen kritischen Anwendung, gelten lassen. Berlin hörte auf, der Boden für den Dogmatismus irgend einer Philosophie, welchem es sich in Hegel in aller Ehrfurcht gebeugt hatte, zu sein und es begann nun die Periode seines philo-

sophischen Kriticismus, des allgemeinen Auflösungsprocesses der Schulphilosophie. Hierin erhob sich die Hegel'sche Linke zu ihrer Bedeutung, indem sie alle Voraussetzungen des wissenschaftlichen Zustandes in dem Processe ihrer bewegten und bewegenden Dialektik beleuchtete. Aber sie verkannte sich nicht minder und ihre Bedeutung. Sie erhob sich in ihrer Kritik und decretirte durch Bruno Bauer die „Kritik" als die neue, an die Stelle der gestürzten Götter gesetzte Gottheit. Darin zeigte sie nicht blos ihre übertriebene Abstraktionssucht, sondern auch ihre theologische Richtung. Sie verachtete das Bestehende und alle praktischen Bestrebungen, sie wurde spöttisch und wurde gegen dieselben gleichgültig, während oft sonderbar genug ihre Abstraktionen mit der Reaktion unserer Zustände parallel liefen und sich vereinigten. Ihr eben wurde auch, wie wir schon oben erwähnten, das Schicksal der „Masse" durchaus gleichgültig in dem Verhältnisse derselben zur „Gattung." Sie sprach hier die rohe Gleichgültigkeit des Aristokraten, des Geldmenschen nur philosophisch aus. Die Auflösung hatte einmal begonnen und Max Stirner war berufen, sie in seinem „Einzigen und Eigenthum" mit vielem Scharfsinn weiter zu führen. Er erhob sich gegen die angemaßte Gottheit der Kritiker, er erhob sich gegen alle Gottheiten und machte das blos brutale „Ich" zu seiner Gottheit. Er predigte den weitesten Egoismus. Aber sein „Ich," welches er nicht concret hinstellen konnte, ging ihm wieder zu einer allgemeinen Abstraktion auseinander. Er kämpfte mit Geist gegen den „Geist." So weit war es mit dem Auflösungsprocesse unserer Philosophie gekommen. Aber auch über Stirner ging in neuester Zeit noch wieder ein Anderer hinaus. In dem Buche „Verstandesthum und Individuum" wird Stirner als Mystiker behandelt und von Bruno Bauer wird gesagt, er habe durch seine Schriften nur zur Verherrlichung der christlichen Religion beigetragen!!! Die Philosophie ist jetzt dahin gekommen, in die möglichst größte „Geistlosigkeit" einen besonderen Vorzug zu setzen.

Es ist also die Auflösung der Philosophie vollkommen klar. Berlin war der Boden, auf dem dieselbe gezeitigt wurde. Man ist auf demselben Standpunkt angekommen, auf dem die Sophisten des Alterthums, auf dem die Scholastiker des Mittelalters ankamen. Zu einem Possenspiel, in dem nicht der Ernst der Wahrheit und der Ueberzeugung, sondern nur die größere Kunst der Dialektik Triumphe feiert. Bruno Bauer hat noch seinen Ernst, seine Ueberzeugung, ja seinen Fanatismus, er hat noch seine Gottheit, die „Kritik". Aber Alles, was über ihn hinausgeht, ist kaum noch anders, als eine Komödie zu betrachten und will kaum auch noch anders betrachtet sein. Daß diese Extravaganzen, diese philosophischen Debatten und Herausforderungen für die Entwicklung des Lebens eben sowohl ohne Bedeutung, wie ohne Interesse sind, braucht kaum noch hinzugesetzt zu werden. —

Und unter diese gährenden, sich gegenseitig persiflirenden und vernichtenden Elemente setzte man einen alten Mann mit einem berühmten Namen und gab ihm den Auftrag, dieses Chaos zu beschwören, dieses Meer zu besänftigen. Was war natürlicher, als daß seine Mission scheitern mußte und daß er in Berlin durchaus nichts Anderes erreichte, als eine ganz isolirte Stellung? Wie konnte Schelling Glauben finden, wo Hegel schon Stück für Stück aufgelöset wurde? Seine Anschauungen und seine Offenbarungen konnten da nicht anders als vollkommen wirkungslos bleiben, wo der Anfang, von dem die Auflösung der modernen Philosophie ausgegangen, wo Hegel selber schon in dem direktesten Widerspruch zu denselben gestanden hatte. So kann man denn sagen, daß Schelling's Stellung in Berlin eine unmögliche geworden ist und von einer Schelling'schen Schule ist gar nicht zu reden.

Während die philosophischen Parteien und Parteiungen immer ohne unmittelbaren Einfluß auf die Masse blieben, haben die kirchlich-religiösen Interessen sich ganz direkt an dieselbe gewendet. Berlin ist nach dieser Seite hin eine

Musterkarte für Geistes- und Gewissensfreiheit. Man braucht eben nur die „Eingesandts" unserer Zeitungen zu lesen, um überzeugt zu werden, daß die kirchlich-religiösen Fragen in einem großen Kreise lebendig sind. Im Allgemeinen ist jedoch auch auf diesem Gebiete ein religiöser Indifferentismus der Charakter der Massen. Sie nehmen nur Theil, wo sie müssen, oder wo ihnen ein materieller Vortheil aus der Theilnahme erwächst. Anders ist es mit unserer Bourgeoisie. Für sie ist die Glaubensfrage noch eine Lebensfrage und sie bildet die religiösen Elemente nach allen entgegengesetzten Richtungen aus. Wir deuten den Schauplatz der confessionellen Streitigkeiten nur an, und wollen ihn nicht genau bezeichnen, da wir den confessionellen und überhaupt den Glaubens-Conflikten nicht jene Wichtigkeit beilegen, welche ihnen so häufig beigelegt wird. Mit welchem unerquicklichen Material hätten wir uns hier zu beschäftigen, wenn wir alle die einzelnen religiösen Parteien Berlins, die muckerhaften, die orthodoxen, die halb atheistischen und die pietistischen, die ultramontanen und die deutschkatholischen, die talmudischen und die reform-jüdischen, die Hengstenbergianer bis zu den Atheisten, welche unter die Lichtfreunde gegangen sind, genau darstellen wollten! In dem Lande der ausgebreitetsten Sectenfreiheit, in Nordamerika, kann der religiöse Parteienkampf zwar wohl äußerlich freier, aber nicht intensiver geführt werden, als bei uns. Die Hauptinteressen, welche sich bei uns entgegenstehen, sind die Interessen einer auf die Vergangenheit zurückgehenden Staatskirche und die Interessen eines möglichst freien Gemeindelebens, die Interessen einer streng organisirten Kirchenpolizei und einer möglichst ausgedehnten kirchlichen Selbstverwaltung, die Interessen eines auf Dogmen sich berufenden Autoritätsglaubens und eines aufgeklärten Rationalismus. Man hat, namentlich auf dem Gebiete des Protestantismus, den kirchlichen Kampf auch zu einem politischen gemacht und es haben sich die mannigfachsten Conflikte zwischen der höchsten Staats- und Kirchengewalt und den Ansprüchen,

welche erhoben wurden, herausgestellt. Eine ausführliche Darstellung und Kritik mag unterbleiben. Ehe wir aber schließen, müssen wir einige Worte über das pietistische Element, über die pietistische Partei sagen, welche sich in Berlin immer weiter auszubreiten sucht und deren Bemühungen äußerst gefährlich für den gesunden Zustand des Volkes werden. Unsere Bourgeoisie in ihrer Nüchternheit ist im Durchschnitt noch ziemlich unempfänglich für den Pietismus geblieben, sie hält entweder an einer derben Orthodoxie oder an einem bequemen Rationalismus fest, aber in den höheren und in den tieferen Sphären unserer Gesellschaft hat der Pietismus seine breiten Wurzeln geschlagen. In den höheren Sphären wird er begünstigt durch die körperliche und geistige Verweichlichung, welche in ihnen herrscht, durch die Erschöpfung aller Lebensgenüsse, welche in ihnen eingetreten, durch eine trostlose Verzweiflung an der menschlichen Vernunft, deren Größe und Tiefe nirgends erkannt wurde, oder durch eine widerliche Heuchelei, welche unter der Maske der Frömmigkeit ganz anderen, als himmlischen Interessen nachstrebt. In den untern Kreisen unserer Gesellschaft verschafft sich der Pietismus eine Stütze an der Selbstverzweiflung, welche die Folge der Entsagung, der Unterthänigkeit, des Elendes geworden und noch mehr durch den materiellen Einfluß, welchen er mit großer Umsicht auf diese Kreise auszuüben bemüht ist. Die pietistische Partei gewinnt einen Theil des Volkes für sich, indem sie auf die physischen Zustände desselben Rücksicht nimmt und eine materielle Hülfe zum Mittel für ihre besondern, entnervenden Zwecke wählt. Das Volk muß sich ihr überliefern, weil es bei ihr noch eine Aussicht auf materielle Hülfe hat. Es muß ihr seine Seele verkaufen, um den Körper zu retten. Oder es muß sie wenigstens, wie dies häufig vorkommt, gebrauchen und eine Frömmigkeit, zur Erreichung äußerer Zwecke, erheucheln, die es keineswegs hat. Es schlägt dann den Pietismus mit seinen eigenen Waffen und auf seinem eigenen Boden. Die Verirrungen und die Parteiintriguen des Pietismus sind eine

der düstersten und widerlichsten Seiten des Berliner Gesellschaftszustandes. Er entnervt und vergiftet nach oben und nach unten und wenn er so maßlos fortfahren kann in seinen Bestrebungen, wie er sich seit einigen Jahren bemüht hat, so ist alle Aussicht dafür vorhanden, daß die überreizte Civilisation unserer Gegenwart sich eher in ein Tollhaus, als in die Freiheit einer harmonischen und vernünftigen Cultur verwandeln werde. Allerdings stößt der Pietismus auf bedeutende Opposition, am wichtigsten unter ihr ist die, welche sich praktisch bemühen will und welche durch verschiedenartige Vorsorge für das materielle Wohl der arbeitenden Classen, den pietistischen Vereinen, denen etwas Aehnliches nicht Zweck, sondern einzig nur Mittel ist, das Terrain streitig zu machen sucht.

Man kann und wird hier nun wohl noch ein Weniges über die literarischen Parteien Berlins erwarten, welche doch zu einer Charakteristik unseres öffentlichen Zustandes ganz nothwendig das Ihrige beitragen und dieselbe ergänzen müssen. Aber in Berlin giebt es jetzt durchaus keine literarischen Parteien. Es giebt hier nur literarische Persönlichkeiten und hier und da literarische Cliquenversuche. Weder die Schilderung der einen, noch der andern kann in dem Zwecke dieses Aufsatzes liegen. Die Stellung der Literatur zum Leben und zur Gesellschaft ist, wie überall, so auch in Berlin, nicht diejenige, welche sie sein sollte. In seinem inneren Wesen erscheint der literarische Produktionsgeist entweder erschöpft oder erst neue Wege suchend und beginnend. Die Kritik hat sich durch einen journalistischen Schlendrian um allen Glauben gebracht. Hier kommt sie nicht über alte Vorurtheile und verblichene Recensionen hinaus. Dort, wo sie von einem neuen wissenschaftlichen Geiste durchdrungen wird, bleibt ihr kaum etwas Anderes übrig, als eine entschiedene Negation. Das literarische Leben leidet in Berlin grade an denselben Schwächen, woran jetzt überhaupt unsere Literatur leidet. Hier fehlt noch der volle Ausdruck für den neuen Gedanken,

dort fehlt alle Regsamkeit, alle Frische, alles reine, innerliche Interesse. Wozu schreibt man Kritiken für die Journale, wozu schreibt man Romane und dieses und jenes? Das sagt sich Jeder und dennoch schreibt man. Es liegt eine dicke Schwüle auf der Berliner Literatur. Es fehlt ein frischer, ein feuriger, ein erquickender Odem. Bei allem Wenigen, was geschieht, macht sich unendlich viel Anmaßung, Eitelkeit und Selbstüberschätzung geltend. Je weniger Einer ist und vermag, um so mehr glaubt er wenigstens scheinen zu müssen. Statt der Kritik allzu oft nur Krittelei, statt des allgemeinen Interesses allzu oft nur ein Privatinteresse, mehr Verdächtigung als Würdigung; — genug, Bilder, die sich überall, wenn auch nicht in solcher Breite, wiederholen, und über die wir deshalb den Schleier ziehen mögen. Die literarische Bewegung Berlins ist hinter die anderen Elemente, von denen es bewegt ist, sehr zurückgetreten.

Als Eduard Gans im Jahre 1825 in Brüssel war, traf er dort mit dem Grafen Sieyés zusammen. Sieyés fragte: „Auch ich bin zu meiner Zeit in Berlin gewesen. Es sind aber 27 Jahre her, und zwar als Gesandter der französischen Republik. Sind jetzt noch so viele Gegensätze, als sonst vorhanden?"

„Wie," meinte Gans, „Gegensätze? Bei uns ist, so viel ich glaube, dieses Wort gar nicht anzuwenden."

„Ich habe," erwiederte Sieyés, „die stärksten daselbst vorgefunden; breite, zum Theil wohlgebaute Straßen und das ärgste Pflaster, das man in einer großen Stadt zu finden vermöchte: Jakobiner, die bei uns Alles recht fanden, was Robespierre, Couthon, Marat Schreckliches vollführten und in ihrem eignen Lande zugleich die zahmsten und titelsüchtigsten Narren waren, die man antreffen konnte; die tiefgelehrtesten Menschen, die so ungeschickt sich geberdeten, wenn es galt, nicht etwas Politisches zu thun, sondern nur etwas zu begreifen, was gethan war, Aufgewecktheit für die Ereignisse der Weltgeschichte und zugleich einen Schellenstolz für

die Narrheiten der eigenen Stadt. Sind das nicht Gegensätze?"

Seit Sieyés dieses Wort über Berlin sprach, sind wieder zwanzig Jahre verflossen und wenigstens der Gegensatz zwischen wohlgebauten Straßen und einem schlechten Pflaster ist ausgeglichen. Ist aber Berlin noch die Stadt der Gegensätze? Ist sie es nicht erst im Laufe ihrer Entwicklung geworden? Eine Antwort darauf möge der vorliegende Aufsatz sein.

5.

Theater.

Eine Unterhaltung mit drei Verwandlungen.

[Hoftheater und Volk. — Verfall der Bühne. — Herr v. Küstner, seine Stellung und sein System. — Repertoir und Engagements. — Triumph der Birchpfeifferei. — Begünstigung der Mittelmäßigkeiten. — Abstrakte Kunst. — Die Mittelspersonen und die Protektionen. — Die ersten Versuche. — Der Journalistenschweif. — Die Claque. — Geschmacklosigkeit im Publikum, Schlendrian unter den Darstellern. — Was Herr v. Küstner kann und was er nicht kann. — Berliner Theaterkritik. — Herr Rötscher. — Herr Gubitz. — Herr Rellstab. — Einfluß der Kritik auf das Theater. — Klagen über Vernachlässigung Schiller's und Göthe's. — Die Romantik und ihr dramatischer Katholicismus. — Sophokles und Racine. — Hoftheater und allgemeine Theaterfreiheit.]

Erste Scene.

(Im Foyer des Theaters. Ein Zwischenakt.)

Der Eine. Guten Abend, mein Lieber, guten Abend! Aber Ihr Angesicht ist ja so ernst, wie das des schrecklichen Todtenrichters. Immer diese hohen Forderungen, immer die großen, unerreichbaren Ansprüche an unsere Bühne?

Der Andere. Die ich allerdings aufgeben sollte, wo die bloße Komödie den Sieg über die Kunst davongetragen hat.

Der Eine. Also, mein Bester, also! Schlagen Sie sich aus dem Sinn all Ihre dramaturgischen Heiligen von Aristoteles bis auf Lessing und so weiter. Denken Sie doch nicht immer an Shakespeare und Göthe und an die Bedürfnisse und Bedingungen einer großen dramatischen Zukunft, wenn uns, wie heute Abend, Madame Birchpfeiffer wieder einmal einen Roman einschlachtet.

Der Andere. Ich kann die Bühne weder frivol noch stumpfsinnig betrachten. Auch die Bühne verlangt, wie jeder Faktor unseres Lebens, einen Ernst. Man muß sie messen nach ihrer Bedeutung und sie selbst soll sich darnach messen. Wo dies nicht geschieht, wird sie, trotz all ihrer Schminke, trotz all ihrer bunten Lappen in Costüm und Dekoration, trotz all ihrer Maschinerieen und hoch besoldeten Hofschauspieler nichts anderes, als die widerlichste und trivialste Farçe.

Der Eine. Aber Sie vergessen, mein Bester, daß sie dem Volke zur Belustigung und Erheiterung nothwendig geworden ist.

Der Andere. Reden wir hier nicht vom Volke, hier in diesen Räumen, welche das Volk niemals als die Macht betreten hat, welche es sein und ausüben sollte. Hier, im königlichen Hoftheater zu Berlin reden Sie mir von der Nothwendigkeit der Bühne für das Volk? Können Sie das im Ernste meinen? Können Sie wirklich glauben, die Masse, welche hier auf den Bänken und Stühlen herumrutscht und wie ein hundertköpfiges Thier uns aus dem Parterre anwiehert, sei eben so ganz und in eben dem Sinne das Volk, wie das griechische, als es einst den Tragödien eines Sophokles lauschte?

Der Eine. Je nun! Andere Zeiten, andere Sitten.

Der Andere. Nur keine Gemeinplätze, lieber Freund! Sehen Sie sich die Gegenwart in ihren großen, weit ausgreifenden Bewegungen, sehen Sie sich das Volk in seinen Bedürfnissen und Wünschen und sehen Sie sich dann einmal das Theater näher an und Sie werden finden, wie das Theater immer mehr aus dem großen Zusammenhange gerissen ist, wie es in seinem jetzigen Zustande nichts mehr ist, als ein faules, leuchtendes Stück Holz in dem morschen, gegenwärtig herrschenden Systeme, und wie man namentlich bei uns, sei es absichtlich oder sei es in traurigster Verkennung, dahin arbeitet, dasselbe in seiner ganzen Isolirtheit, Flachheit und Renommisterei zu erhalten. Eine politische Reaction ist nichts gegen eine Reaction auf dem Gebiete, wo sich Freiheit und Schönheit durchdringen müssen.

Der Eine. Sie scheinen das Volk für besser zu halten, als es ist. Sie machen sich deshalb Illusionen über die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes. Haben Sie nicht noch eben gehört, mit welchem Interesse man das elende Machwerk der Frau Birchpfeiffer aufnahm und wie man dem

wüsten Pathos, den lächerlichen Aufschneidereien eines Schauspielers stürmisch applaudirte?

Der Andere. Keineswegs habe ich Illusionen über das Volk im Allgemeinen und über unser Theaterpublikum im Besondern. Ich bin überzeugt, ein Volk verdient eben immer die Institutionen, welche es hat, und ein Theaterpublikum nichts Besseres, als das, woran es seinen Beifall äußert. Aber ich frage Sie, ist es die Pflicht einer Bühne, und vor allen Dingen einer Bühne, wie die Berliner, sich ganz unter die Launen der Masse zu schicken? Liegt es nicht in dem Berufe der Bühne, den Geschmack zu veredeln? Und was werden Sie von einer Bühne sagen, die absichtlich aus finanziellem Kleinigkeitsgeist, durch Heranziehung einer Claque, durch Begünstigung elender und unwissender Scribenten den Geschmack des an sich schon verwahrloseten Publikums immer noch mehr auf das Triviale und Gemeine zu leiten sucht? Kann eine solche Bühne vor Ihren Augen, lieber Freund, auch nur die geringste Rechtfertigung und Entschuldigung finden?

Der Eine. Niemals! Aber ich müßte mich doch überzeugen, daß es bei uns in Berlin so schlimm stände, wie Sie eben sagten. Sie malen zu dunkel! Sie sind erbittert! Man hat ein Theaterstück von Ihnen nicht annehmen wollen!

Der Andere. Also auch Sie suchen für ein Princip einen rein persönlichen Grund? Ich hätte von Ihnen dies nicht erwartet. Aber Ihr Einwand soll mich nicht kümmern. Ich weiß sehr wohl, daß die Bühnenleitung, und sei sie noch so schlecht und schwach, niemals die ganze Schuld an dem Verfalle der Bühne tragen kann, am wenigsten ist es gerecht, einen Mann, weil gerade er den Titel eines General-Intendanten führt und weil er Fehler macht und weil er Schwächen giebt oder selbst, weil er von zweckwidrigen Absichten getrieben wird, für den ganzen Trümmerhaufen verantwortlich machen zu wollen und in das Geschrei der kleinen

journalistischen Strauchritter blind einzustimmen. Die Bühne ist ein complicirtes Institut, es wirken zu ihrer Blüthe, wie zu ihrem Verfall, die verschiedenartigsten Faktoren, indessen .....

Der Eine. Es klingelt! Madame Birchpfeiffer wird in diesem Akte durch einen großen Aufzug einen neuen Triumph feiern. Sie werden etwas ganz Außerordentliches sehen! Es sind alle Schneider in der Runde für das Costüm in Bewegung gesetzt worden. Auf Wiedersehen, mein Bester! Auf Wiedersehen am Schlusse!

Der Andere. Auf Wiedersehen!

Zweite Scene.

(Der Eine und der Andere, unter den Linden promenirend.)

Der Eine. Ich bin erschöpft. Ich bin überwunden. Madame Birchpfeiffer hat den Sieg davon getragen! Ich sehe noch die Pracht der Dekorationen und der Costüme. Ich höre noch den Beifall der wüthenden Menge! O Shakespeare! O Göthe! O du dramatischer Genius in Deutschland! O Herr v. Küstner!

Der Andere. Erst, lieber Freund, hatten Sie sich der Toleranz gegen alles Mögliche hingegeben, jetzt sind Sie in das leere Pathos des Idealismus und der abstrakten Sehnsucht übergeschlagen. Das ist nicht der Weg, unsere Zustände kennen zu lernen und zu beurtheilen, dazu bedarf es der Ruhe und eines scharfen, kritischen Messers.

Der Eine. Reden Sie! Reden Sie, schrecklicher, unbarmherziger Todtenrichter.

Der Andere. Wir sprachen im Zwischenakte vom Verfall des Theaters und worauf er beruhe. Lassen Sie uns da etwas weiter untersuchen. Wenn wir die Berliner Bühne an die Spitze der deutschen Bühnen stellen, so müssen wir für's Erste die ganze deutsche Bühne beobachten, um

dann auch die Berliner darnach kritisiren zu können. Das ist nothwendig. Wir sehen nun auf allen Lebensgebieten in Deutschland einen unverkennbaren Riß zwischen den neuen Ideen, den neuen Principien und den faktischen Zuständen mit ihren gedankenlosen Massen hinter sich. Es ist die Größe und das Unglück unserer Zeit, daß sie sich ihres Inhaltes im Allgemeinen bewußt ist, aber zu schwach bleibt, ihn unmittelbar zu fassen und praktisch auszuprägen. Die Ideen und die theoretische Seite der Ideen sind bei uns mit Riesenflügeln so weit vorausgeeilt, daß es der Praxis beinahe unmöglich wird, sie mit ihren historischen Krücken zu erreichen. Die Ideen, die neuen Principien sind das Eigenthum weniger Eingeweihten. Die ordinäre, schmutzige Praxis ist das Eigenthum unserer Institute und derer, die sie leiten, und die stumpfsinnigen Massen lassen sich von dieser rohen Praxis um so besser beherrschen, je mehr und je absichtlicher man das Licht eines neuen Lebens von ihnen fern zu halten sucht.

Der Eine. Sie werden ja politisch! Was hat denn das mit der Bühne zu thun?

Der Andere. Glauben Sie noch, daß, als Gott die Welt schuf, die Thätigkeiten und Fähigkeiten des menschlichen Geistes mit besonderen Etiquetten in verschiedene Fächer eingetheilt wurden, damit sie sich ja nicht berühren möchten? Glauben Sie nicht vielmehr an die Einheit und Allgewalt des menschlichen Geistes? Aber Sie müssen die auch nicht glauben, Sie müssen sie wissen. Das politische Leben, die Poesie, die Geschichte eines Volkes sind eins in ihrer Wurzel und nur verschieden in ihren Blüthen und Früchten. Ein Volk ohne Geschichte und politisches Leben bringt es auch zu keiner Poesie, wie die Lappen und Samojeden, vielleicht noch zu natürlichen lyrischen Instinkten, aber niemals zu dem höheren Ausdrucke der Poesie, zu dramatischer Poesie, niemals zur schönen Wirklichkeit dieser Poesie, zum Theater.

Der Eine. Sie glauben also, unsere politischen Formen stehen mit der Blüthe des Theaters im Widerspruch?

Der Andere. Nicht die Form, mein Bester, sondern der Inhalt, oder die Inhaltlosigkeit. Jede Form, möge sie heißen, wie sie wolle, hat, wenn sie von ihrem Inhalte vollständig durchdrungen ist, Leben und Leben hat Poesie. Aber alle unsere Formen sind nur Form und ohne Inhalt. Was soll nun die Poesie, die dramatische Poesie, das Theater? Es soll nichts anderes, fühlen Sie das nicht selber, als diese Inhaltslosigkeit äußerlich putzen; eine gemachte Blume im falschen Haare einer alternden Coquette, die ihr Alter läugnen will. Die dramatische Poesie aber muß etwas anderes sein, als ein zufälliger, äußerlicher Schmuck, das Theater etwas anderes, als ein Tummelplatz für die Langweile, die Geschmacklosigkeit, für das rohe, kindische Amusement. Aber ich frage Sie, was kann, was soll es heutzutage sein? Warum triumphiren die Tänzerinnen, die Luftsprünge, die Capriolen, die Triller? Warum läßt man bei uns z. B. die Birchpfeiffer herrschen, während man jungen, triebsamen Geistern die Thüre vor der Nase zuschlägt und Shakespeare und Göthe u. s. w. in die Rumpelkammer verweiset oder doch mindestens so stiefmütterlich, als möglich, behandelt?

Der Eine. Sie halten also den Herrn v. Küstner für einen Reaktionair?

Der Andere. Ich halte ihn für ein vielleicht unbewußtes Werkzeug der Reaktion. Sein Geist ist nicht frei genug, um in den kleinen theatralischen Intriguen und Quälereien des Tages das zu durchschauen, worauf es ankommt. Er ist nicht kühn genug, das zu vollführen, was er vielleicht empfindet. Endlich aber ist seine Stellung nicht der Art, daß in ihr überhaupt etwas möglich würde. Er ist nur eine Person und es handelt sich heutzutage nicht mehr um Personen.

Der Eine. Um was denn?

Der Andere. Nicht um den Sturz und die Haltung von Personen, sondern um den Sieg und den Sturz von Principien und Institutionen.

Der Eine. Sie legen also, wie überhaupt an Alles, so auch einen ganz abstrakten Maaßstab an unsere Bühne?

Der Andere. Ich habe mich wenigstens mit dem Schlechten und mit der theatralischen Verwahrlosung auf keine Capitulation einlassen mögen. Ich bilde mir nicht ein, daß unsere Theaterzustände noch ein gesunder Organismus seien, hie und da mit kleinen Fehlern und Schwächen, und dem man mit Schönpflästerchen beikommen könne. Für mich ist der Verfall der Bühne tiefer begründet und ich werde dadurch auch gegen den Herrn v. Küstner billiger. Alles, was er thut und nicht thut oder thun sollte, erscheint mir beinahe unter dem Naturgesetze der Nothwendigkeit. Ich will damit nicht sagen, daß ich mich zum Vertheidiger des Küstner'schen Systemes aufwerfen möchte, aber ich bin wenigstens überzeugt, daß ein General-Intendant, und wäre er der unabhängigste, geistreichste, tüchtigste, gebildetste Mensch, das Theater, — verstehen Sie mich, — im Ganzen nicht zu dem machen würde, was das moderne Bewußtsein vom Theater verlangt. Es ist überhaupt unter den gegebenen Zuständen der deutschen Bühne wenig beizukommen. Trotzdem giebt freilich die augenblickliche Unmöglichkeit einer durchgreifenden Revolution im Bühnenwesen dem Herrn v. Küstner noch nicht im Geringsten das Recht und die Entschuldigung, sich einer unmittelbaren Reaktion anzuschließen. Er hat noch immer die Verpflichtung im Einzelnen, wenn er das Ganze nicht umwälzen kann, Kraft und guten Willen zu zeigen.

Der Eine. Aber, lieber Freund, bedenken Sie auch das Schwierige seiner Stellung? Werden Sie auch nicht ungerecht gegen den Herrn v. Küstner? Sie sagten ja selber, die Reorganisation der Bühne gehe über die Macht einer Person hinaus, und möge sie zehntausend Mal General-Intendant

heißen. Herr v. Küstner soll die größten Widersprüche zu befriedigen suchen. Ist es ein Wunder, wenn er es da noch Keinem recht gemacht hat? Auf der einen Seite ist er Intendant eines Hoftheaters, auf der andern Seite Chef der Bühne in einer Stadt, welche in theatralischer sowohl, als in ästhetischer Beziehung die größten Forderungen in Deutschland macht und in der radikale Köpfe, wie Sie, immer mehr Gewitterstoff sammeln. Was die Rücksichten des Hofes und seines vorwiegenden Einflusses verbieten, das fordert ganz ungestüm Ihr sogenanntes „modernes Bewußtsein". Ein ewiges Kreuzfeuer, in dem es äußerst schwer ist, eine sichere, freie Position zu finden. Hr. v. Küstner scheint sich aus den unversöhnlichen Gegensätzen, welche sich an ihn herandrängen, dadurch erlösen zu wollen, daß er in der Mitte stehen bleibt.

Der Andere. Sagen Sie lieber, in einer verzweiflungsvollen Mittelmäßigkeit. Sie reden von den Rücksichten des Herrn v. Küstner gegen den Hof, gegen das herrschende Regiment. Allerdings, hier muß Herr v. Küstner in seiner Stellung sich fügen. Gegen den Willen der olympischen Götter kann und darf er nichts thun. Hier ist ihm die Thatkraft gebunden, selbst wenn er sie haben möchte. Das was Sie sogenanntes modernes Bewußtsein nennen, kann er zum Theil, in Folge seiner ersteren Stellung, nicht begünstigen, zum Theil ist dieses moderne Bewußtsein auch noch gar keine dramatische, theatralische Potenz. Dies alles gestehe ich zu. Es bleibt also dem Herrn v. Küstner in Wirklichkeit nichts anderes übrig, als seinen Wirkungskreis in der Sphäre eines durch das herrschende System getragenen Institutes, aber immer des ersten deutschen Bühneninstitutes, so weit als möglich über den unmittelbaren Parteien der Bühnenrevolution und der Bühnenreaktion zu halten und das Wesen der Berliner Bühne in die, nicht unmittelbar auf das Leben wirkende, in die abstrakte Kunst und in das höchste,

was diese abstrakte Kunst heutzutage leisten kann, zu setzen. Es ist schlimm genug, daß es so ist: aber es ist einmal so, gestehen Sie das zu?

Der Eine. Ich habe eben nichts dagegen einzuwenden.

Der Andere. Gut. Wir wollen also an Herrn v. Küstner gar nicht einmal die Anforderungen stellen, welche der neue Geist der Gegenwart an das Theater stellt und die er, selbst mit dem besten Willen, theils aus allgemeinen, theils aus besonderen Gründen nicht befriedigen kann. Es soll ihm eben nur auf die abstrakte Kunst ankommen dürfen. Da wird er, da die Berliner Bühne die erste deutsche Bühne ist, noch immer genug zu leisten haben. Oder meinen Sie nicht?

Der Eine. Allerdings, mein Bester.

Der Andere. Aber, lieber Freund, nun seien Sie nicht blind und sehen Sie mit offenen Augen zu, was geleistet wird, selbst unter diesem Maaßstabe. Ich frage Sie: wirklich Alles, was die abstrakte Kunst, die Kunst in einer privilegirten Sphäre leisten könnte? Ich bitte Sie, blicken Sie auf das Repertoir, auf das Ensemble, auf die Engagements unter dem Herrn v. Küstner und antworten Sie sich selber. Selbst wenn widrige Einflüsse die Nabelschnur zerreißen, welche die Kunst mit der Frische und Unmittelbarkeit des Lebens verbinden soll, darf sie (und auf einer solchen Bühne, wie die Berliner es ist!) niemals so tief sinken, wie sie gesunken ist. Wozu hätte denn Deutschland eine großartige dramatische Literatur? Wozu hätte sich unser Vaterland die dramatischen Schätze aller Nationen zu eigen gemacht? Wozu hätten wir noch große schauspielerische Traditionen, wenn auch die großen Künstler immer mehr verschwinden? Wozu dies Alles? Sollte eine Produktivität und eine volle Freiheit unmöglich sein, so würde ein abstrakter Kunsteclekticismus der Berliner Bühne noch weit,

weit würdiger werden, als das Princip, welches Hr. v. Küstner verfolgt. Herr v. Küstner hat, — man sollte beinahe glauben, er wolle die ganze deutsche Bühne damit persifliren, — Madame Birchpfeiffer auf den Gipfel der dramatischen Gegenwart gesetzt. Sie ist mit ihren groben Machwerken, durch den Willen des Herrn v. Küstner, die Beherrscherin unseres Institutes geworden. Sie soll bei uns den Geschmack des Publikums veredeln oder vielmehr alle besseren Traditionen verdrängen und vernichten. Was ist das anders, als eine Herabwürdigung alles besseren Wissens und Willens? Vor dem Hrn. v. Küstner wußte die Berliner Bühne die Birchpfeifferei von sich fern zu halten, und um so weniger ließ sie sich, wie jetzt, von derselben beherrschen. Unbegreiflich erscheint es aber, daß gerade unter einem Könige, der an abstrakten Kunstgenüssen Freude findet, der Sophokles auf die Bühne bringen ließ und dem die Romantik mit ihrem verfeinerten Geschmacke, in einem ihrer Hauptrepräsentanten, so nahe geblieben ist, daß gerade unter diesem Könige ein solches Wesen und Treiben Duldung und ungehemmten Fortgang findet.

Der Eine. Mir scheint es doch immer, als ob Sie gegen den Herrn v. Küstner zu hart sind. Sie wollen ihn zwar nicht für den ganzen Verfall der Bühne verantwortlich machen, aber Ihre ganze Bitterkeit wegen dieses Verfalles entladet sich doch auf ihn. Dazu glaube ich nicht, daß Herr v. Küstner nicht auch wisse, was uns fehlt, was uns noth thut. Seine Vergangenheit giebt uns die Pflicht, seine Gegenwart in einem milderen Lichte zu sehen. Erinnern Sie sich an die Zeit, als Hr. v. Küstner die Direktion des Leipziger Stadttheaters führte? Es beseelte ihn ein großartiges Streben für das deutsche Theater, sein Repertoir hatte damals kaum Seinesgleichen, seine Engagements waren die ausgesuchtesten. Er lebte für die Bühne, mit Aufopferung seiner eigenen Mittel. Später, als er an die Spitze von Hof-

instituten trat, ist er allerdings lässiger und gleichgültiger geworden, aber ich glaube immer weniger, aus bösem Willen, als aus selbst eigenem Unbehagen an dem ganzen Zustande der deutschen Bühne, aus dem Bewußtsein, mit Aufopferung seiner größten Kräfte keinen dauernden Umschwung bewirkt zu haben. Er hat sich an den Mechanismus gewöhnt und der Schlendrian hat über das Streben den Sieg erhalten.

Der Andere. Gegen das Große gleichgültig werden, das, mein lieber Freund, ist immer noch etwas anderes, als sich in einer offenbaren Begünstigung und Bevorzugung des Schlechten und Mittelmäßigen gefallen. Das erstere kann auf verschiedene Weise entschuldigt werden, das zweite niemals. Die Stücke der Birchpfeiffer werden bei uns mit einer unglaublichen Pracht in Dekorationen und Costümen in Scene gesetzt. Shakespeare und Göthe u. dgl. können sich mit wahren Lumpen, mit abgeblaßten Lappen befriedigt halten. Es thut Niemand unrecht, wenn er von einem so rein Aeußerlichen auf den absichtlichen Geist schließen will, der unser ganzes Theater beseelt.

Der Eine. Aber das Publikum! Das Publikum!

Der Andere. Ja, das Publikum! Früher war das Publikum bei unserem Institute fast eine Nebensache. Herr v. Küstner hat das Publikum allerdings zu einem Mitfaktor des Institutes gemacht. Aber er hat es nur finanziell, nicht ästhetisch, in's Auge genommen. Mit dem Finanzpunkte konnte alle grobe Coulissenreißerei triumphiren. Weil Madame Birchpfeiffer volle Häuser machte, mußten ihre Stücke fortwährend gegeben und begünstigt werden. Weil ein klassisches Repertoir einige Thaler weniger einbrachte, blieb es zurück, oder man hütete sich doch, auf die würdige, äußere Ausstattung eines klassischen Stückes auch ein paar Thaler zu verwenden. Das kam alles der Madame Birchpfeiffer zu Gute. Wenn Herr v. Küstner persönlich auch von dem Unwerthe und Ver-

derb der Birchpfeiffereien überzeugt wäre, er hat sich viel zu sehr in eine finanzielle Operationssucht mit dem Theater hineingelebt, als daß er anderen Anforderungen nachgeben möchte. Damit ist denn aber das Berliner Hoftheater mit der elendesten Schmiere auf denselben Standpunkt gerathen, welche eben auch nur das zu geben bemüht ist, was einige Thaler mehr in Aussicht stellen könnte.

Der Eine. Sie sind bitter.

Der Andere. Ich sollte strenger sein. Denn hinter der Begünstigung alles Mittelmäßigen, hinter der Lässigkeit gegen das Gute und Vortreffliche, hinter dem Pompe der Birchpfeifferei und den Lumpen, womit man Shakespeare und Göthe u. s. w. behängt, hinter dem Widerstreben gegen die neue Produktion, versteckt sich die Absicht der Reaktion. Dahinter ist etwas mehr als Erschlaffung. Man befriedigt bei dem Schlechten die rohe Sinnlichkeit, die plumpe Schausucht des Publikums auf jede ausgesuchte Weise und ruft dadurch eine rohe Bewunderung und Befriedigung der Masse hervor. Aber man hütet sich absichtlich, den großen dramatischen Produktionen unserer Literatur auch durch ein würdiges Aeußerliches Rahmen zu geben. Man läßt diesen Rahmen absichtlich verbleichen und will das Publikum also absichtlich von dem Besseren zu dem Schlechteren durch rohe Sinnenbefriedigung gewöhnen. Das ist Depravation des Geschmackes, und ich würde den Herrn v. Küstner davon nicht freisprechen können. Das Publikum an sich ist schon in einem so verderbten Zustande, daß es, wenn von der Bühnenleitung solche und andere Hülfsmittel angewendet werden, natürlich auf die tiefste Stufe der ästhetischen Entsittlichung und Entartung gebracht werden muß.

Der Eine. Von welchen anderen Hülfsmitteln wollten Sie reden?

Der Andere. In hundert und tausend kleinen Einzelnheiten, welche das Theaterleben bietet und hervorbringt,

treten die Grundsätze und Motive des Herrn v. Küstner hervor. Er ist so gleichgültig gegen eine erhebende Entwicklung der Bühne geworden, daß er, um einen sehr gelinden Ausdruck zu gebrauchen, mit wirklicher Naivetät zum Protektor der Mittelmäßigkeiten wird, wo sie sich etwa finden. Wenn er im Repertoir ein dramatisches Misere, wie das der Birchpfeiffer, begünstigte, so machte er es ebenfalls so in den Engagements. Er hat die Berliner Bühne mit der Madame Birchpfeiffer auch als Schauspielerin beschenkt, während das Fach, in dem sie höchstens auf einer kleinen Provinzialbühne geduldet werden mag, doch vollkommen besetzt war. Ein ganzer Schweif von in jeder Beziehung untergeordneten Subjekten ist über unsere Bühne gezogen und überall klaffen uns im Personal die fühlbarsten Lücken entgegen. Ueberall ist Mangel, Schwäche und Sinken.

Der Eine. Es haben aber doch auch Engagements stattgefunden, gegen die sich nichts sagen läßt. Herr Hendrichs und Döring und Hoppé sind durch Herrn v. Küstner nach Berlin gezogen.

Der Andere. Döring fand hier bei seinen Gastspielen großen Beifall, aber Herr v. Küstner wollte ihn nicht. Erst auf ausdrücklichen Willen des Königs wurde er engagirt. Freilich mag auch im Einzelnen manches Gute geschehen sein, aber im Ganzen geht alles zurück, und die, welche die Berliner Bühne noch aus einer früheren Periode kennen, haben jetzt nur noch Seufzer, leere Wünsche und nutzlose Vergleiche, zwischen dem, was war und dem, was ist. Die großen Künstler, welche der Tod von hinnen geführt hat und deren Lorbeeren welken, kann Herr v. Küstner natürlich nicht wieder ersetzen, wenn sie nicht da sind, aber verlangen kann und muß man von ihm, im Interesse des großen Kunstinstitutes, an dessen Spitze er gestellt ist, daß er ein unbefangenes, freies Auge habe, wo sich noch etwas Tüchtiges und Bedeutendes im Bühnengebiete findet, und

und daß er das Schlechte und Mittelmäßige, schon weil es schlecht und mittelmäßig ist, entschieden zurückweiset. Leider würden sich aber mancherlei Beweise vom Gegentheil anführen lassen.

Der Eine. Sie werden gar zu rücksichtslos. Daß Herr v. Küstner mit Absicht das Mittelmäßige dem Tüchtigen vorziehe, würde eine schwere Anklage gegen diesen Mann involviren.

Der Andere. Eine Anklage, die sich auf so viele Punkte stützen läßt, daß ich hier nicht in's Einzelne hineingehen möchte.

Der Eine. Bedenken Sie aber auch, daß Herr v. Küstner vor dem Publikum und vor der Kritik zuweilen für Personen und Einrichtungen verantwortlich gemacht wird, gegen die er selber ein Votum abgegeben hat und die ihm, demungeachtet, gegen sein besseres Wissen, aufgenöthigt werden?

Der Andere. Ich kann diese traurige Thatsache nicht läugnen. Ich fühle die schwierige, unhaltbare Position, in der Herr v. Küstner sich befindet. Aber ich habe nichts mit seiner Person, sondern nur mit dem Institute zu thun. Wenn Herr v. Küstner die Verantwortlichkeit für das auf sich nimmt, was er nicht will, so mag er sie immerhin tragen. Er will übrigens immer noch genug, was er nicht wollen sollte. Daß dem Herrn v. Küstner die Begünstigung der Birchpfeifferei von oben aufgezwungen worden, werden Sie nicht sagen wollen. Da wo man Sophokles und Racine beschützt, kann Madame Birchpfeiffer nur ignorirt werden. Herr v. Küstner handelt hier ganz für sich selber. Wenn man von oben herunter die dramatischen Bemühungen der Gegenwart aus dem Gesichtspunkte der Politik und der Romantik zurückdrängt, so hat man doch nichts gegen eine möglichst weite Ausdehnung des Berliner Bühneninstitutes im Gebiete der abstrakten Kunst. Herr v. Küstner kann aber

auch und will auch in diesem Gebiete sich nicht halten. Er hat auch dieses so lange festgehaltene Princip der abstrakten Kunst für die Berliner Bühne ganz fallen lassen und sich geradeswegs für das Princip der rohen Massenbefriedigung erklären mögen. Damit hat unser Institut auch den letzten Schein einer Bedeutung verloren. Was die Engagements betrifft, so wird auch hier nicht verfahren, wie verfahren werden sollte.

Der Eine. Wie das?

Der Andere. Sehen Sie, Bester, ein Institut, wie das Berliner Bühneninstitut, sollte für Engagements- und Gastspiel-Verwendungen nicht der literarischen Beutelschneider und schauspielerischen Rupfer und Blutsauger bedürfen. Seine Bedeutung ist eine viel zu große und ernste, als daß es sich mit so widerlichen Elementen unseres Bühnenlebens einlassen dürfte. Dem Berliner Kunstinstitute können alle tüchtigen Kräfte zu Gebote stehen, welche die deutsche Bühne nur irgendwie aufzuweisen vermag. Da bedarf es keiner Kabalen, keiner Intriguen, keiner Mittelspersonen, keiner Mäkler und keiner Rupfer. Unser Kunstinstitut müßte vor dem wirklichen Talente und Genie wenigstens noch so viel Achtung haben, daß es dasselbe nicht in die Nothwendigkeit versetzen möchte, sich in eine solche Gesellschaft erniedrigen zu müssen. Wenn man, wie Herr v. Küstner, das Bühnenwesen auf der einen Seite mechanisch und disciplinarisch durch Theatergesetze ordnen will, so sollte man es auch nicht auf der andern Seite organisch verderben helfen.

Der Eine. Reden Sie von den Protektionen, welche bei uns an Engagements und Gastspielen Anwendung finden?

Der Andere. Allerdings.

Der Eine. Da müssen Sie aber bedenken, daß dem Herrn v. Küstner die Berücksichtigung verschiedener Elemente aufgezwungen werden kann, die einen ganz anderen, als

einen künstlerischen Grund hat. Namentlich beim weiblichen Geschlechte. Es ist erst in neuester Zeit so irgend etwas vorgefallen, mit einer jungen Dame, die freilich den Namen einer Schauspielerin führt, und dafür auch 1800 Thaler Gehalt bezieht, die man aber künstlerisch die vollendete Unbedeutendheit und Geistlosigkeit nennen kann. Herr v. Küstner soll ihr Engagement keineswegs veranlaßt haben.

Der Andere. Ich weiß es. Ich weiß, daß es unserer vornehmen Welt, in ihrer Blasirtheit und inneren Morschheit, selten einfällt, das Theater anders, als einen Ort für die Langeweile und als ein Maitresseninstitut zu betrachten. Ich weiß auch, daß es heut zu Tage, mehr als je, Schauspielerinnen giebt, die unter dem erlogenen Anscheine der Kunst ganz andere Zwecke, als die der Kunst verfolgen, und es ist beinahe empörend, wenn solche Einflüsse, selbst gegen den Willen des Herrn v. Küstner, Geltung gewinnen. Aber warum muß Herr v. Küstner ihnen nachgeben, wenn er energisch ist und nicht will? In der höchsten Instanz, bei dem Könige, werden sie nicht den geringsten Vorschub finden. Aber davon wollte ich gar nicht einmal reden. Nicht von diesen heimlichen Protektionen, sondern von unserem gewöhnlichen Engagements- und Gastspielsschlendrian. Ueber ihn ist Herr v. Küstner vollkommen Herr. Aber wie sucht er diese Herrschaft zu benutzen?

Der Eine. Ich denke doch immer, nach besten Kräften? So gut, wie möglich?

Der Andere. Ich bin auch hier entgegengesetzter Meinung. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß die Bedeutung unseres Institutes eine zu große ist, als daß es sich in das gewöhnliche Elend vertiefen dürfte, welches sich in der Regel an Gastspiele und neue Engagements zu hängen pflegt. Nur die künstlerische Bedeutung, das künstlerische Interesse als solches komme in Rechnung und Anspruch! Aber pflegt dieses bei uns zu geschehen? Man geht nach geheimen Motiven und bedeckt diese nur vor dem Publikum mit dem großen, bequemen

Mantel der Kunst. Verwendungen, Einflüsterungen, Cameraderieen, Intriguen gehen sicherer als das Talent, welches diese verschmäht und nur durch sich selber gelten will. Wie ist da an eine Regeneration, an einen Fortschritt der Bühne zu denken?

Der Eine. Eine Regeneration der Bühne im Ganzen würde, wie Sie selber sagten, Herr v. Küstner selbst mit den besten Kräften nicht möglich machen.

Der Andere. Richtig. Aber dieses entbindet ihn durchaus nicht einer Verpflichtung, durchaus nicht des guten Willens, des eifrigen Bemühens, zu thun, was gethan werden kann. Und es wird so mancherlei versäumt, was gethan werden könnte. Es ist so mancherlei absichtlich nicht gethan worden, um dem Mittelmäßigen und Gewöhnlichen nicht zu nahe zu treten. Nur ein einziges Beispiel, lieber Freund. Herr v. Küstner hatte sich das Fräulein Wilhelmi vom Hamburger Stadttheater durch allerlei interessirte Mittelspersonen gewissermaaßen aufreden lassen und es wurde mit ihr ein Contrakt stipulirt. Das Gastspiel der genannten Schauspielerin bewies aber, trotz aller journalistischen Intriguen und Kabalen, daß sie für Berlin gar nicht zu gebrauchen sei und es mußte der Contrakt wieder rückgängig gemacht werden. Bald darauf gastirt Fräulein Unzelmann vom Leipziger Stadttheater. Man erkennt in ihr allgemein eine höchst begabte Künstlerin, ausgestattet mit seltenem Geiste und tiefer Phantasie. Aber Herr v. Küstner hat nicht einmal Zeit, diese junge Dame in ihrem Gastspiele zu sehen und zu prüfen. Er kann seine nothwendige Reise nicht auf ein paar Tage aussetzen und trotz des Beifalls, den Fräulein Unzelmann gefunden, trotz der Nothwendigkeit, eine große Lücke bald zu schließen, ist hier, wo das unbefangene Interesse der Kunst freudig eingestimmt hätte, wo die Berliner Bühne in ihrem weiblichen Personale einmal wieder einen Fortschritt zur Poesie, Phantasie, zu Geist und Naturwahrheit hätte machen können, ist hier nicht im Geringsten von Herrn

v. Küstner an ein Engagement gedacht worden.*) Liegt da nicht, wie in so manchen anderen Punkten, eine Hartnäckigkeit und ein absichtlicher Schutz des Mittelmäßigen vor, die auf keine Weise entschuldigt werden können? Oder möchten Sie es versuchen? Können Sie wirklich noch an eine Wärme für den Kunstgenius, oder nur an einen guten, beschränkten Willen glauben, wo wir, wohin wir uns auch wenden, überall eine Begünstigung des Mittelmäßigen und eine spröde Zurückhaltung gegen das Bessere entdecken?

Der Eine. Aber was wollen Sie denn?

Der Andere. Während man auf der einen Seite, je mehr alles in's Trübselige zurücksinkt, bei unserer Bühne eine ganz falsche Vornehmthuerei herauskehrt, bringt man dieses Institut auf der anderen Seite immer mehr auf einen Standpunkt, der seiner inneren Bedeutung und seiner Mittel durchaus nicht würdig ist. Die „theatralischen, ersten Versuche", mit welchen Herr v. Küstner uns so oft zu beschenken pflegt, liegen ganz außerhalb der eigentlichen Sphäre unserer Bühne und würdigen sie herab, nicht blos zu einer Arena für das schon Vollendet-Mittelmäßige, sondern sogar auch für den erst anfangenden Stümper, für eine Comödianterei, die noch nicht einmal flügge geworden ist.

Der Eine. Wenn ich Sie recht verstehe, so verlangen Sie also, daß die ersten theatralischen Versuche ganz und gar von unserer Bühne ausgeschlossen würden.

Der Andere. Ich gehe nicht einmal so weit, wie manche es thun, die unsere Bühne wieder „heilig" machen möchten. Aber ich verlange hier eine strenge Auswahl. Ich verlange, daß hier nur ein entschiedenes Talent oder Genie entscheide und daß unsere Bretter nicht zum beliebigen Tum-

---

*) Im Augenblicke des Druckes scheinen die Verhältnisse, wie, dem Herrn v. Küstner zur Rechtfertigung, ebenfalls angeführt werden mag, sich anders zu gestalten, als der Andere meint.

melplatze eines jungen Theatermiseres werden, weil es sich hinter Privatprotectionen steckte und irgend ein Hinterpförtchen zu finden wußte. Ich verlange überhaupt für die Leitung unserer Bühne eine Würde. Ich verlange dafür eine großartige Auffassung, nicht bloß des gewöhnlichen Theaterlebens, sondern auch des ganzen Gebietes, in dem sich die dramatische Kunst zu bewegen hat. Ich verlange keine momentane Begeisterung, aber eine Entschiedenheit, eine unbestechliche Sicherheit des Blickes und die Freiheit und die Consequenz der Gesinnung. Ich will wenigstens in der Leitung unserer Bühne den eifrigen Versuch bemerken und das nothwendige Bemühen, das Publikum aus seiner Schlaffheit und ästhetischen Verwahrlosung zu erheben und sich den Anforderungen der Gegenwart, ästhetisch und theatralisch, so weit zu nähern, als es nur irgend wie möglich ist. Wenn aber bei unserer Bühne, wo noch über große Mittel verfügt werden kann, gerade das Gegentheil geschieht, wenn man sich nicht nur nicht der Depravation des Geschmackes des Publikums entgegenstellt, sondern dieselbe vielmehr auf alle mögliche Weise begünstigt, warum soll dann nicht über den, der es noch nicht gelernt hat, der Kunst zu entsagen, ein heiliger Zorn kommen dürfen? Er ist verpflichtet, zu protestiren, selbst wenn er weiß, daß jeder Protest, jede Mahnung vergeblich ist, selbst wenn er die Nackenschläge der Begünstigten und der Hartnäckigen empfinden muß, selbst wenn die volle Casse, das Brüllen eines bestechlichen Parterres und der Applaus der gelangweilten Ränge ihm widersprächen.

Der Eine. Sie protestiren in einem fort und in der Realität wird nichts durch ihr catonisches et caeterum censeo geändert. Sie und Ihresgleichen stehen ganz außerhalb der wirklichen Verhältnisse und suchen vergeblich einen archimedischen Punkt Was bemühen Sie sich, die öffentliche Meinung gegen Herrn v. Küstner aufzuregen? Das Publikum liegt nach wie vor an den Brüsten seiner alten Amme, der Gewohnheit. Auf die Weise, wie Sie streiten, ändern Sie

nichts. Das Publikum versteht Sie nicht, und Herr von Küstner wird durch die unaufhörlichen Angriffe am Ende dahin gebracht, auch das Wahre, was in Ihren Vorwürfen liegt, nicht verstehen zu wollen und absichtlich zu ignoriren. Sie sind Journalist. Wäre ich in Ihrer Stelle, ich würde einmal eine andere Taktik verfolgen. Ich würde nachweisen, wodurch Herr von Küstner gehemmt und bevormundet wird. Ich würde mich einmal auf seine Seite stellen und die Opposition gegen andere Flanken hinrichten. Die Tagespresse sollte gegen den Herrn von Küstner gerechter und milder sein, meine ich.

Der Andere. Zum Theil ist das schon lange erledigt, was Sie sagen, denn meine Opposition geht ja nicht gegen die Person des Herrn von Küstner, sondern gegen den ganzen Bühnenzustand und gegen alle die Elemente, auf welchen man ihn zu erhalten sucht; zum Theil sind Sie aber auch in einem sehr seltsamen Irrthum. Sie sagen, die Tagespresse möge gegen Herrn von Küstner milder werden! Um alles in der Welt, mein Bester, wären Sie wirklich unbekannt, mit allen den journalistischen Marodeurs und Vedetten, welche hier in Berlin für die Sache des Herrn von Küstner mit einem lächerlichen Eifer und mit noch weit mehr Unwissenheit Tag für Tag streiten? Haben Sie nichts gesehen, von all den geheimen Laufgräben, die angelegt worden sind, nichts bemerkt von den vielen falschen Finten? Nicht milder sollte die Tagespresse gegen den Herrn von Küstner sein, im Gegentheil, offener, wahrer, unbestechlicher. Aber so ein kleiner Berliner Journalist, sage ich Ihnen, fühlt eine wahre Hundedemuth, wenn der Herr General-Intendant ihn einiger Worte würdigt, und wenn er ihm nun gar Beweise seiner Bevorzugung giebt, wenn das Freibillet vom Parterre zur Parquetloge avancirt, wenn er nicht mehr bloß zu antichambirren braucht, sondern gar einmal zu Tische geladen wird, ich sage Ihnen, da verkaufen diese Creaturen unter tiefen Verbeugungen zehntausend Mal ihre Seele, und sie mögen dann nichts weiter thun,

als in ihren Blättchen und Correspondenzchen widerkäuen und preisen. Nicht milder sollte die Tagespresse gegen Herrn von Küstner sein, sondern freier und rücksichtsloser. Wenn Herr von Küstner sehen würde, daß die Journalistik eine selbstständige Macht sei, wenn sich ihm nicht immer ein langer, schmutziger journalistischer Schweif ganz willenlos zu beliebiger Disposition stellen möchte, ich glaube fast, es wäre nicht dahin gekommen, wohin es heutzutage gekommen ist. —

Der Eine. Ich muß Sie unterbrechen. Sie reden mit einem Eifer, aus dem ich schließen möchte, Sie wünschen einen „heiligen Krieg" gegen den Herrn von Küstner entzündet. Ich will Sie dabei nur auf einen kleinen Punkt aufmerksam machen. Das Theater ist bei uns einigermaaßen in's Freie gefallen. Die Theaterverwaltung darf in der Presse kritisirt werden, wie es gegen keine andere Verwaltungssphäre erlaubt ist. Herr von Küstner muß sich täglich sagen lassen, was ein anderer Verwaltungschef zu verhindern, zu unterdrücken wissen würde. Man übergiebt vielleicht das Theater gerade deßhalb einer ungehemmten Kritik, um diese Kritik andern Sphären zu entziehen. Das wäre eine Taktik, in deren Netz Sie mir zu fallen scheinen und unter der das Theater in seinem ganzen inneren Leben, nicht bloß mit seinem Chef leiden muß. Wenn Sie sich das recht überlegen, werden Sie dann noch einen „heiligen Krieg" gegen den Herrn von Küstner und seine Verwaltung billigen und gar selber darin die Musquete tragen mögen?

Der Andere. Sie gehen, was mich betrifft, wieder von einer vollkommenen falschen Voraussetzung aus. Wie allerdings dem großen Publikum das Theater nichts Weiteres ist, als ein leeres, möglichst grelles Amusement, so ist es auch für die große Menge der Journalisten nichts anderes, als ein hingeworfener Knochen, woran sie schmeichlerisch herumlecken oder ihre Hundezähne ausbeißen dürfen. So mag man es denn auch wohl oben hinauf als einen bequemen Blitzableiter be-

trachten. Sie sehen, welch einen traurigen, seiner unwürdigen Beruf das Theater heutzutage bekommen hat. Aber nicht für mich. Ich betrachte das Theater nicht als einen rothen Fetzen, gegen den mir mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß der Hahnenkamm schwellen darf, ich betrachte es nicht, als eine einzelne, lose Marionette, ich sehe das Theater und seinen Beruf in dem ganzen Organismus unseres Lebens. Und darnach beurtheile ich es. Ich beurtheile es nicht blos als Aesthetiker, sondern auch als Publicist, als Socialist, am allerwenigsten aber aus dem Standpunkte der gemeinen Theaterrecensenten. Wenn man dann wirklich das Theater preis giebt, um andere Sphären zu retten, so bin ich doch wahrlich nicht einer von denen, welche, wie Sie erst meinten, in das Netz dieser Taktik gefallen sind. Meine Auffassung des Theaters zerreißt diese Maschen. Mögen Sie nur bedenken, daß auch Börne Theaterkritiken geschrieben hat. Aber wie man über das Theater schreibt, das ist die Sache. Meine Theaterauffassung giebt mir das Recht und die Pflicht, an den Herrn von Küstner einen strengen Maaßstab zu legen. Ich muß dafür dem ganzen modernen Zeitbewußtsein gegenüber eine Verantwortlichkeit übernehmen.

Der Eine. Immer das Zeitbewußtsein! Und immer wieder das Zeitbewußtsein! Was wollen Sie eigentlich mit so einem weitbäuchigen, und aufgeblasenen Worte „Zeitbewußtsein" sagen? Ist denn bloß das ein Zeitbewußtsein, was sich in Ihrem Kopfe regt, und in dem weniger Anderer? Kann Herr v. Küstner mit dem, was er thut und was er nun einmal nicht thut, sich nicht auch auf das Zeitbewußtsein berufen und noch mehr, als Sie? Er beweiset Ihnen sein Zeitbewußtsein durch die vollen Häuser und den Applaus bei der Birchpfeiferei, durch die leeren bei Shakespeare und Göthe und bei den jungen Productionen Ihres neuen „dramatischen Lebens." Er beweiset Ihnen sein

Zeitbewußtsein an der Casse in runden Zahlen. Sie haben nur Worte, Ideen, unpractische Gedanken.

Der Andere. Man hat aber doch ganz eigene Mittel in Bewegung setzen müssen, um dieses triviale „Zeitbewußtsein" auf welches Herr von Küstner sich berufen kann erst in Geltung zu bringen.

Der Eine. Wie meinen Sie dieses?

Der Andere. Man hat allerlei intriguirt, um das Zeitbewußtsein des Herrn v. Küstner zu machen. Das Publikum kann auch schon früher abgestumpft gewesen sein gegen den dramatischen Genius, aber die Depravation desselben ist doch erst in neuerer Zeit durch eine verderbte Journalistik vollkommen gemacht worden und durch eine vollständig organisirte Claque! Die Claque ist in Berlin eine Thatsache geworden. Man kann sie alle Tage sehen und hören. Das Berliner Parterre ist durch die Organisation einer Claque auf den niedrigsten, auf den verwahrlosesten Standpunkt gebracht worden, auf dem ein Theaterpublikum irgendwie und irgendwo nur ankommen kann. Eine solche ästhetische und theatralische Verderbtheit, wie sich uns im Berliner Parterre zeigt, wäre aus dem Publikum selbst noch nicht hervorgegangen. Man hat sie erst machen, man hat sie erst mit einer vollständigen Taktik unterstützen und organisiren müssen. Und so hat sich denn allmälig das theatralische Zeitmisere in unserem Publikum breit gemacht, welches Sie mir gegenüberstellen. Es ist dem Publikum zum Theil aufgezwungen worden und da dem Publikum jede Unverschämtheit imponirt, so folgte es bald in seiner Blindheit und Geschmacklosigkeit den kühnen Stürmern und Tambourmajors. Damit war der Ruin des Geschmackes, der Kunst vollendet. Damit begann das Regime, unter dem wir gegenwärtig stehen, die Herrschaft der Claque, der Kabalisirung, die vollständigste Entwürdigung des Rufes, welchen das Berliner Hoftheater sich unter allen Umständen erhalten sollte und wel-

chen es jetzt ganz in die Schanze geschlagen hat. Das Parterre ist im Theater immer die wichtigste Position. Das Berliner Parterre wird von der Claque vollständig erdrückt und bevormundet. Es wimmelt dort von unreifen Burschen, von einem zweideutigen Gesindel, welches von seiner Hände Arbeit zu leben sucht, es drängt sich überall hervor und läßt gegen das unbefangene Publikum seine Brutalität auf die unverschämteste Weise hervorbrechen. Mit der Claque liebäugeln und manövriren bei uns die Darsteller und die Dichter, und nichts wird gethan, diesem frivolen Unwesen ein Ende zu machen. Die Claque steckt immer weiter und immer gründlicher an. Es ist sogar nicht mehr daran zu zweifeln, daß Schauspieler, die ich nicht nennen will, sich eine Privatclaque halten, welche strategisch in ihrem Dienste manövrirt und mit Hand und Mund die Privatinteressen ihrer Eitelkeit und ihres Eigensinnes vertritt. Kann unser Theater noch tiefer sinken? Und dabei ist diese Claque roh und lächerlich ungeschickt. Sie manövrirt, wie es scheint, nach vorher genau eingeholten Befehlen, sie versteht es nicht, den richtigen Moment zu benutzen und nach einer Anregung im Hintergrunde zu bleiben, sie befolgt nur die erhaltenen Winke und tritt gerade deshalb, weil sie zu dumm ist, auf das Unvorhergesehene, das Unerwartete, das Augenblickliche Rücksicht nehmen zu können, so oft in ihrer ganzen widerlichen Nacktheit, in ihrem ganzen rohen Mechanismus hervor. Das Herausrufen der Schauspieler ist bei uns dadurch beinahe ein Kinderspiel geworden und nur noch selten eine Ehre. Lorbeerkränze können bei uns zuweilen dieselbe Bedeutung wie faule Aepfel haben, und Theatertriumphe sind spottwohlfeil zu bekommen, wenn auch noch nicht ganz so billig, wie Heidelbeeren.

Der Eine. Aber was fällt Ihnen ein? Was hat denn die Claque, wenn sie wirklich so existiren sollte, wie Sie sie schildern, mit Herrn v. Küstner zu thun. Was kann

er für solche Ungezogenheiten? Sie werden in Ihren Behauptungen doch nicht so weit gehen, dem Intendanten eine Begünstigung und einen Schutz der Claque zuzuschreiben? Dagegen müßte ich durchaus protestiren, dessen ist Herr v. Küstner nicht fähig. So kann er seine Stellung niemals verkennen, so hat er es niemals gethan!

Der Andere. Wenn Herr v. Küstner die Claque auch nicht in der Weise schützt und begünstigt, wie er zum Theil journalistische Elemente begünstigt hat, die eben auch nicht anders, als Claque betrachtet werden können, so ist doch nichts geschehen, was diesem Unwesen einigermaaßen eine Schranke setzen würde. Unbekannt kann dem Intendanten die Existenz unserer Claque nicht geblieben sein. Er, der ein strenges Disciplinarverfahren gegen die darstellenden Bühnenmitglieder eingeführt hat, warum hat er sich nicht auch gegen den Verderb der Claque gewendet?

Der Eine. Aber wie sollte er das? Ich halte dies für eine vollständige Unmöglichkeit. Wie kann über all die geheimen Wege, welche die Claque geht, vom Intendanten eine nur irgendwie genügende Controlle ausgeübt werden? Nicht vom Intendanten, nicht von der Theaterleitung, sondern nur vom Publikum kann in dieser Beziehung etwas geschehen. Meinetwegen rufe man: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Claqueur!“

Der Andere. Allerdings ist das Publikum die Hauptmacht gegen jede Claque. Aber unser Theaterpublikum ist so erniedrigt, daß es sich nicht mehr gegen die Claque zu erheben vermag. Es ist ihr so ziemlich preisgegeben. Da man sich nicht bemüht hat, den Geschmack des Publikums auf das Richtige zu leiten, so ist das kein Wunder. Deshalb müssen auch von der Intendanz endlich Schritte gegen das immer mehr überhand nehmende Uebel der Claque geschehen. Sie möge das Publikum öffentlich vor der Claque warnen. Sie möge den Herausruf, der doch schon seinen

Werth verloren, beschränken. Sie möge förmliche Untersuchungen auf Claque, bei eclatanten Fällen, beginnen, das Resultat unparteiisch veröffentlichen und den Darsteller, der sich derselben erwiesener Maaßen bedient hat, strenge bestrafen. Dasselbe geschehe gegen die Theaterdichter. Das wäre doch etwas. Das zeigte doch einen entschiedenen Willen gegen das häßliche Uebel.

Der Eine. Man würde Ihre Vorschläge, betreffenden Ortes, wohl nicht ohne Grund als unpraktisch zurückweisen. Gegen die Claque helfen keine noch so strengen Verwaltungsmaaßregeln, sie hat Proteusnatur. Hier hilft nur der sittliche und der intellectuelle Charakter der Darsteller, daß sie sich eines so lächerlichen, unwürdigen Mittels nicht bedienen, des Publikums, daß es den Unfug immer energisch zurückweiset, wo er sich zeigen will.

Der Andere. Wenn das Publikum diesen Unfug nicht mehr zurückweisen kann, wenn seine sittliche, ästhetische und intellectuelle Theilnahme, seine freie Bethätigung im Theater vollständig gelähmt worden ist, wem haben wir die Schuld beizumessen?

Der Eine. Doch gewiß nicht dem Herrn v. Küstner! Ich denke vielmehr, diesem Publikum selber. Sie haben mir selbst im Laufe unseres Gespräches erklärt, daß es ein Unrecht sei, wenn man einen Einzelnen für den Verfall des Theaters verantwortlich machen wolle. Wenn Sie diesen Grundsatz nur auch anwenden wollten! Herr v. Küstner würde Ihnen bei allem, was er thut und unterläßt, dann in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Sie würden billiger sein. Sie fordern vom Theater eine sittliche, ästhetische und intellectuelle Erhebung des Publikums, und das Publikum selber will nichts davon wissen. Auf der wilden Jagd nach materiellen Zielen, dem Materialismus, dem Egoismus verkauft, politisch in Banden, sittlich ruinirt, ästhetisch ohne Grundsätze, intellectuell vollständig zerfahren, so kommt es in's

Theater, ohne Würde, ohne Neigung für den Genius der Kunst. Der Charakter des Publikums ist dem Großen der Kunst weit mehr feindselig, als günstig. Was ist da zu thun, wie ist da zu helfen? Kann eine Theaterleitung auch nur irgend einen Einfluß auf ein Publikum gewinnen, welches nichts anderes, als seine Erschlaffung, seinen rohen Sinnentrieb und seine Langeweile vor die Bühne bringt? Kann man es da nicht einer Theaterleitung verzeihen, wenn sie an ihrem Berufe selber verzweifelt und anstatt ein kräftiges Steuer zu führen, das Wrack hin und her auf den Wellen tanzen läßt, wie sie kommen, wie sie gehen? Sie können mir einwenden, daß die Berliner Bühne reich an Mitteln ist, welche zu Größerem verwendet werden können, als geboten wird, aber was diese Mittel gewähren, das wird auf der andern Seite wieder durch die Stellung der Bühne zu dem bestehenden politischen Regiment genommen. Hier sind ihr Fesseln angelegt. Was hilft es, wenn diese Fesseln wie Gold glänzen? Und lebt auf der Bühne etwa selber jener Geist, welcher den, der an ihrer Spitze steht, frisch anwehen und ihn ermuthigen könnte, selbst, dem politischen Zwange und der Verwahrlosung unseres Publikums gegenüber, die höchsten Ziele der Kunst im Auge zu behalten? Sehen Sie nach in der Welt unserer Schauspieler und Schauspielerinnen. Was werden Sie finden? Gleichgültigkeit gegen das, was sie sein und erstreben sollten, Untergang im Handwerk, in Cameraderieen, im geisttödtenden Schlendrian; statt des freien, künstlerischen Strebens höchstens eine Jagd nach Rollen und großen Pensionen. Wo ist hier das Material, aus dem ein Neues und Gewaltiges, aus dem ein volles Kunstleben hervorströmen könnte? Sie tadeln das Repertoir. Auch ich habe daran auszusetzen. Aber Herr v. Küstner wird Ihnen in Zahlen nachweisen, wie oft Shakespeare, Göthe, Schiller auf die Bühne gekommen sind. Und Sie wissen ja selber, daß heut zu Tage auch mit einem vollendeten Classicismus nicht so auf das Publikum gewirkt werden kann, wie die Bühne darauf wirken

sollte. Die Birchpfeifferei hat sich mächtiger erwiesen. Herr v. Küstner hat dem Publikum doch etwas bieten wollen. Er hat mit dem Rohen auf den rohen Sinn gewirkt. Ich will das nicht billigen, aber ich kann es erklärlich finden. Im preußischen Staate sind viele hohe Staatsposten jetzt schwierig geworden, aber, glauben Sie mir, keiner ist so schwierig als der eines General-Intendanten der Berliner Bühne.

Der Andere. Ich kann mir das all's sagen, was Sie anführen, und ich habe es häufig gesagt. Ich sehe die Unmöglichkeit ein, das Theater zu dem zu machen, unter den jetzigen Zuständen, was es, in absoluter Betrachtung, sein sollte. Aber wenn Sie beschönigend sagen: da die wahre, die ganze Bühne unmöglich sei, Hr. v. Küstner habe mit dem Rohen doch wenigstens auf den rohen Sinn gewirkt, so finde ich dafür, schon aus der privilegirten Stellung des Berliner Kunstinstitutes heraus, doch nicht die geringste Entschuldigung. Wir haben im Laufe unseres Gespräches wohl die Hauptpunkte berührt, welche ich der Bühnenleitung des Herrn v. Küstner zum Vorwurfe mache, erlassen Sie mir die Wiederholung derselben, sie resultiren in einer Sympathie für das Mittelmäßige und in einem hartnäckigen Schutze desselben. Von einer organischen Umgestaltung des ganzen Bühnenwesens muß ich, in Betracht aller der Umstände, welche Sie eben angeführt haben, unsern Intendanten freisprechen, von einem Bemühen für die Verbesserung der Theaterzustände kann ich es nicht. Reden Sie nicht von den Theatergesetzen. Es kann noch auf andere Weise etwas mehr gethan werden, als durch einen solchen, zum Theil kleinlichen Mechanismus, der selber nur den Verfall der Bühne andeutet. Immer ist die Berliner Bühne doch das erste deutsche Theaterinstitut, immer soll der, welcher an ihrer Spitze steht, doch das Beste zu leisten suchen, was unter unsern allgemeinen Lebensverhältnissen nur irgendwie geboten werden kann. Man darf der Geschmacklosigkeit nicht durch das Ge-

schmacklose entgegenkommen, das ist ein schlechter Ersatz für eine freiere Bewegung. Mit Muth und Entschlossenheit läßt sich auf dem schwierigen Terrain noch Vieles thun; selbst auf Trümmern können noch Früchte reifen. Ich mache, Sie wissen es, unserer Theaterleitung keinen allzu großen Vorwurf daraus, daß sie das sogenannte „moderne, dramatische Bewußtsein" nicht an die Spitze ihres Bestrebens gestellt hat, wohl aber daraus, daß sie selbst aus dem Kreise gewichen ist, welchen ich als den Kreis der abstrakten Bühnenkunst bezeichnete, und bloß, um triviale Produktionen der Gegenwart zu begünstigen, welche die Bühne und den Geschmack nur noch tiefer erniedrigen. Ich bleibe dabei, so lange nichts Größeres aus allgemeinen Gründen möglich ist, wird ein feiner, geschmackvoller Kunsteclecticismus der Berliner Bühne immer würdiger sein, als eine geschmacklose Massenbefriedigung. Ich mache dem Herrn v. Küstner daraus keinen Vorwurf, daß das Ensemble nicht die Ansprüche an einen vollendeten, geschlossenen Kunstkreis befriedigt, wohl aber daraus, daß es vernachlässigt wurde, wo es, bei einem anderen Systeme, hätte gehoben werden können. Doch wozu noch der Einzelnheiten, der Wiederholungen? Sie kennen das Urtheil, welches ich mir von der Bühnenleitung des jetzigen Intendanten, ohne seiner Person zu nahe treten zu wollen, allmälig habe bilden müssen. Bisjetzt hat mir noch nichts bewiesen, daß ich sie falsch kritisire. Wenn Sie mir vorwerfen, daß ich an die Bühne einen zu allgemeinen Maaßstab lege, so ist das auch nicht gegründet. Einen größeren Maaßstab lege ich an die dramatische Literatur für sich, an die Theaterkritik. Für ein so complicirtes Institut, wie die Bühne selber, weiß ich aber wohl auf bestehende, momentan nicht zu umgehende Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, jedoch selbst von diesem Standpunkte aus, habe ich mich nicht mit unserer jetzigen Bühnenleitung fromm und behaglich abfinden können. Mundus vult decipi, ergo decipiatur, sollte wenigstens nicht bei ihr als Wahlspruch anerkannt werden.

Der Eine. Und wenn Herr v. Küstner nicht Intendant bliebe? Wenn ein Anderer an seiner Stelle stände, etwa wieder ein Hofcavalier. Was dann?

Der Andere. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Was man auf der einen Seite gewinnen könnte, würde man auf der anderen vielleicht doppelt verlieren. Daß Hr. v. Küstner nicht blos den Hof, daß er auch das Publikum als einen Faktor des Institutes berücksichtigt, wollte ich gerne anerkennen, hätte er nur nicht eine rohe Massenbefriedigung zu seinem Principe gemacht. Daß er die Interessen der dramatischen Dichter anerkannte, will ich gerne billigen, obgleich die Tantième eigentlich nur noch der Madame Birchpfeiffer zu Gute gekommen ist. Daß die Theatercensur unter ihm freier geworden, als in den Händen eines überaus rücksichtsvollen Hofmannes, auch das will ich erwägen. Kurz und gut, es handelt sich überhaupt nicht, wie ich schon einmal sagte, um den Sturz und die Haltung von Personen, sondern nur um den Sturz und den Sieg von Principien und Institutionen.

Dritte Scene.

(In der Wohnung des Anderen.)

Der Eine. Guten Tag, mein Bester, ich bringe Ihnen Ihren Rötscher zurück.

Der Andere. Sie haben ihn durchgelesen?

Der Eine. Vollständig.

Der Andere. Nun, und welchen Eindruck hat dieses Buch auf Sie gemacht?

Der Eine. Offen gesagt: Ich bin mit mir nicht im Reinen.

Der Andere. Sie gehören auch zu den Verehrern des Mannes, der in Bromberg, wo er Schulmeister sein

sollte, den Dramaturg spielte und hier, wo er Dramaturg sein soll, den Schulmeister nicht vergessen kann.

Der Eine. Wenigstens bin ich schon auf dem Wege, irre zu werden. Einzelne Theaterkritiken haben mich dem Herrn Rötscher bedeutend entfremdet. Und wenn der erste Band der „Kunst der dramatischen Darstellung" auf mich einen günstigen Eindruck gemacht hat, so bin ich doch in diesem neuen mit Vielem in Widerspruch. Der Aufsatz über das Verhältniß der Poesie zur Geschichte z. B. erschien mir wie ein Chaos, voller Widersprüche, ohne eine leitende Grundidee.

Der Andere. Sie haben da nicht unrecht gesehen. Poesie! Geschichte! und nun gar das Verhältniß der Poesie zur Geschichte! Das sind Punkte, von denen Eure Schulphilosophie sich nichts träumen läßt. Aber was thut man? Man bringt Citate aus Aristoteles, Lessing, Göthe u. s. w. und weiß, daß man dadurch, so wie durch eine blendende Terminologie, den großen Haufen vollständig täuschen kann.

Der Eine. So oft wir auf den Herrn Rötscher zu sprechen kamen, traf ich bei Ihnen auf eine entschiedene Opposition gegen die Bestrebungen und Principien dieses Mannes. Ich kann Ihnen zum Theil nicht Unrecht geben, aber oft gehen Sie doch auch zu weit. Herr Rötscher hat doch immer eine wissenschaftliche Bedeutung. Die Bühne, das Theater, die Charakterdarstellung sind ihm, durch seine Untersuchungen, zu manchem Danke verpflichtet.

Der Andere. Schöne Worte! Wenn die Menge längst weiß, daß 2 mal 2 = 4 ist, Sie es ihr aber durch allerlei Hin und Her sogenannter Weise gründlich beweisen, so haben Sie eine wissenschaftliche Bedeutung, beweisen Sie aber gar, daß 2 mal 2 = 5 ist, dann steigt Ihr wissenschaftlicher Ruf bis in's Ungeheure. Aehnliches ist es mit Rötscher. Ich frage Sie nach seinen eigenen Gedanken, nach seinem Eigenen, nach dem ihm Ursprünglichen? Waschen

Sie nur die Hegelsche Lacksauce ab und Sie werden nichts finden, was nicht schon lange dagewesen. Wie in manchen anderen Beziehungen, sind wir auch in der Dramaturgie wieder hinter das vorige Jahrhundert zurückgegangen. Denn was ist es anderes, als ein großer Rückschritt, daß, nachdem Lessing Dramaturgie geschrieben, Rötscher mit dem, was er gethan, heutzutage Bedeutung gewinnen kann?

Der Eine. Aber Lessing hat nur einzelne feine Bemerkungen hingestreut und er wurde am Ende doch gar zu philologisch! Rötscher hat es zum ersten Male versucht, ein wissenschaftliches System der darstellenden Kunst aufzubauen, wo eins aus dem andern folgt.

Der Andere. D. h. wo Phrase die Phrase verdrängt. Daß in der „Kunst der dramatischen Darstellung" übrigens viel Gutes ist, will ich nicht leugnen; es fragt sich nur, ob das Gesagte etwas Neues und ob die Form der Behandlung eine richtige ist. Zuerst das Neue. Herr Rötscher wird die, welche die dramaturgische Literatur kennen, nicht weiß machen wollen, daß er erst die darstellende Kunst entdeckt habe. Sie war da, ehe er gepredigt hatte, sowohl in der Theorie, als in der Praxis. Regeln, welche das Theater längst kannte und anwandte, Grundsätze, Principien, welche längst discutirt und ausgesprochen waren, hat er in die Hegelsche Terminologie übersetzt und kategorisch verbunden. So entstand die Kunst der dramatischen Darstellung, durch welche er Vielen als ein Entdecker gilt. Wenn Sie sehen wollen, wie wenig Neues Herr Rötscher gesagt hat, so will ich Sie nicht auf die Heroen unserer Literatur verweisen, sondern auf ein ganz unscheinbares Büchelchen, welches nur wenige kennen. Verschaffen Sie sich einmal „Thürnagel's Theorie der Schauspielkunst," längst vor Rötscher geschrieben. Lesen Sie das mit unbefangenem Ernste und vergleichen Sie es mit Rötscher. Sie werden finden, daß Thürnagel schon eine Theorie hatte, ehe Rötscher davon redete, aber

freilich stellte er seine „Theorie der Schauspielkunst“ als ein praktischer Schauspieler in schlicht ausgesprochenen Grundsätzen und in klaren Regeln und nicht in dem Dunste schulphilosophischer Phrasen hin, welche am allerwenigsten da etwas nützen und gar lehren können, wo es nicht auf die Methaphysik der Kunst, sondern auf ihren sinnlichen Ausdruck ankommen muß. Ja, ja, mein Bester, vergleichen Sie den bescheidenen Thürnagel mit Rötscher. Da haben Sie den Ursprung von Vielem, womit unser Dramaturg als etwas ganz Neuem blendet. Sie können die Aehnlichkeit durch die ganze Construction, durch die einzelnen Säze verfolgen. Nur ist der gesunde Menschenverstand durch Rötscher in eine schulphilosophische Glanzwichse aufgelöst worden. Das ist das ganze Kunststück. Das ist die große Entdeckung der „dramatischen Darstellung.„

Der Eine. Ich kenne allerdings den Thürnagel nicht, auf welchen Sie sich berufen, aber ich sollte doch meinen, daß selbst die Art und Weise, wie bekannte Gedanken neu ausgesprochen und in ein System gebracht werden, als Verdienst gelten könnte.

Der Andere. Worauf ist die „Kunst der dramatischen Darstellung“ besonders berechnet? Auf den darstellenden Künstler! Nicht wahr? Ist es aber ein Verdienst, an den darstellenden Künstler mit einer Hegel'schen Metaphysik heranzutreten, wo alle Grundbegriffe fehlen für eine solche Doctrin? Ist es überhaupt ein Verdienst, einen so lebevollen Proceß, wie den der dramatischen Darstellung, in die todte Methode einer Schulphilosophie hinein zu treiben und oft den Geist herauszujagen, ehe man den Mechanismus in Bewegung setzt? Ich will darauf wetten, keiner unserer darstellenden Künstler, mögen sie auch mit noch so viel Respect von dem Herrn Rötscher sprechen, weil sie der Schein der Wissenschaft blendet, hat noch das Allergeringste von diesem Manne lernen können. Sein ganzer Kram, seine ganze Untersuchung läuft eben blos auf die Form der Kunst hinaus. Er hat nichts von ihrem schöpferischen Gehalt

verstanden und sein bloßer Formalismus wird ihn immer mit den Elementen in Widerspruch setzen, welche sich von dem tief inneren Leben der Kunst bewegen lassen wollen. Wo er den Gehalt der Kunst und der Poesie sucht, läuft er umher mit einer blöden Nachtlampe und construirt in die Kunst philosophische, abstrakte Kategorieen hinein, Kategorieen dazu, welche von dem fortlaufenden philosophischen Proceß der Gegenwart schon wieder gestürzt worden sind; reaktionäre Kategorieen, Kategorieen eines verknöcherten, entmarkten Althegelthums. Gott bewahre die arme Kunst und die armen Künstler! Die sind schon häufig genug an's Kreuz geschlagen worden. Nun auch noch solche Marter!

Der Eine. Die Untersuchungen, welche Herr Rötscher über dramatische Charaktere angestellt hat, haben doch mannigfach genützt und gefördert. Er hat damit, und mit Scharfsinn, ein ganz neues Gebiet betreten.

Der Andere. Sie haben genützt, ganz gut; sie haben angeregt. Aber nur die Anregung ist ihr Nutzen und die Nothwendigkeit einer Opposition gegen die falschen Standpunkte des Herrn Rötscher ist damit verbunden. Die Idee und immer die Idee! Die Sittlichkeit und immer und ewig die Sittlichkeit, das heißt, die Kategorie der Sittlichkeit. Durch diese Schablonen der Schulphilosophie sind alle Charakteristiken gestrichen. Wo Herr Rötscher, trotz seiner schulphilosophischen Conjekturen, das Richtige trifft, ist man ihm oft lange in der Entwicklung des Charakters vorangegangen. Wo er allein steht, leert er seinen ganzen Hegel'schen Schnappsack und verliert sich geradewegs in's Groteske. Die Poesie und die Aesthetik sind durch das Hegelthum wenig gefördert worden. Sie können mir Vischer in Tübingen nennen! Allerdings. Vischer erfreut durch seine derbe, concrete, saftige Auffassung des Kunstschönen, durch seine sinnige Vertiefung in das schöpferische Element der Kunst und der Poesie. Allein das geschieht bei ihm auch nur trotz seines Hegel-

thums, in Folge seines besonderen Naturells. Wenn er als Hegelianer eine Metaphysik der Aesthetik in dicken Bänden schreibt, wird er ganz ungenießbar. Rötscher hat nichts von der sinnigen Weise Vischer's. Ihm ist der Formalismus, die Idee, die Kunst von der formalen Seite Alles. Noch unerträglicher ist allerdings der Herr Stahr in Oldenburg geworden. Der Mann ist im Stande, Ihnen den schönsten Corregio zu einem fadenscheinigen Lumpen zu verwaschen. Und mit seinem bloßen Formalismus sucht nun Rötscher die Kunst zu construiren! Er ist da nicht einmal Hegelianer im vollen Sinne des Worts. Denn der große Philosoph Hegel hat keinen Theil seines ungeheuren Systemes so lebevoll und so schulsystemlos gehalten, als eben seine Aesthetik. Er hat hier die Berechtigung des Lebens vollkommen anerkannt; aber Herr Rötscher hat sich eifrig bemüht, alles in die Monotonie der Hegel'schen Form hineinzubringen. Kann Herr Rötscher den Seelenschwung eines Dichters auf diese Weise erfassen? Kann er die Unmittelbarkeit, die selbsteigene Natur der Charaktere finden? Im Gegentheil, er macht sich das Kunstwerk und die Charaktere immer erst mit seiner blöden „Idee" zurecht. Er bringt es nicht einmal zu der ästhetischen Selbstbefriedigung, in welcher sich unsere Romantiker gefallen. Ihm ist immer die Idee ein reiner, absoluter Selbstzweck, und diese Idee ist nichts als Form.

So ist ihm denn auch jede Ahnung von der eigentlichen Bedeutung der dramatischen Poesie eine fremde geblieben. Er hat es nie empfunden und gedacht, daß die Idee und die ästhetische Befriedigung in eine weit höhere Zweckdienlichkeit aufgehen müssen, in die bewegenden Elemente der Zeit, der Geschichte, in gestaltungsvolle Bilder, welche das Volks- und das Menschenbewußtsein verklären, in die Mahnungen der Zukunft. Immer ruft er die Idee und hat nur die Schaale der Idee, immer mißt er mit der Kategorie der Sittlichkeit, welche bei ihm zur kunstvollen Phrase geworden, und kann doch die tiefe, sittliche Natur der dramatischen

Darstellung und Literatur nirgend begreifen. Er ist als Aesthetiker durchaus theologisch. Und dieser Mann bemüht sich jetzt, in Berlin den Dramaturgen zu spielen. Auch darin finde ich eine Lähmung unserer dramatischen Gegenwart und Zukunft.

Der Eine. Sie haben zum Theil meinen eigenen Gedanken Worte gegeben. Auch ich kann mich über die Unfruchtbarkeit Rötscher's nicht mehr täuschen. Wenn Sie aber in Rötscher's Stellung als Theaterkritiker in der Spener'schen Zeitung sogar eine Lähmung unserer dramatischen Gegenwart suchen, so gehen Sie jedenfalls etwas zu weit. Sie vergessen die Depravation, in welcher sich die Berliner Theaterkritik im Allgemeinen befindet. Es war immer ein Vortheil, einen Mann in dieselbe eintreten zu sehen, dem man wissenschaftliche Bildung, Kenntnisse und einen ernsten Willen nicht absprechen kann.

Der Andere. Ich meine, daß Herr Rötscher als Theaterkritiker in Berlin schon vollkommen Schiffbruch gelitten hat. Es ist noch etwas anderes, lange, lange Abhandlungen spinnen und schlagfertige, scharfsinnige Theaterkritiken schreiben. Aber Herr Rötscher hat sich uns in seinen Theaterkritiken, in allen seinen Inconsequenzen dargestellt. Er, der sich in seinen Büchern so gerne als dramaturgischer Heiland zeigen mochte, hat sich als Tagesschriftsteller nicht gescheut, ein Vertreter des herrschenden Theatersystemes zu werden und die Birchpfeifferei in einem ihrer elendesten Machwerke, in der „Anna von Oesterreich" anzuerkennen. So weit ist er herabgestiegen! Dagegen hat er sich mehr als einmal bemüht, die Bewegungen einer modernen dramatischen Literatur als Phrasen darzustellen und statt ruhiger Untersuchungen eine Animosität hervortreten lassen, welche man nur bei den kleinen Theatermarodeurs gewöhnlich findet. In Widersprüche mit dem, was er in seinen Schriften behauptete, ist er häufig hineingerathen und er bewies dadurch, wenn

auch nicht einen bösen Willen, doch eine Unsicherheit, die allmälig Bedenken erregen mußte. Sein praktischer Theaterblick zeigte sich so gering, wenn wir nicht an persönliche Einflüsse denken wollen, daß er uns eine Schauspielerin anpries, die sich nachher als eine solche Unbedeutendheit herausstellte, daß er bald sein eigenes Urtheil zurücknehmen mußte. Er zeigte sich strenge, wo er es in guter Ruhe sein konnte, nachsichtig, wo sich Rücksichten geltend machen konnten. Alles das hebt, meine ich, seine sonstigen Befähigungen vollkommen auf und ist der Würde einer wissenschaftlichen Theaterkritik durchaus unangemessen. Alles das bemerken wir auch an der kleinen Theaterrecensenten-Misere. Habe ich deshalb Unrecht, wenn ich nun, gestützt auf solche Thatsachen, Rötscher's Stellung als Theaterkritiker nur als Lähmung unserer dramatischen Gegenwart und Zukunft betrachte? Es giebt bei uns einen Augiasstall zu misten, nicht geringer, wie den, welchen Lessing gemistet hat. Aber Rötscher hat nichts von einem Lessing. Die Theaterkritik ist durch ihn nicht auf eine höhere Stufe gehoben worden, sie erhielt freilich durch ihn den Schein der Wissenschaftlichkeit und mitunter auch wirkliche Wissenschaft, aber ihre alten Schmutzflecken sind durch Rötscher nicht ausgemerzt worden. Er accommodirte sich dem Alten.

Der Eine. Immer lieber sind mir aber doch seine Kritiken, als diejenigen, welche ich in der Vossischen Zeitung finde. Wer schreibt doch dieselben?

Der Andere. Der Professor Gubitz, ein alter Mann mit einem schneeweißen Kopfe und einem ehrwürdigen, feinen Gesichte. Er steht tief unter Rötscher und ist nichts als ein Routinier. Seine Kritiken erklären sich sehr oft nur durch Altersschwäche oder durch charakterloses Rücksichtnehmen auf persönliche Verhältnisse und Interessen. Es ist ihm überhaupt die Competenz und das Recht zu bestreiten, heutzutage noch vor einer Stadt, wie Berlin, und in dem

wichtigsten, gelesensten Organe dieser Stadt, als Theaterkritiker aufzutreten und eine beinahe unumschränkte Machtvollkommenheit zu üben. Herr Professor Gubitz hat durch seine Theaterkritiken keine geringe Schuld an dem Verfalle unserer Bühne auf sich geladen. Er wurzelt mit allen seinen Kunstansichten in einer durchaus verblichenen und verschossenen Zeit. Er ist morose geworden und steht den Bewegungen und Principien der Gegenwart durchaus fremd, gleichgültig, ja selbst feindselig gegenüber. Er kennt die Gegenwart nicht mehr, er versteht nicht die Bedürfnisse der Zukunft. Er kritisirt Stücke und Darsteller allzu oft nach eingewurzelten Kunstvorurtheilen, denn das ist heutzutage sehr oft zu einem Vorurtheile zusammengeschrumpft, was früher einmal als richtiger Grundsatz gegolten haben mag. Und dazu entblödet er sich nicht, ganz wie ein Trompeter vor die Reiterbude herauszutreten und zu rufen: „Nur heran, meine Herrschaften! Hier werden Sie sehen alle die Herrlichkeiten u. s. w.“ An dem Herrn Ludwig Rellstab, dieser großen Berliner Philistermacht, hat er einen würdigen Zeitungscollegen gefunden. —

Der Eine. Wissen Sie schon, daß gegen den Herrn Rellstab jüngst eine Brochüre erschienen ist? Sie soll diesen Kritiker der Vossischen Zeitung arg beleuchten.

Der Eine. Was hilft das? Dem Berlinerthume ist nicht beizukommen, so lange das Monopolwesen unserer Zeitungen existirt. Dieses Monopolwesen schließt alle tüchtigen Kräfte aus und macht die Mittelmäßigkeiten zu Heroen. Schlagen Sie den Herrn Rellstab heute Abend kritisch todt, er erscheint morgen früh doch wieder in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und pocht auf die ungeheure Abonnentenzahl der privilegirten Vossischen Zeitung. Was ist da zu machen? Ich bin kein Musikkenner; aber die Charlatanerie des Herrn Rellstab kann wohl Niemanden in Zweifel lassen, der über-

haupt nur ein gesundes Auge hat. Die kleine Brochüre des Herrn Kossack*) zerrupft die Autorität des Herrn Rellstab vortrefflich, aber unser Berlinerthum nimmt auch einen ausgerupften Hahn für einen Menschen und Kritiker, wenn er eben nur in der Vossischen Zeitung erscheint. Darauf stützt sich Rellstab's ganze unangreifbare Macht. Muß nicht Kossack selber sagen, nachdem er Rellstab's Unwissenheit und Inconsequenz auf den verschiedensten Gebieten, am meisten natürlich auf dem musikalischen, mit einem wissenschaftlichen Ernste und mit viel zu viel Gleichmuth nachgewiesen hat, — ich habe die Brochüre gerade zur Hand, — lesen wir den Schluß:

„Wir bewundern diese Popularität, aber nicht die Mittel, wie sie erreicht worden und wie sie erhalten wird. Eine Menge von Lesern ist entzückt, ihr eigenes Urtheil selten höher, als einen Grad gesteigert, in diesen Recensionen wieder zu finden. Es gewährt Tausenden eine unendliche Befriedigung, ihre kunstlosen Ansichten, um ein Geringes idealisirt und mit einem Scheine ästhetischer Begründung, in der behaglichen Stimmnng des Morgens beim Kaffee zu lesen. Warum sollte der brave Berliner Hausvater oder das freundliche Töchterchen sich gleich mit dem Lieblingskritiker überwerfen, wenn seine Sätze zuweilen dunkler, als die Sprüche der Pythia sind, wenn er z. B. Physharmonika, auf gut Deutsch Blaseharmonika, Fisharmonika schreibt und ihren Namen aus der Tonart Fis herleitet (wie jener Viceunterofficier sich Fitz-Unterotfiecier schrieb), wenn er in der Malerei für Carnation nicht nur Fleischcarnation, sondern sogar Fleischincarnation schreibt, wenn er von einer Sängerin sagt, sie schaffe aus dem Nichts, aus dem weniger als Nichts, aus der Negation. Er bleibt ihnen ewig theuer; denn er denkt, er schreibt für sie, — wenigstens hat er über alles geschrieben.“

---

*) Aphorismen über Rellstab's Kunstkritik. Von L. Ernst Kossack. Berlin, Verlag von Eßlinger, 1846.

„Dies Anschmiegen an weit verbreitete, mittelmäßige Fähigkeiten, an Lokalneigungen, dies Applaniren des Ungemeinen in der Kunst, dies behäbige sich Gehenlassen vor dem Publikum, dieser gründliche Mangel an aller Originalität, diese Tretmühle einer leicht verständlichen Phraseologie, im Gegensatz mit den geheimnißvollen Schauern seiner esoterischen Philosophie, endlich die Macht der aschgrauen Gewohnheit, üben einen magischen Reiz auf die Legion seiner Verehrer aus."

„Wir wollen die Zahl derselben nicht verringern. Es wird uns nicht gelingen, selbst wenn wir darnach strebten. Wir haben diese wenigen Blätter nur denen geschrieben, die gleich uns die Kunst, wie die Welt, für einen großen Organismus halten, an dessen Entwicklung wir bewußt und unbewußt weiter arbeiten, ja vorwärts kämpfen, wenn veraltete Ansichten das junge Leben zu vernachlässigen oder zu unterdrücken drohen."

Da haben wir's! Ist das nicht eine schöne Wirthschaft? Der Besserwissende muß dem Charlatan, der Wissenschaftliche dem Unwissenden gegenüber von vorneherein bekennen, daß er seine Autorität nicht stürzen kann, daß er also eine machtlose Opposition führen muß. Warum? Weil die Arroganz und die Unwissenheit privilegirt sind, täglich vor Berlin drucken zu lassen, was ihnen einfällt. Hätte man etwas dagegen zu sagen, so müßte man theure Insertionskosten bezahlen und dabei noch sehr bescheiden sein. Das ist der Zustand unserer monopolisirten Berliner Journale, welche alles dem Privategoismus, der Privatspekulation unterwerfen, welche eine freie Discussion, die gesunde Vernunft unmöglicher machen, als die Censur, welche die tiefste Entartung und Geschmacklosigkeit des Publikums auf jede Weise begünstigen und zu ihrem Zwecke erheben. Auf diesem faulen Boden steht auch der thönerne Götze Berlins, der Herr Ludwig Rellstab.

Der Eine. Allerdings ein trauriger Zustand.

Der Andere. Wenden wir das Gesagte auf die Bühne an, was folgt daraus? Daß die Berliner Preßverhältnisse eine Reorganisation der Bühne, vor allen Dingen in Beziehung auf die Geschmacksrichtung des Publikums, noch weit unmöglicher machen, als die allerschlechteste Theaterverwaltung. Der Eine catechisirt, wie ein Schulmeister, der Andere sehnt sich nach der Vergangenheit und steht dem gegenwärtigen Leben fremd, der Dritte, der musikalische Heroe, ist vollends ein literarischer Charlatan. Das ist das Triumvirat, durch deren Kritiken sich unser Publikum über die Bühne unterrichten soll. Was kümmert es uns, wenn man sagt, daß es in Wien noch weit schlimmer beschaffen sei? Berlin wird sich nicht mit Wien vergleichen wollen. Berlin ist einmal vorzugsweise die Stadt der Kritik. Und wenn hier nicht einmal die Theaterkritik eine gründliche, entschiedene, wahre ist, was kann hier dann noch vor dem Publikum kritisirt werden? Glauben Sie mir: auf unsere Presse fällt, bei unserer Bühnenverwahrlosung, eine weit größere Schuld, als auf eine Person, wie Herrn v. Küstner. Ist es ein Wunder, daß sich bei solchen Preßzuständen die intelligenten Kreise unserer Hauptstadt immer mehr von einer Theilnahme an der Bühne abgewendet haben und für das Theater nur die vornehme Langeweile und der rohe Haufe und, zwischen beiden, die Claque übrig geblieben ist? Es gab eine Zeit, als unsere dramatische Literatur die Partie honteuse unseres Lebens war; mag dieses auch nicht mehr der Fall sein, das Theater ist eine partie honteuse unseres Lebens geblieben. Und ich sehe noch nichts gethan, was hier eine Aenderung hervorbringen könnte.

Der Eine. Sagen Sie das wieder in Beziehung auf unser Theater, auf unseren Intendanten, auf unser Publikum, unsere Kritik, unsere besonderen Berliner Verhältnisse?

Der Andere. Wie Sie es nehmen. Es soll aber

auch im Allgemeinen gelten. Eben weil der Bühne in Berlin noch die meisten Mittel zu Gebote stehen, weil sie hier noch am meisten schimmern und glänzen kann, zeigt sich hier auch am deutlichsten ihre beklagenswerthe Unfähigkeit. Der Tadel, welchen ich gegen Herrn v. Küstner aussprach, war großentheils nur relativ ausgesprochen. Ich tadelte, daß Herr v. Küstner nicht einmal das zu leisten bemüht ist, was die Berliner Bühne unter ihren besonderen, eximirten Verhältnissen noch immer zu leisten im Stande wäre. Darüber, ob diese besonderen Verhältnisse überhaupt im Stande sind, den Weg zu neuen Fortschritten anzubahnen, habe ich kein Wort gesagt. Und doch ist dieser Punkt ein sehr wesentlicher. Wo die Brücke zwischen den Forderungen unseres Bewußtseins und unseren Leistungen in der Wirklichkeit so gänzlich fehlt, wo die Freiheit des Gedankens fortwährend an dem Despotismus des Bestehenden scheitert, wo sich der Anflug zur That fortwährend zu Nergeleien verkrümelt, wo der ästhetischen Schulweisheit mit ihren aufgepauschten Kategorieen die rohe Empirie unserer „Künstler" fortwährend mit dem Anspruche des Genies entgegentritt, mit einem Wort, wo sich Ohnmacht und Lüge, wie anderer Gebiete, so auch der Kunst bemächtigt haben, welch' ein naiver Traum ist es da, unter diesen Zuständen und so lange die Motive derselben noch nicht vernichtet sind, an einen großartigen Aufschwung unserer Bühne und unserer dramatischen Literatur glauben zu wollen? Ich glaube nicht, wie der pedantische Herr Gervinus, daß mit Schiller und Göthe unsere Nationalliteratur erfüllt ist, aber ich glaube, es werden erst Stürme, herbstliche Stürme durch die Wipfel unseres Nationallebens fahren und manchen alten, ausgehöhlten Ast brechen müssen, ehe für die Kunst ein neuer Frühling beginnen kann, ehe wir es wieder zu einer glücklichen Uebereinstimmung des allgemeinen Bewußtseins mit den Gestaltungen der Kunst zu bringen vermögen.

Der Eine. Aber wie? Möchten Sie denn den Schauspielern zurufen: „Werft euren bunten Flitter bei Seite und lernt ein Handwerk!“ Den Dichtern: „Hört auf zu dichten!“ Dem Publikum: „Vergiß ganz und gar das Theater!“ Mir scheint, Sie gerathen so in einen Barbarismus und nur der schmutzige, schon überstarke Materialismus unserer Tage würde daran seine Freude haben.

Der Andere. Nein. Dieses liegt mir nicht im Sinne. Es wäre lächerlich, wenn man der Geschichte der Kunst vorschreiben wollte, hier höre auf und hier fange wieder an. Sie wird und muß ihren Proceß, wie alles andere, vollenden. Wo, in der Ungunst unserer Zeiten, ein künstlerisches oder dichterisches Talent sich mühsam hervorhebt, da möge man es freudig begrüßen, da möge die Kritik nicht den blasirten Schulmeister spielen, da möge die Theaterverwaltung nicht mißliebig, widerspenstig, reactionär verfahren. Darauf gründet sich ja meine Opposition gegen den Herrn v. Küstner, daß er dieses thut, nicht darauf, daß er die Grundbedingungen, welche zu einem neuen, großartigen Kunstleben nothwendig sind, nicht wie durch ein Zauberspiel herbeiführen konnte.

Der Eine. Es freut mich, daß Sie doch nicht zu denen gehören, welche heutzutage unter uns umhergehen und für alles, was die Bühne und die moderne dramatische Literatur betrifft, nur ein spöttisches Lächeln, ein verächtliches Achselzucken haben. Die Zahl dieser Leute wird immer größer unter uns. Sie bemühen sich ordentlich, das bischen Leben, was noch auf unsern Brettern gaukelt und den kurzathmigen Anflug, den unsere dramatische Literatur in der neuesten Zeit genommen, mit der Gorgo ihrer allgemeinen Grundsätze eisig zu erstarren. Diese Leute scheinen mir die gefährlichsten für die Bühne zu sein.

Der Andere. Nicht die gefährlichsten, lieber Freund, denn sie haben im Grunde recht. In ihrem Grundsatze, daß

der Charakter unserer Zeit dem vollen Kunstleben und der vollendeten Kunstbefriedigung widerstrebe, stimme ich ihnen schon bei; aber nicht in der Consequenz, die sie daraus ziehen. Sie sagen: „Schließt euer Theater, was wollt ihr noch mit der vergoldeten Rumpelkammer!“ Das ist wie ein Schulmeister gesprochen, der die Geschichte machen und reguliren will. Aber sie haben doch die Zukunft im Auge und wollen nicht, wie andere mächtige Parteien, Parteien vom entschiedensten Einfluß, unser Theater ganz und gar in die Vergangenheit, auf die gelehrte Literar-Historie zurückwenden. Das sind die Gefährlichen. Wenn Herr v. Küstner nicht mit seinem entschiedenen Mittelmäßigkeits-Systeme, mit seiner Iffländerei und Birchpfeifferei regierte, sie würden den Ausschlag gegeben haben. Eine große Menge unter uns, welche sich hoch gebildet dünkt und über das Theater zu Gericht sitzt, redet alle Tage, wenn sie den Theaterzettel zu Gesichte bekommt, von Schiller und Göthe, welche auch wir fordern, aber nicht, wie sie, als das Höchste, welches von der dramatischen Poesie je geleistet werden mag, während andere, unsere Romantiker, nur auf Shakespeare pochen und eine Shakespear'sche Geheimweisheit lehren. Beide verhalten sich durch und durch feindlich und widerstrebend gegen die Fortschritte der Bühne und der dramatischen Literatur. Beide sind zwar in Widerspruch mit dem Systeme, welches von Herrn v. Küstner befolgt wird, aber keineswegs wollen sie dem Leben, der Gegenwart, der Zukunft ein Recht auf die Bühne einräumen. Ist es aber nicht eine Kinderei, von absoluten Dichtern zu reden, an welche das Publikum etwa ebenso wie an den Papst oder an die Augsburgische Confession glauben soll?

Der Eine. Aber nicht Alle, die auf Schiller und Göthe pochen, halten diese für absolute Dichter. Sie meinen nur, daß die dramatische Literatur Deutschlands nichts Besseres hervorbringen könne, als das, was von diesen ge-

boten sei. Deshalb müsse das Repertoir von Schiller und Göthe beherrscht werden.

Der Andere. Nur? Sie meinen nur? Großer Gott, welch' ein absprechendes Urtheil über den Geist und das Leben unserer Nation. Also Schiller und Göthe leisten nicht das Vollendete, was der dramatische Genius leisten kann? Aber für die deutsche Nation sollen sie doch das Höchste sein, denn diese ist impotent, etwas Vollkommeneres zu leisten? Spricht sich hier nicht die ignoranteste Verzweiflung an der Zukunft aus? Kann die Verachtung für das Leben noch höher getrieben werden? Freilich ist es oft nur die laxe Gewohnheit, der diese Leute nachgehen, ohne zu wissen, was sie wollen, und die Nothwendigkeit, sich überall einer Autorität unterzuordnen, aber diese Ansicht wagt sich in Berlin auch kritisch in einer steten Klage über den Verfall des Classicismus hervor. Daß Schiller und Göthe bis jetzt auf der Spitze unserer dramatischen Nationalliteratur stehen und vom ganzen Volke in dieser Stellung anerkannt werden, soll nicht geläugnet werden. Deshalb hat unsere Bühne allerdings größere Verpflichtungen gegen Productionen derselben, als zum Theil erfüllt werden. Aber gegen ein von Schiller und Göthe despotisch beherrschtes Repertoir müßte man sich eben so gut erklären, wie gegen die Birchpfeifferei des Herrn v. Küstner.

Der Eine. Keine dramatischen Dichter haben indeß beim Publikum eine solche Verehrung gefunden, wie Schiller und Göthe. Alles Spätere blieb hinter ihnen zurück.

Der Andere. Und doch, mein Bester, finden die jetzigen Generationen nicht mehr jenen Genuß und jene Befriedigung bei ihnen, welche sie der früheren Generation gewähren konnten. Die Liebe, die Pietät ist geblieben, wie überhaupt auch das Große und Schöne in Schiller und Göthe unvergänglich ist, aber den Eindruck, welchen ein vol-

lendetes Kunstwerk machen muß, können sie nicht mehr hervorbringen. Lassen Sie unsere Classicisten nur schwatzen und wehklagen, die Zeit ist auch über Schiller und Göthe hinausgegangen. Es ist ein anderes Blatt der Geschichte aufgerollt, die Geschichte selber erscheint uns seitdem in einem anderen Lichte. Oder genügt Ihnen der dramatische Nihilismus eines Tasso und die schöne Subjectivität des Egmont, mit der Dorfkneipen-Volksscene im Hintergrund, für ein historisches Drama? Ich denke, die poetische Idee der Geschichte nicht blos, sondern auch ihre zerschmetternde Wahrheit wird jetzt tiefer gefaßt. Das historische Drama soll uns erst geboren werden. Wenden Sie mir etwa Schiller ein? Ist denn seine „Jungfrau von Orleans" heutzutage noch zu genießen? Basirt sie auf etwas anderem, als auf einem bornirten Nationalismus, als auf einem strengen Katholicismus und Servilismus? Wird sie denn heutzutage noch durch eine Idee und nicht blos durch die opernhafte Manier des Arrangements getragen? Etwa der Tell oder der Wallenstein? Stehen denn nicht in beiden Dramen, die Familienscenen über der Geschichte? Kann sich etwa die heutige Jugend noch für einen Posa begeistern? Was ist er etwa anderes, als ein schwacher, schulphilosophischer Abklatsch der großen Ideen und Gedanken, welche schon vor und während der französischen Revolution, von einem Diderot, Mably, Rousseau u. s. w., weit schärfer ausgesprochen wurden? Nein, mein Bester, wir kennen keine absoluten Dichter und der Classicismus Schiller's und Göthe's dürfte mit einer absoluten Unfähigkeit unserer ganzen Zukunft doch wohl ein wenig zu theuer bezahlt sein. Die ästhetischen Philister Berlins, welche jetzt nur über Zurücksetzung Schiller's und Göthe's klagen, kennen weder das Leben, noch die Geschichte, noch auch die Wechselwirkung derselben zur Bühne.

Der Eine. Daß Schiller und Göthe nicht die ewigen Leitsterne unserer Bühne sein können, sagen auch noch andere Leute und solche, mit denen Sie sonst nicht leicht übereinstimmen möchten.

Der Andere. Nicht wahr, Sie meinen unsere Romantiker, die in katholischer Demuth bewundernd und glossirend zu dem „unsagbaren" Genie Shakespeare's emporblicken und für die hochgestellten Kreise unseres zerstückten und zerpflückten Lebens eine vernebelte und verschwebelte, ästhetische Geheimweisheit lehren, während die misera plebs, mit den Trebern einer Birchpfeiffer, welche Herr v. Küstner derselben vorsetzt, vollkommen abgefüttert werden mag? Das Volk ist zu dumm, um die Hoheit der Poesie zu begreifen! Warum ladet ihr denn noch das Volk? Warum beschränkt ihr euch nicht auf einen ästhetischen Geheimkultus im Potsdamer und im Charlottenburger Schloßtheater? Seht! Ihr wollt die misera plebs wenigstens als Hintergrund haben. Ihr braucht das Volk, auf welches ihr wie weise Magier herabseht, doch immer gerne für euren romantischen Hokuspokus. Aber ihr habt selber den Muth verloren und der Catechismus, die Hieroglyphenschrift eurer Romantik erweckt keine Sympathieen mehr. Ihr nergelt und krittelt herum an der Gegenwart und sonnt euer Alter im Glanze des Thrones. Der alte Tieck ist müde geworden und mürrisch. Sein letztes Bemühen, sich durch die Inscenesetzung seines Blaubart in die Erinnerung des Publikums und, wo möglich, zur Popularität zurückzurufen, ist hier vollkommen fehlgeschlagen. Die katholische Romantik hat, trotz aller Bemühungen von oben, bei uns kein Leben mehr, sondern nur noch vereinzelte galvanische Zuckungen. Ja, wir wollen uns an Shakespeare halten. Wir wollen fordern die ungeheuern Productionen des großen Britten, aber nicht in dem Sinne, wie unsere Romantiker es verlangen. Auch er, so groß er uns ist, ist uns kein absoluter Dichter. Wir betrachten ihn nicht als heilig, sondern unter den Bedingungen seiner Zeit und wir werden, trotz der Ungunst der Zeiten, über Shakespeare nicht auf ein eigenes, vielleicht noch größeres, historisches Drama verzichten. Daß unser Nationaldrama bis jetzt noch nicht über die Sphäre des Familienlebens hinausgegangen ist, daß Iffland

noch immer das große Publikum befriedigt, daß man für Kotzebue in der großen Masse enthusiasmirt sein konnte, während doch Göthe und Schiller schrieben, daß die neuere dramatische Literatur aus Speculationsgeist wieder anfängt, den deutschen Familienjammer auszubeuten, alles das beweiset zwar die Gesunkenheit des dramatischen Geschmackes, der Bühne, des Publikums, aber wir können daraus noch nicht, wie unsere Romantiker lehren, auf eine ewige Unmöglichkeit einer deutschen Bühne schließen und für die Geweihten und Gefeiten, während das Volk mit Schund gefüttert wird, die Nothwendigkeit eines ewigen, durchaus katholischen Shakespeare-Cultus anerkennen. Entweder muß die Bühne wieder ein Institut für das ganze Volk sein, oder sie wird in ihrer privilegirten Existenz immer elender werden und immer tiefer sinken müssen. Der status quo fängt an, in jeder Beziehung unmöglich zu bleiben. Die Romantik hat ihre letzten Karten ausgespielt und ihr Flitterputz verweht in den Stürmen einer neuen Geschichte.

Der Eine. So lange aber der große Widerspruch in unserer Welt zwischen der Bildung und der großen Masse herrscht, so lange wir unfähig sind, uns zu der Harmonie aller Volks- und Seelenkräfte emporzuschwingen, welche wir an der griechischen Welt bewundern, so lange das Volk nicht selber wieder die Handlung als Chor begleitet, so lange unsere ganze Welt Dissonanzen, Widersprüche, Gegensätze zu ihren Grundpfeilern hat, so lange, mein bester Freund, wird die Kunst wohl niemals aus ihrer eximirten, aristokratischen Sphäre in eine volksthümliche hinübergetragen werden. Eilen Sie einmal an den Unterbaum, in eine der dortigen Schifferspelunken. Sehen Sie da einmal die Flußschiffer, die Sandjungen und die gemeinsten Weiber vor den elendesten Marionetten versammelt und begeben Sie sich dann in das Opernhaus, in die prachtstrahlenden Räume desselben. Betrachten Sie sich die Ränge, aus denen die Geschmeide der

Damen und die Ordenssterne der Männer hervorblitzen, — wit wollen Sie diese Gegensätze versöhnen? Wie soll hier eine volksthümliche Kunst geschaffen werden?

Der Andere. Auf den morschen Fundamenten unserer Gesellschaft ist allerdings der volle Inbegriff der Kunst nicht u erreichen. Diese Fundamente selber müssen erst stürzen.

Der Eine. Nun! So lange sie aber noch dauern, und ich denke, noch eine Weile hindurch, so lange lassen Sie uns wenigstens zufrieden sein mit den Früchten, welche uns auf den Mistbeeten und in den Treibhäusern einer eximirten Kunst wachsen. Lassen Sie uns nicht allzu sauer sehen, wenn der Apfel rund ist und nicht gerade viereckig, wie wir ihn wünschen.

Der Andere. Was hätte ich denn gesagt, daß Sie mir einen solchen Rath ertheilen? Habe ich etwa eine absolute Kritik an unsere Theaterzustände gelegt? Habe ich unsere Dichter, unsere Kritiker, unser Theatersystem mit einem absoluten Maaßstabe gemessen? Habe ich nicht vielmehr die Bedingungen der Gegenwart relativ anerkannt? Ich habe die Verwaltung des Herrn v. Küstner nur deshalb angegriffen, weil er sich nicht einmal bemüht, die Anforderungen einer privilegirten, einer dem Leben entfremdeten, durch das herrschende System getragenen Kunst zu befriedigen. Ich selbst verlange von der Kunst absolut noch etwas ganz anderes, als einen geschmackvollen Eclecticismus, als ein Zusammensuchen aus allen Zonen und Zeiten. Auf dem Boden, auf welchem Herr v. Küstner steht, in der abnormen Stellung eines Hoftheaters, in einem noch immer vom Absolutismus getragenen Staate ist die abstracte Kunst noch immer das Höchste. Darnach wurde Herr v. Küstner gemessen. Aber diese abstracte Kunst steht selber niedrig, dem ganzen lebendigen Inhalte der Kunst gegenüber; und wenn man sie uns von oben, als das Ideal der Kunst, bald in classischen, bald in romantischen Umhüllungen darstellt, so muß ein Menetekel gerufen werden.

Der Eine. Wie? Sie eifern gegen Sophokles? Gegen Racine? Und gegen die Insceneſetzung ihrer Werke auf unserer Bühne?

Der Andere. Allerdings. Aber nicht gegen den Genius eines Sophokles und eines Racine geht mein Tadel, sondern nur dagegen, daß man die Absicht hat, ein literaturhistorisches Gelüste zu befriedigen und ein antiquarisches Interesse an die Stelle der lebevollen Kunst, eine ästhetische Raffinerie an die Stelle der unmittelbaren Eindrücke zu setzen; daß man entschlossen ist, der Gegenwart ihr Recht zu nehmen und dafür die Vergangenheit geltend zu machen. Man verläugnet den Boden, den Geist, die Natur, woraus Sophokles und Racine geschaffen haben und stellt die Philologie und Archäologie über die Kunst. Die Aristokratie einer durch einseitigen Classicismus abgestumpften Bildung macht sich hier in entschiedenster Weise geltend, das Volk wird als eine geistlose Masse behandelt und so übte es denn eine sehr natürliche Rache, als das Berliner Parterre die große Athalie des großen Racine austrommelte! Diese Protestation einer verwahrloseten Masse gegen einen philologisch-ästhetischen Geheimcultus ist von einer sehr tiefen Bedeutung gewesen!

Der Eine. Aber Sie werden doch lieber einer „Antigone“ oder einer „Athalie“, als einer „Marquise von Villette“ oder einer „Anna von Oesterreich“ Ihre Aufmerksamkeit schenken?

Der Andere. Das ist gar keine Frage. Es handelt sich jetzt aber nicht um relative Vergleiche, sondern überhaupt darum, was die Kunst kann und soll. Hätte Herr v. Küstner sich bis zu Sophokles und Racine emporgehoben, das wäre für diesen Mann etwas Ungeheures gewesen, er hätte damit die höchste und feinste Sphäre des Berliner Hoftheaters begriffen. Aber es handelt sich hier überhaupt um den Gegensatz zwischen der lebendigen und der todten Kunst, zwischen dem literatur-historischen, dem archäologischen und dem unmittelbar wirkenden Drama. Der großartigste Gal-

vanismus ist noch immer kein Funke Leben. Das ist der große Unterschied zwischen den exquisitesten Leistungen des Berliner Hoftheaters und der wahrhaften Kunst. Oder meinen Sie nicht, daß gerade das Todte, bei der Inscenesetzung des Sophokles und des Racine, den Ausschlag gegeben? Wollte heutzutage ein Dichter die Gedanken und Weltanschauungen der Gegenwart so bestimmt in dramatischer Form aussprechen, wie Sophokles die seiner hellenischen Culturepoche, und könnte er es; würde heutzutage ein dramatischer Dichter vor den Ohren der Minister und der Geheimräthe, so entschieden und erschütternd, wie Racine vor dem französischen Hofe, die Consequenzen des weltlichen und des geistlichen Despotismus schildern; würde man ihm wohl ein solches Interesse zuwenden, wie man es den Todten zuwendet, weil sie todt sind und eben weil man sie nicht ohne historische und literarische Studien verstehen kann? Er würde gar einem weisen Aesthetiker und Dramaturgen in die Hände fallen, der ohne Gnade das, was er bei dem alten Sophokles bewundert, bei dem Lebenden, eben weil er sich auf das Lebendige, auf den Geist, auf den Charakter, auf die Bewegung seiner Zeit bezieht, als „unorganisch", als „Phrase" verurtheilt. Will man aber das Drama vom Leben trennen, dann meine ich, ist das Leben eben so elend, wie das Drama. Und darum, so sehr ich auch weiß, daß unser Berliner Hoftheater auf dem Boden, auf welchem es steht, nie über die abstracte, romantische, dem vollen Leben fremd bleibende Kunst hinauskommen kann und unter dem Herrn v. Küstner nicht einmal so hoch reicht, wie es reichen kann, werde ich doch niemals zum blinden Bewunderer dieser abstrakten Kunst werden, möge sie sich immerhin bis an Sophokles wenden; sondern lieber die mühseligen Versuche, die Bedürfnisse und Bewegungen der Gegenwart im Auge behalten.

Der Eine. Wenn ich Sie recht verstehe, so sprechen Sie unserer Bühne also überhaupt die Befähigung ab, die

Geburt einer neuen Kunstperiode und eines freieren dramatischen Lebens zu befördern?

Der Andere. Allerdings. König Xerxes konnte seine Soldaten mit Ruthen und Peitschenhieben in die Schlacht treiben lassen, aber seine Feiglinge wurden dadurch noch keine spartanische Helden. Man kann hohe Gagen bezahlen, viel Geld für Decorationen u. s. w. ausgeben und auch mit großer Anstrengung die Kunst bis an jene Sphäre zu einer Scheinvollendung treiben, wo sie unmittelbar mit dem Leben und der Geschichte der Gegenwart zusammentrifft, aber man hat damit noch immer nicht die wahre Kunst. Aus der Larve blickt uns kein seelenvolles Auge entgegen. Auch die Kunst verlangt, wie alles, was dem Menschen ursprünglich ist, die Freiheit. Ihr diese nehmen durch das Princip des Staats und der ganzen Gesellschaft und sie dann auf einen privilegirten Boden versetzen, damit sie dem Absolutismus einen höheren Glanz verleihe und sich aus einer heiligen Muse in eine verführende und verderbende Sirene verwandle, das heißt, sie tödten. Der Absolutismus konnte mit der Kunst verbündet sein, als er noch naive Gewalt war, als er sich noch für den Ausdruck des Volksgeistes geben durfte. Ist er aber mit dem Volksbewußtsein in Widerspruch gerathen, dann sucht er vergebens nach einer lebendigen Kunst, die ihm genehm sein könne. Er findet höchstens Castraten und Leichen. Unter Ludwig XIV. konnte das französische Theater blühen, dann sank es tiefer und tiefer, ganz in demselben Verhältnisse, wie sich das absolute Regierungsprincip dem Bewußtsein des französischen Volkes entfremdete und entgegensetzte. Und so meine ich, würden auch heutzutage die Hoftheater und die cavaliermäßigen Intendanturen, wenn nicht verschwinden, so doch in ihrer ganzen Dürftigkeit sich zeigen müssen. Herr v. Küstner charakterisirt vortrefflich diesen Verfall. Von der ästhetischen Raffinerie und Geheimweisheit unserer gesellschaftlichen Höhen, von der abstracten Kunst, in welcher die

Berliner Bühne lange genug eine Vornehmheit behauptete, hat er sich zu den dramatischen Trebern einer Birchpfeiffer gewendet. Hier, wie dort, wurde der lebendige Kern der Kunst ausgeschlossen.

Der Eine. Aber wohin gerathen Sie, Bester! Bedenken Sie doch, daß es eben nur noch die privilegirten Hoftheater sind, auf denen die Kunst sich einigermaaßen eine würdige Existenz fristet?

Der Andere. Reden Sie von den Tänzerinnen, Sängerinnen, Sängern, Decorationsmalern, Theaterschneidern u. s. w.?

Der Eine. Nein, im Allgemeinen. In einer Zeit, wie der unsrigen, wo der Materialismus vorherrscht, wo im Schooße der Nation so wenig künstlerische Gestaltungskraft sich hervorthut, da ist es immer noch ein schöner Beruf der privilegirten Kunstinstitute, wenn sie wenigstens die historische Erinnerung und die Kritik und so auch den Weg zu einer freieren Zukunft der Kunst offen halten wollen.

Der Andere. Sie sehen ja, wie das bei uns geschieht. Auf der einen Seite Birchpfeiffer'sche Coulissenklexerei, auf der andern die Geheimweisheit des Hellenismus und der Romantik. Dabei Rücksichten gegen den Absolutismus und also eine Theatercensur, welche das Leben, die Gedanken der Gegenwart von der Bühne ausschließen muß. Die Schauspieler träge und ohne Strebelust, aber nach Pensionen begierig, das Publikum hier von vornehmer Langeweile, dort von einer Claque vollkommen erdrückt. Nein, nein, mein Bester, machen Sie sich keine Illusionen! Was ein Hoftheater einerseits an Vortheilen bietet, wird an der anderen gleich wieder doppelt entzogen. Die Kunst muß als Sclave einen goldenen Triumphwagen schmücken.

Der Eine. Aber was wollen Sie denn? Was wissen Sie denn an die Stelle des Hoftheaters zu setzen?

Der Andere. Das ist leicht gesagt. Nichts anderes, als eine Consequenz unserer allgemeinen Gewerbefreiheit, eine Theaterfreiheit im ausgedehntesten Sinne.

Der Eine. Das klingt mir sonderbar. Sie, mit Ihren strengen Anforderungen an die Kunst, an die Bühne, Sie würden es vertheidigen, wenn das Theater in den Strudel der wilden Concurrenz hineingezogen würde, welche unser Leben beherrscht und die besten Kräfte vernichtet? Mit einer solchen Theaterfreiheit z. B. hier in Berlin wäre der Tod der Kunst doch vollkommen ausgesprochen. Der Materialismus würde auch auf diesem Gebiete vollkommen Herr werden. Es würde hier alles in Rauferei, Fadenscheinigkeit und Schwindel zerfallen. Und das können Sie vertheidigen? Nein, in Erwägung eines solchen Zustandes, lobe ich mir doch noch die privilegirte Existenz unseres Hoftheaters.

Der Andere. Also Sie wollen nicht sehen, daß eben in der privilegirten Existenz unseres Hoftheaters die Kunst in Ketten gehen muß und daß auch hier der Materialismus in dem Systeme des Herrn v. Küstner schon vollkommen gesiegt hat? Er thut nur noch verschämt, darum lieber gerade heraus. Die Bühne soll den Geschmack des Publikums veredeln! Allerdings. Aber darauf hat die Berliner Bühne schon vollkommen verzichtet. Darum ist es am besten, daß sich unter den Schwankungen einer ausgedehnten Theaterfreiheit, die Bühne ganz neu, und zwar unabhängig von Hof und Regierung, wieder als Theil des Volkes hervorarbeiten möge.

Der Eine. Als Theil des Volkes! Wer geht in den Kriegen der Concurrenz als Sieger hervor? Das Volk, die Nation oder das tyrannische Privilegium des Geldes? Deshalb sehe ich mit einer Aufhebung des Hoftheaters und mit einer allgemeinen Theaterfreiheit durchaus nichts gewonnen.

Der Andere. Beruhigen Sie sich! So lange der absolute Staat besteht, wird keine Theaterfreiheit kommen. Der absolute Staat muß natürlich auch das Theater in seiner Macht behalten und der Hof muß ein Hoftheater haben. Bei alledem wird aber die Theaterfreiheit nicht auf die Dauer zu umgehen sein. Sie muß kommen. Sie kommt mit dem großen, unvermeidlichen, immer näher hereinbrechenden Siege des Bürgerthumes.

Der Eine. Nicht wahr? Dann werden die Theater-Actien neben den Eisenbahn-Actien im täglichen Courszettel verzeichnet stehen?

Der Andere. Möge das sein! Wollten Sie auf die Unwürdigkeit, mit dem Theater zu speculiren, hindeuten? Lieber Freund, dann greifen Sie unsere jetzigen Theaterzustände, dann greifen Sie den Charakter unserer ganzen Zeitepoche an. Unsere Zeit hat eine andere Sittlichkeit, als die der Römer und der mittelalterlichen Christen. Die Sittlichkeit von heute heißt Speculation, heißt Oekonomie. Es verblassen die alten sittlichen Traditionen. Unsere Theaterdichter schreiben um die Tantième, unsere Schauspieler gehen auf Gastrollen aus Speculation, die Kritik speculirt, der Intendant unseres Hoftheaters selber beweiset, daß die alten aristokratischen Hoftheatertraditionen verfallen, daß die Speculation, die Oekonomie zur Macht werden. Herr v. Küstner gehört schon an ein Theater, wo der Charakter der Bourgeoisie und nicht mehr der Hof den Ausschlag giebt. Er selber repräsentirt den Uebergang zu einer neuen Epoche.

Der Eine. Sie malen mir eine widrige Zukunft. Wie hängt das mit Ihrem Vertrauen auf die Zukunft und Ewigkeit der Kunst zusammen? Ich sehe nur ein Böotien.

Der Andere. Die Kunst hat kein Reich für sich. Sie folgt den Principien, welche die Welt beherrschen. Sie war, je nach dem allgemeinen Charakter der Zeit, eine Dienerin

des Priesterthums und des Absolutismus. Im Dienste des letzteren figugirt sie noch auf den Hoftheatern. Allein die naive Macht des Absolutismus ist vorbei, ein neues Princip will die Welt beherrschen, das Princip des Bürgerthums. Dem wird auch die Kunst sich fügen müssen. Ob sie dabei gewinnen oder verlieren muß; darauf kommt es hier gar nicht an. Uebrigens kann das Bürgerthum die Kunst kaum mehr knechten, als sie geknechtet wurde vom Absolutismus. Daß in der neuen, werdenden Weltmacht die Kunst eine würdige Stellung erhalten werde, dieses bezweifle auch ich ganz vollkommen. Allein ich sehe nicht ein, wie wir diese Uebergangsepoche werden vermeiden wollen. Der Sieg des Bürgerthums wird uns auch eine allgemeine Theaterfreiheit bringen. Das Theater wird ohne Rückhalt auf die Speculation und auf die Oekonomie gegründet sein. Aber trotz mancher Entwürdigungen wird die Bühne wieder manche Freiheiten gewinnen, welche der Absolutismus ihr entzogen hat. Ueberhaupt muß es sie fördern, wenn sie mit einem siegenden Principe vereint ist und nicht mehr, wie jetzt, einen Untergang beschönigen soll. Selbst unter der brutalen, krämerhaften, speculationsgierigen Herrschaft des Bürgerthums wird der Genius der Schauspiel- und der Dichtkunst noch einen freieren Aufschwung nehmen können, als unter den goldenen Ketten, welche ihn jetzt fesseln. Der arme Pegasus auf dem Berliner Schauspielhause hebt immer die Flügel empor, aber er kann nicht fliegen! Das arme Thier!

Der Eine. Und wenn nun ein reiches, mächtiges Bürgerthum den ganzen Schlamm seiner Brutalität und seines Stumpfsinns über die Bühne gewälzt hat? Was ist dann mit der allgemeinen Theaterfreiheit gewonnen?

Der Andere. Sehr viel: es werden Privilegien, Abgeschlossenheiten vernichtet, an denen die Kunst jetzt langsam hinstirbt. Es würde sich immer ein großes, unbegränztes Gebiet eröffnen. Und selbst wenn man dann die Bühne nur

unter dem Gesichtspunkte der Betriebsamkeit, der Industrie betrachtete, es würde diese Industrie einen großartigen Aufschwung nehmen; Kräfte, die jetzt verkümmern, würden sich geltend machen können, die Bühne würde jedenfalls wieder im Leben stehen.

Der Eine. Aber das Princip der freien Concurrenz hat in der gewerblichen Welt schon die grausamsten Verwüstungen angerichtet. Es würde auch das Theater zu einer Fabrik erniedrigen, worin die Herrschaft des Capitales den Ausschlag giebt.

Der Andere. Das ist nicht zu bezweifeln. Aber möchten Sie die gewerbliche Welt, wegen der Folgen der Gewerbefreiheit, in die Schranken vor 1806 zurückbringen? Ueberall heißt es vorwärts. Deshalb ist auch unser Hoftheater in seiner privilegirten Existenz bereits eine Abnormität. Die Concurrenz wird gefordert. Sie ist nicht zu hemmen und ihr Princip muß sich auf allen Gebieten des Lebens, also auch auf dem der Bühne entwickeln und so weit fortschreiten, bis es selber in seinen Consequenzen zusammenstürzt. Allerdings ist noch nicht die Zeit zur Lösung dieser Conflicte gekommen, aber sie sind nicht mehr zurückzudrängen. Wie der Staat, wie die Gesellschaft in die Epoche des Bürgerthums hineingetrieben wird, so hat auch die Kunst sich unter dasselbe zu fügen. Es hilft kein Schönthun, kein Zurückfliehen hinter Privilegien und hinter engherzige, vom Absolutismus aufgebaute Schranken. Erst dann aber, wenn auch das Bürgerthum in seinen Folgen wieder zusammenbricht und seine Herrschaft, die bei uns jetzt beginnen will, in fürchterlichen Stürmen verendet, erst dann wenn ein neuer Geist die Welt durchströmt und wenn das ganze Volk wieder auf der Bühne der Geschichte erscheint, mit gereiftem Bewußtsein, mit entschiedenen Gedanken, erst dann wird auch die Kunst in ihre vollen Rechte eintreten können und erst dann glaube ich an die Möglichkeit einer Zeit, welche es, da sie dann die Harmonie zum Grundprincipe

ihrer Bewegung erhebt, auch wieder zu einer harmonischen Uebereinstimmung des allgemeinen Bewußtseins mit den Gestaltungen der Kunst wird bringen können.

Der Eine. Und bis dahin?

Der Andere. Bis dahin, bis zur Erreichung jener weiten Ferne, welche man gerne als ein Utopien verschreien möchte, auch auf dem Gebiete der Kunst nicht ein bloßes Predigen allgemeiner Grundsätze, nicht ein bloßes Anlegen abstracter Theorieen, sondern auch ein freies Interesse für die einzelnen, kleinen Regungen, ein scharfes Auge für den Guerillakrieg der Gegensätze, eine Unerbittlichkeit gegen die ganze banquerotte Wirthschaft und vor allen Dingen Ausdauer, Muth und Entschlossenheit, nicht blos im Ganzen, sondern auch in dem kleinen, niemals endenden und scheinbar immer resultatlosen Kampfe des Tages.

Der Eine. Und jetzt?

Der Andere. Wollen wir uns das neue Ballet mit der Pracht seiner Decorationen und der Eleganz seiner Springekunststücke ansehen! Der Gedanke kann schlummern, während die Sinne vollkommen befriedigt werden. Das ist ja überhaupt der Zweck unserer Bühne. Kommen Sie, Bester!

6.

Die Arbeit und ihr Lohn.

[Der Privaterwerb. — Berlin als „große Stadt". — Wachsthum der Bevölkerung. — Der jährliche Zuzug: Wohlhabende, Proletarier, Abenteurer und Soldaten. — Die Schlesier. — Die Gewerbtreibenden der kleinen Städte. — Ursachen ihrer Verarmung in Berlin. — Berlin keine reiche Stadt. — Tabelle der Gewerbe. — Unverhältnißmäßige Steigerung. — Eigenthümer und Bürger. — Erzeugung des Proletariates durch die Gewerbe. — Tischler und Seidenwirker. — Fabrikationsmäßiger Betrieb der Handwerke. — Tischler, Schuhmacher, Schneider und Weber. — Die ruinirten Gewerbsleute. — Gesammtzahl des Gewerbe-Proletariates. — Die Factorei-Arbeiten. — Vergleichende Tabelle zwischen dem Berliner und dem Pariser Arbeitslohn. — Resultate daraus. — Die Gesundheitszustände der Proletarier. — Abnahme der Fleisch- und Brodnahrung bei steigender Bevölkerung. — Der Hunger eine Krankheit. — Die Krankheitsverhältnisse verschiedener Gewerbe. — Der sittliche nnd intellectuelle Verderb des Proletariates. — Die „Engelmacherinnen". — Die Kinder der Proletarier. — Die „Sittlich-Verwahrloseten" im Arbeitshause. — Die Verbrechen und die Rückfälligkeit. — Abnahme des Diebstahls bei Zunahme des Pauperismus. — Die „polizeiliche Aufsicht". — Das Verbrecher-Gewerbe. — Das Armenbudget. — Unzulässigkeit des Armenwesens und der Allmosengebung. — Thätigkeit der Commune. — Sparcasse. — Spargesellschaften. — Politische Gründe des Pauperismus. — Die Militär- und Beamtenverfassung in ihrer Wirkung auf das Proletariat. — Die indirecten Steuern. — England und Preußen.]

6.

Die Arbeit und ihr Lohn.

[Der Arbeitsmarkt. — Berlin als große Stadt. — Wachsthum der Bevölkerung. — Der jährliche Zuzug: Dienstboten, Arbeiter, Studenten und Soldaten. — Die Geschäfte. — Die Steuerverhältnisse der kleinen Leute. — Ursachen der Übervölkerung in Berlin. — Berlin keine reiche Stadt. — Tabelle der Gewerbe. — Unverhältnißmäßige Steigerung. — Eigenthümer und Bürger. — Erzeugung des Proletariats durch die Gewerbe. — Tischler und Seidenwirker. — Fabrikationsmäßiger Betrieb der Handwerke. — Tischler, Schuhmacher, Schneider und Bäcker. — Die ruinirten Gewerbsleute. — Gesammtzahl des Gewerbe-Proletariats. — Die Fabrik-Arbeiter. — Vergleichende Tabelle zwischen dem Berliner und dem Pariser Arbeitslohn. — Gewöhnliche Vorräthe. — Die Gesundheitsumstände der Proletarier. — Abnahme der Heirathen und Ergebnisse der arbeitenden Bevölkerung. — Der Hunger eine Krankheit. — Die Arbeitsverhältnisse verschiedener Gewerbe. — Der sittliche und intellectuelle Zustand des Proletariats. — Die „Eckensteher“. — Die Kinder des Proletariats. — Die „Sittlich-Verwahrlosten“ im Arbeitshause. — Die Verbrecher und die Bettelei. — Abnahme der Diebstähle bei Zunahme des Pauperismus. — Die „sociale Frage“. — Das Verbrecher-Gewerbe. — Das Armenbudget. — Unzulänglichkeit des Armenwesens und der Almosengebung. — Thätigkeit der Commune. — Sparcasse. — Sparcassenschaften. — Politische Gründe des Pauperismus. — Die Militär- und Beamtenverfassung in ihrer Wirkung auf das Proletariat. — Die indirecten Steuern. — England und Preußen.]

Allerdings haben wir es versucht, die gegenwärtigen Zustände Berlins von verschiedenen Seiten aufzufassen und in leichter Form zu charakterisiren, aber die materielle Basis aller unserer Zustände, der Privaterwerb, in dem sich alle Lebensthätigkeiten der Gegenwart ruhelos abmühen und verzehren, ist uns erst in seinen allgemeinen Folgen und nicht in seiner Eigenheit entgegengetreten. Wir haben zwar das Volk in seinen Wohnungen gesucht und in seinen Vergnügungen, aber wir müssen es auch in seiner Arbeit sehen und in den verschiedenen Verhältnissen, welche durch die jetzige Stellung der Arbeit in unserem gesellschaftlichen Körper hervorgerufen worden.

Der Privaterwerb, mit seinem Egoismus, ist nicht ein Besonderes, welches für Berlin zu charakterisiren wäre. Es ist der allgemeine Grundsatz unseres irdischen Lebens und die jungen Bemühungen, welche practisch gegen seine hohe Macht erhoben wurden, sind bisjetzt noch immer wieder zu einem Nichts zerdrückt worden. Es wird noch immer darüber gestritten, ob der Privaterwerb in der Natur des Menschen begründet sei oder nicht, es wird noch immer eine Theologie der Arbeit, die „Würde der Arbeit an sich“ gepredigt und das Sprichwort: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth,“

ist noch immer in aller Welt Munde, während hunderte und tausende von Arbeitern elendiglich darben.

Wenn wir die großen Probleme, die unumgänglichen Principienfragen in den Kreis unserer Schilderungen ziehen, so erwarte man doch keine ausführliche Deduction derselben. Es ist ein besonderes Material, welches uns hier interessirt. Es sind die speciellen Anknüpfungspunkte, welche Berlin bietet und wir wollen uns hier lieber um besondere Untersuchungen und Schilderungen bemühen, wie sie eben nur auf dem Boden Berlins gemacht werden können, als uns in allgemeinen Worten und Ansichten über die Concurrenz, den Privaterwerb, den Pauperismus u. s. w. ergehen. Wer etwa unsere Bemühungen geringfügig nennen will, den bitten wir, zu bedenken, wie schwierig sie überhaupt und um wie viel schwieriger sie noch besonders in Berlin werden.

Berlin ist bereits in allen seinen Verhältnissen als eine große Stadt zu betrachten. Diese großen Städte sind, wie man es nehmen will, ebensowohl die Höhepunkte als auch die großen Geschwüre der gegenwärtigen Culturepoche Europas. Die Bildung solcher Städte ist für den Organismus des jetzigen Lebens nothwendig geworden. Wäre dies nicht der Fall, wie würde sich in der märkischen Sandwüste, wohin keine Naturbegünstigung, sondern nur das Vertrauen auf das Wachsthum eines neuen Staates locken konnte, eine solche Welt haben bilden können? Gewiß wäre es ebenso interessant als lehrreich, die verschiedenen Phasen, welche Berlin seit dem großen Churfürsten durchgemacht hat, neben einander zu stellen und zu vergleichen. Hier aber kann nur die Gegenwart Berlins der Boden für unsere Untersuchungen und Darstellungen sein. Lange war Berlin nur die Residenz der Hohenzollern, jetzt ist es ganz und gar eine moderne Stadt geworden. Früher lebte Berlin vom Hofe, und es strömte meistens nur dahin, wessen Stellung oder Gewerbe davon besonders profitiren konnte. Unter Friedrich Wilhelm II. blieb

ein äußerst beträchtlicher Theil des ganzen Staatsbudgets in Berlin. Dieses Alles hat sich geändert und, ungeachtet der Einwirkung des Residenzcharakters, hat sich Berlin, namentlich seit der Entfesselung der Gewerbe, mehr noch seit dem Weltfrieden, in einem erstaunlichen Umfange zu einer modernen Stadt, worin Erwerb, Concurrenz, Handel und Industrie die Schlagadern bilden, entwickelt. Und so wächst es denn einer Größe und einer Zukunft entgegen, deren Gestalt gar nicht vermuthet werden kann. Am Schlusse des Jahres 1845 hatte Berlin, incl. Militär, 385,129 Einwohner. Diese Zahl ist durch eine progressive Steigerung herbeigeführt worden, welche in den letzten 10 Jahren zuerst 5—6000, dann 7000, 9000, 10,000, 12,000, im Jahre 1844 14,000 und im vorigen Jahre 17,000 betrug. Für das laufende (1846) Jahr ist, nach der Zunahme im ersten halben Jahre zu urtheilen, auf eine Vermehrung von mindestens 20,000 Einwohnern zu rechnen. Die Einwohnerzahl in Berlin hat jetzt jedenfalls schon 400,000 überstiegen. Mit dieser ungeheuren Vermehrung scheint aber, so viel auch gebaut wird, die Vermehrung der Wohnhäuser in keinem Verhältnisse zu sein und es entstehen daraus, besonders für die arbeitende Classe, welche das Plus der Bevölkerung bildet, jene Wohnungsübelstände, von denen in dem ersten Aufsatze dieser Schrift ein Bild zu geben versucht worden ist. Diese merkwürdige Steigerung ist aber nicht blos eine fließende, sondern sie setzt sich in Berlin, und in dieser Beziehung kann die zunehmende Zahl der Bürger als ein deutlicher Beweis für die zunehmende Bevölkerung angenommen werden. Im Jahre 1835 gewannen 1128 Personen das Bürgerrecht und zahlten dafür 25,250 Thlr.; im Jahre 1845: 1936 Personen mit 42,659 Thlr. In diesem Jahre wird die Zahl der Bürgerwerdenden über 2000 hinausgehen. Bürger pflegen aber nur Ausländer und Gewerbtreibende zu werden, da der Inländer sonst des Communal-Bürgerrechtes sehr leicht entbehren kann. Wir wollen nun noch über den Fremden-Zu- und Abfluß einige Data

beibringen. Im Jahre 1844 kamen an in Berlin 149,003 Fremde, gingen ab 132,408 dgl. Darunter befanden sich 24,423 angekommene Handwerksgesellen und 26,168 abgegangene dgl. Im Jahre 1843 sind an 7681 Dienstboten (darunter 5560 Mädchen), die von auswärts gekommen, Diensterlaubnißscheine ausgetheilt worden. Daß dieses Zahlenverhältniß sich seitdem nicht verringert, sondern jedenfalls sehr gesteigert hat, das wird Niemand läugnen wollen, der die allgemeine Steigerung der Population berücksichtigt und den großen Zufluß bedenkt, der durch neue Dampfschiffs- und Eisenbahneinrichtungen, der Natur der Sache nach, herbeigeführt werden mußte.

Solche unverhältnißmäßige Steigerung in der Bevölkerung Berlins ist wohl geeignet, nicht blos die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Communalbeamten zu erregen, sondern auch die desjenigen, der die socialen Verhältnisse der Gegenwart und unseres Lebens zu seinem Studium zu machen wünscht. Das Natürlichste ist es nun aber jedenfalls, zu fragen, woraus besteht dieser Strom, der sich jeden Tag, jedes Jahr und in immer größerer Breite, mit seinen meistens schlammigen Wellen in die märkische Weltstadt hineinwirft?

Wir sondern hier, und man wird es hoffentlich natürlich finden, vier Classen:

1) Die Reichen, die Wohlhabenden, kurz, alle diejenigen, welche nicht unter die specielle Rubrik der arbeitenden Classen gehören und eine gesicherte Existenz mitbringen, um sie hier entweder geschäftlich fortzuführen oder nur auf längere oder kürzere Zeit zu genießen. So angesehen auch die Zahl dieser Zukommenden sein mag, in Betracht der Annehmlichkeiten, Aussichten und Hülfsquellen, welche gerade Berlin ihnen bietet, so würde ihre Zahl, wenn wir statistische Data hätten, doch jedenfalls hinter die beiden nun folgenden Classen verschwinden.

2) Die reinen Proletarier. d. h. diejenigen, welche Arbeitslust und Arbeitskraft mitbringen, um in Berlin Arbeit zu suchen und die Existenz nothdürftig zu fristen. Der tägliche und jährliche Einzug dieses Theils tritt sehr hervor und wird durch das Eisenbahnnetz, welches Berlin umgiebt, im Verhältniß zu früher immer mehr gesteigert. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man bedenken will, daß auf dem platten Lande zum Theil ein feudaler Druck lastet, dem sich Viele zu entziehen wünschen, und daß durch die Eisenbahnen die großen Städte materiell gewinnen, während die kleinen Städte mannigfach gehemmt werden und dann in einem größeren Theile ihrer Bevölkerung, als früher verarmen. Diese Bevölkerung pflegt sich aber vielfach in die großen Städte überzusiedeln und dort eine Existenz zu suchen, welche sie in der Heimath nicht finden konnte oder verlieren mußte. Tagelöhner, Handwerksgesellen und kleine Gewerbtreibende bilden in dieser Classe die Mehrzahl, obgleich auch sehr viele in ihr stehen, die sich zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Schule u. s. w. bekennen und deren Glaube es ist, in dem intelligenten Berlin ihre bescheidenen Hoffnungen am leichtesten verwirklichen zu können. Während das Proletariat in den großen Städten immer wächst, werden dem Ackerbau sehr oft die nothwendigsten Kräfte entzogen.

Immer war es dem Verfasser dieses Buches interessant, wenn er mit Leuten aus den niederen Ständen in Berührung kam, zu erfahren, wo ihre Heimath sei, wie, in welchen Verhältnissen und in welcher Absicht sie nach Berlin gekommen? Reiche Männer erzählten mitunter, wie sie zuerst mit zerrissenen Stiefeln in Berlin eingezogen. Andere verläugneten ihre Vergangenheit. Berlin ist in seinen arbeitenden Classen, namentlich im Gewerksstande, zwar eine Musterkarte aller Districte, Provinzen, Länder und Nationen, wie jede große Stadt es ist, aber wie in großen Städten sehr häufig unter den Proletariern ein besonderer Nationaltypus

hervortritt, so auch hier. Aus Irland wandern die armen Bewohner nach London und bilden dort das niedrigste und schmutzigste Proletariat. In ganz demselben Verhältnisse stehen die Savoyarden zu Paris, die Finnen zu Petersburg und die Jüten zu Schleswig-Holstein und Copenhagen. Nach Berlin und weiter pflegt ein Land seine Bevölkerung zum Proletarierdienste zu senden, ein Land, welches berühmt ist durch die Schönheit seiner Gegenden und seinen Ueberfluß an allen denjenigen Erzeugnissen, welche zur Befriedigung der nothwendigen menschlichen Bedürfnisse dienen und welches also weder mit Irland, noch mit Savoyen, noch mit Finnland oder gar mit Jütland verglichen werden kann, obgleich ein Theil seiner Bewohner mit denen der genannten Länder auf eine Stufe getreten ist, ich meine: Schlesien. Nicht die Dürftigkeit der Natur, wie bei jenen Ländern, treibt Schlesiens Proletarier in die Ferne hinaus, sondern ein mächtiger Factor der Gegenwart, der in Schlesien wachsende Industrialismus. Wie man im ganzen preußischen Staate bei den Erdarbeiten der Eisenbahnen auf eine große Anzahl ausgewanderter Schlesier stößt, so auch in Berlin bei allen schweren, mit kargem Lohne verbundenen Arbeiten, bei der Ramme, beim Handlangern, bei Karrendiensten. Den Berliner Proletarier beseelt, dieser armen Bevölkerung gegenüber, der Hochmuth. Er stellt sich mit ihnen, selbst in seinem elendesten Zustande, nicht leicht auf dieselbe Stufe; nur die schrecklichste Noth treibt ihn zu ihnen in dieselbe Beschäftigung, welche hier höchstens mit 8 Groschen pr. Tag gelohnt wird. Während der Berliner damit kaum zu leben weiß, versteht der Schlesier davon zu sparen und zur Winterzeit bringt er einige sauer erworbene Thaler in seine Heimath zurück. Dafür lebt er aber dann, wie der Ire in London. Acht bis zehn Mann liegen Nachts zusammen in einem stinkigen Loche, in einer elenden Bretterbude. Die Nahrung besteht aus Abfall, aus Kartoffeln und Hering, von Schmutz starrt der Körper. Aber die Leute scheinen sich in diesen Verhält-

nissen, im Vergleich zu ihrer Heimath, ganz wohl zu fühlen. Ihre gutmüthige, heitere Natur bricht selbst in ihrem Elende hervor und in ihrem Gesichte entdeckt man niemals jene schrecklichen Züge, welche uns aus dem Gesichte eines vollendeten Berliner Proletariers entgegenstarren. Ueberhaupt das Proletariat, welches der Hauptstadt aus den Provinzen entgegenströmt, ist an innerer Verwahrlosung und Zerknifsenheit durchaus nicht mit demjenigen, welches die Hauptstadt in ihrem eigenen Schooße gebärt, zu vergleichen. Der Berliner Proletarier hat für den armen Schlesier Spott und Verachtung und es pflegt häufig zu ernstlichen Collisionen zu kommen.

Wie dieses Tagelöhnerproletariat sich täglich und jährlich in die Hauptstadt begiebt, fortgepeitscht aus engen Verhältnissen vom Industrialismus, so auch ohne Aufhören die Handwerksgesellen, die kleinen Gewerbtreibenden aus den kleinen Städten. Diese Leute haben aber in der Regel nicht nur nicht die Mittel, um die furchtbare Concurrenz, welche in der Hauptstadt herrscht, aushalten zu können und sie fallen nicht blos deshalb, sobald ihre kleinen Mittel erschöpft sind, mit dem Proletariat zusammen, noch häufiger entsteht ihre Verarmung daher, weil die Verfeinerung der Arbeit, welche in Berlin geltend geworden, ihnen unbekannt geblieben ist. Ihre Geschicklichkeit reichte eben nur für die kleinen Städte aus, aber nicht für die Anforderungen, welche in Berlin gemacht werden. In Berlin sind viele Handwerke zu einer ausgedehnten Fabrikthätigkeit potenzirt worden, z. B. in den Maschinen-Werkstätten, Wagenbauereien, Tuchfabriken u. s. w. Ein solcher Fabrikherr kann nicht jeden Handwerker, der aus seinen Lehrjahren die nothdürftigste Fähigkeit, den besten Willen zur Arbeit und Fleiß mitbringt, zu der Art von Arbeit anstellen, welche er gerade gebraucht. Und nicht blos in dieser Rücksicht stehen dem gelernten Handwerker in solchen Fällen große Schwierigkeiten entgegen, sondern ebenfalls

dadurch, daß er hier, wo eine weit größere Theilung der Arbeit eingeführt worden ist, auch durch die gewöhnlichen Handarbeiter verdrängt wird, welche bei weitem geringere Lohnforderungen machen. Aber dem unausgesetzten Zuge der kleinen Gewerbtreibenden aus den kleinen in die großen Städte wird wohl auf keine Art und Weise begegnet werden können.

3) Die dritte Partie des Berliner Zuzuges könnten wir mit Grund unter die Rubrik: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt" bringen. Unter ihr vereinigen sich die Liederlichen, die Abenteurer, die Lumpen aller Classen, aller Provinzen, aller Länder. Wenn man sich erinnern will, daß 11,000 Personen ihren Aufenthalt in Berlin vor der Polizei zu verbergen wissen, so wird man diese Partie nicht allzu gering anschlagen dürfen. Viele Thatsachen sprechen dafür, daß eine große Zahl derer, welche auswärts, in engern Verhältnissen auf die eine oder die andere Weise, an ihrer Existenz Schiffbruch gelitten haben, in Berlin den Schatten einer großen Stadt suchen, die dann so viele verzwickte und zerrissene Lebenszustände bedeckt. Hier sind keine Stände ausgenommen, sie liefern alle Beiträge zu dieser Classe, welche in das Proletariat so recht einen sittlichen Schmutz, zusammengescharrt aus allen Elementen der modernen Gesellschaft, hineinbringt. Schwindelexistenz, Verarmung und Armuth und Verbrechen, das hängt hiemit innig zusammen.

4) Die Soldaten. Ein Soldat ist nichts anderes als ein Proletarier, im Kleide des Königs, wenigstens im allgemeinen Durchschnitte kann dies angenommen werden. Viele von den Soldaten, welche nach Berlin in Garnison gebracht werden, bleiben auch nach ihrer Dienstzeit in Berlin und vermehren dadurch, in nicht geringem Maaße, die Arbeitskräfte und die Bevölkerung der arbeitenden Classen. Sie verheirathen sich in Berlin, machen Familie, greifen entweder zu ihrer alten Hantierung, deren Betrieb dann auch für die Anforderungen,

welche Berlin macht, nicht ausreicht, oder werden Kutscher, Bediente, Hausknechte, Tagelöhner, oder legen auch einen kleinen Kram an, vielleicht von der kleinen Summe, welche ihre Frau als Dienstmädchen zu erübrigen wußte u. s. w.

Dies sind die Hauptelemente des Berliner Zuzugs.

Nun berücksichtige man, daß in dem eigentlichen Berlin selber die Elemente in sehr großer Anzahl vorhanden sind, welche wir eben zusammengestellt haben. So bekommt man ein ungefähres Bild von dem gesellschaftlichen Inhalte dieser großen Stadt. Oben der Glanz einer Residenz und des Reichthumes, in breiter Unterlage die Schichten einer nothdürftigen Existenz und des Proletariates. Man ist im Irrthume, wenn man Berlin für eine reiche Stadt halten will. Wie wir ein Land noch nicht für reich halten können, wenn die Kasse des Fürsten gefüllt ist und die Menge darbt, so auch eine Stadt nicht, worin der Reichthum und die Wohlhabenheit zwar an verschiedenen Punkten mit Pracht und mächtig hervortreten, wo sich aber die große Menge der Bevölkerung im Kampfe um die nothwendigen Bedürfnisse des menschlichen Lebens angestrengt abmühen muß, sei es nun in einer Art und Weise, wie es wolle. Mit Hamburg z. B. würde Berlin, was allgemeine Wohlhabenheit anbetrifft, durchaus gar keinen Vergleich aushalten können.

Wenn wir nun einen unbefangenen Blick auf die Lage der arbeitenden Classen in Berlin werfen wollen, so kann uns nichts anderes übrig bleiben, als ein statistisches Material zusammenzusuchen, denn des allgemeinen Geschreies über die Concurrenz ist schon genug gewesen. Wie sehr sich im Allgemeinen der Gewerbebetrieb in Berlin fortwährend steigert, mag man daraus sehen, daß die jährliche Zahl der zu einem Gewerbe sich Meldenden durchschnittlich auf 1800 angegeben werden kann, da bereits vom 1. März bis Ende December 1845 1424 Anmeldungen erfolgt waren. Für das Specielle theilen wir nach dem Berliner Stadtrath Risch folgende Tabelle für 1845 mit:

Gewerbe.	Zahl der Innungs-Meister.	Anzahl d. nicht zur Innung gehörenden Mstr.	Zahl der Gesellen.	Zahl der nicht zünftigen Gesellen.	Lehrlinge.
Bäcker	200	47	650	20	150
Groß-Böttcher . . .	56	135	103	70	60
Klein-Böttcher . . .	29	47	20	8	15
Brunnenmacher . .	7	11	27		25
Bürstenmacher . . .	25	65	36		30
Buchbinder	119	421	295		290
Drechsler	61	356	450		70
Seiden- u. Wollenfärber	10	117	40	16	20
Schönfärber . . .	14		12		9
Feilenhauer	3	22	12		4
Fischer	18	20			
Friseure	17	22	48		20
Gelbgießer	41	63	52	100	30
Garnweber	557	1770	885		300
Glaser	81	303	63	20	45
Goldschmiede . . .	93	346	300	150	200
Gürtler	52	211	343		100
Handschuhmacher . .	40	162	98	40	15
Hutmacher	12	74	80		12
Kammmacher . . .	15	59	32	15	5
Klempner	47	228	280	198	150
Knopfmacher . . .	17	68	39	66	20
Korbmacher	50	89	120		60
Kupferschmiede . . .	30	64	53		65
Lohgerber	29	30	190		53
Maurer	47	89	2700		300
Messerschmiede . . .	25	60	70	15	20
Nadler	20	23	40	9	15
Schwarz-Nagelschmiede	22	36	90	200	50
Weiß-Nagelschmiede .	12	6	39	5	6
Pantoffelmacher . .	17	34	88		3
Posamentiere . . .	46	140	130		60
Pfefferküchler . . .	13	6	47	67	20
Raschmacher . . .	184	243	300		70
Riemer	47	81	35	30	60
Sattler	62	109	300		70
Stellmacher	68	43	200		55
Schiffbauer	10	1	65		18
Schlächter	113	182	390		120
Schlosser	163	290	1600	120	450
Huf-Schmiede . . .	106	24	800		140
Zeug-Schmiede . .	19	18	65	20	30
Schneider	509	3276	2600		230
Schornsteinfeger . .	15		30		56
Schuhmacher . . .	568	2543	1968		250

Gewerbe.	Zahl der Innungs-Meister	Anzahl d. nicht zur Innung gehörenden Mstr.	Zahl der Gesellen.	Zahl der nicht zünftigen Gesellen.	Lehrlinge.
Seidenwirker . . .	320	710	1200		460
Seifensieder . . .	11	12	14		2
Seiler	24	17	34	10	15
Siebmacher . . .	4	5			5
Steinmetz	3	12	124		53
Steinsetzer	8	19	64		30
Strumpfwirker . .	52	58	150		15
Stuhlmacher . . .	7	49	14	8	6
Täschner	6	7	18		14
Tischler	287	1835	2200		350
Töpfer	14	45	480		110
Tuchbereiter	4	9	10		2
Tuchscheerer	11	25	46		3
Tuchmacher	87	37	306		9
Weißgerber	16	10	60		5
Zimmerleute . . .	36	16	1680		160
Zinngießer	3	26	14	10	19
Dachdecker	18	9	150		
Barbiere	193	339	160		
Lackirer	28	30	60		
Mustercolorirer . .	34	264	93		
Buchhändler . . .	45	16			
Vergolder	32	62	65		
Uhrmacher	62	151	70		
Tapezirer	135	181	250		
Maler	111	693	75	140	
Summa	5277	16471	23122	1377	5069

Berlin zählt also im Ganzen 21,748 Meister und 21,499 Gesellen, dazu 5069 Lehrlinge. Eine Zahl, die immer im Wachsen ist und jedenfalls im Verlaufe der neuesten Zeit schon wieder bedeutend überstiegen wurde. Nach den Berechnungen Dieterici's (der Volkswohlstand im preußischen Staate, S. 254) käme durchschnittlich im ganzen preußischen Staate auf 39 Menschen ein Meister, auf 50 Menschen ein Geselle; in Berlin ist diese Durchschnittszahl hoch überschritten worden, denn hier muß man bereits auf 18 Menschen einen Meister und beinahe ebenso auf 18 Menschen

einen Gesellen rechnen. Diese Data werden die Abundanz des Gewerbebetriebes in Berlin und die unverhältnißmäßige Zunahme desselben hinlänglich nachweisen können. Man sollte glauben, es müsse eine Stockung eintreten; dieses ist zwar bei einzelnen Geschäften, aber durchaus nicht im Ganzen der Fall. Man sieht dies wohl am besten an der Zunahme der Lehrlinge und an der steigenden Zahl aller derjenigen, welche aus dem Lehrlingsstande in den Gesellenstand übertreten. Im Jahre 1824 wurden in Berlin 57 Lehrlinge zu Gesellen gemacht, im Jahre 1845 dagegen hat die Zahl derselben, und zwar nur vom März ab, 626 betragen! Die Steigerung aller Gewerbe nachzuweisen, ist nicht nöthig, da schon an den einzelnen der Zustand des Ganzen dargestellt werden kann. Wir wählen zwei Gewerbe, in denen der Ueberfluß an Arbeitskräften am deutlichsten hervortritt: das Gewerbe der Tischler und Seidenwirker. Im Jahre 1826 gab es in Berlin 756 selbstständige Tischler, 1830: 1061; 1834: 1285; 1840: 1590; 1844: 1888, jetzt sind sie bereits, nach der obigen Tabelle, über 2000 gestiegen. So groß auch die Volksvermehrung in Berlin im Allgemeinen, so ist doch hier durchaus kein auch nur annäherndes Verhältniß zu finden. Die Seidenwirker haben sich zwar in den letzten Jahren, da ihr Gewerbe zu tief gesunken ist, eher vermindert, als vermehrt, aber im Vergleiche zu frühern Jahren ist die Steigerung selbst dieses Gewerbes noch im höchsten Grade bedeutend. 1826 gab es in Berlin 215 selbstständige Seidenwirker, 1830: 562, 1840: 900; 1845: 1046, 1846 fiel diese Zahl auf 1035 herunter. In diesen Zahlen ist schon einiges Material für die Erkenntniß der Berliner Arbeitszustände und des Berliner Proletariates gegeben. Daß bei den Schneidern, Schustern, Schlössern u. s. w. ganz dasselbe Verhältniß stattfindet, wollen wir hier nur sagen und nicht weitläufig durch Zahlen documentiren.

Wenn man diese Thatsachen erwägt, so muß man allerdings immer, um keine voreiligen Schlüsse zu machen und keine falschen Behauptungen aufzustellen, die bedeutend gesteigerte Population und die bedeutend gesteigerte Consumtion

Berlins im Gedächtniß behalten. Aber trotzdem ist der große Ueberfluß an gewerblichen Arbeitskräften ganz außerordentlich deutlich und Schrecken erregend. In den niedern Sphären, wo man den allgemeinen Zustand der Verhältnisse nicht übersehen kann, strömt die Jugend unaufhaltsam fort und fort den Gewerben zu, selbst solchen Gewerben, die am überfülltesten sind, in denen die Concurrenz am heftigsten ist, die immer mehr durch die vergrößerte Theilung der Arbeit, durch die wachsende Fabrikationsthätigkeit vernichtet werden. Hier muß natürlich das Proletariat mit dem Gewerbe zusammenfallen. Bedenke man nur, daß im Jahre 1845 wieder 142 Schneider, 102 Schuhmacher, 64 Tischler, 23 Schlosser, 40 Weber u. s. w. ihr Gewerbe in Berlin begonnen haben. Alle diese Leute haben guten Muth, wenn sie anfangen; aber sie kennen die Verhältnisse nicht, in denen sie leben. Sie ahnen das mächtige Rad der Gegenwart nicht, welches sie großentheils ganz unbarmherzig mit ihren armen Familien zerschmettert und dem Elende Preis giebt.

Daß in der Gewerbefreiheit nicht der Kern für eine vollendete Freiheit liegt, daß sie die Arbeit auflöset und unter die Macht des Capitales stellt, während die Organisation der Arbeit immer dringender wird, dieses muß uns an den Arbeitsverhältnissen Berlins frappant in die Augen treten. Während das Bürgerthum in ihr und ihrer ungemessenen Concurrenz die Mittel findet, sich in zwei Theile, in Bourgeoisie und gewerbliches Proletariat, zu scheiden, hat es bereits seit längerer Zeit angefangen, den Namen „Bürger" geringzuschätzen. Was ist ein Bürger von Berlin? Der ärmste Schuster- und Schneidergeselle kann es werden, wenn er 30 Thaler zusammenbringt. In dem Namen eines Bürgers liegt in Berlin keine Gewähr gegen das Proletariat. Höchstens ein Anspruch auf Allmosenempfang und im glücklichsten Falle, im elendesten Alter, ein Unterkommen im Nicolaus-Bürger-Hospitale! Unsere reiche Bourgeoisie, die mit

dem Capitale arbeitet, hat sich also weit über das Bürger-Proletariat erhoben, und der „Eigenthümer" ist es, den sie höher stellt, als den „Bürger". Das Eigenthum ist ihr Stichwort. Das E darf bei ihrem Namen im Adreßbuch nicht fehlen. Eigenthümer und Bürger! Man beobachte diesen Unterschied, und man wird in ihm eine Auflösung aller bisherigen politischen Begriffe entdecken! —

Sehr wichtig für die Charakteristik der Berliner Zustände wäre es nun, wenn wir durch statistische Nachrichten möglichst genau das numerische Verhältniß der Besitzenden und der Proletarier feststellen und zugleich nachweisen könnten, welche einzelnen Gewerbe am meisten auf die Erzeugung des Proletariates in Berlin hinwirken. Im Allgemeinen lassen sich zwar diese Gewerbe leicht angeben; es sind solche, in denen die Concurrenz am größten geworden ist und in denen der Lohn durch die Resultate des Welthandels und der Fabrikation bedeutend gesunken, aber es fehlen uns für eine specielle Untersuchung die statistischen Materialien. Wäre uns ein Blick in die Gewerbesteuerrollen Berlins verstattet, wir würden gewiß zu merkwürdigen Resultaten kommen. Wir würden die Zahl der selbstständigen Gewerbetreibenden mit der Zahl derjenigen vergleichen, welche die Gewerbesteuer zahlen. Der mehr oder minder starke Ausfall würde dann immer bei jedem Gewerbe ein gewerbliches Proletariat, mit gewiß unbedeutenden Ausnahmen, sein. Um aber auch hier einige sichere Anhaltepunkte zu geben, wollen wir, wie oben, wieder das Gewerbe der Tischler und der Seidenwirker nehmen, über deren Gewerbesteuer-Verhältnisse wir durch den Stadtrath Risch einige Aufschlüsse erhalten haben:

Im Jahre 1826 zahlten von den 756 selbstständigen Tischlern Berlins 191 die Gewerbesteuer, 1830 von den 1061: 321; 1834 von den 1285: 387; 1840 von den 1590: 520; 1844 von den 1888: 633 und 1846 von den 2028: nur 666. Das Verhältniß aller dieser Zahlen zeigt,

daß nur $1/_8$ der Berliner Tischler im Stande ist, Gewerbesteuer zu zahlen und daß $2/_3$ dieses Handwerkes als gewerbliche Proletarier betrachtet werden müssen. Aber auch von den Steuernden kann immer mehr als die Hälfte nur den niedrigsten Steuersatz zahlen.

Noch trauriger sieht es mit den Seidenwirkern aus. Im Jahre 1826 zahlten von 215 selbstständigen Seidenwirkern 61 Gewerbesteuer; 1830 von 562: 125; 1840 von 980: 226; 1845 von 1046: 176; 1846 von 1035: 130. Auch hier steuert weit über die Hälfte nur den niedrigsten Satz. Es kann also nur der achte Theil der selbstständigen Seidenwirker in Berlin die Gewerbesteuer bezahlen. Was sind die anderen sieben Achtel? Proletarier, ist die einfache Antwort. Die Seidenwirker in Berlin haben sich zwar seit dem Jahre 1839 nur um 100 vermehrt, aber die Zahl der Steuerpflichtigen hat sich unter ihnen um 56 vermindert. Es ist also das Proletariat auch in diesem Gewerbe fortwährend im Steigen. Jetzt würde es, auf jeden nicht steuernden Seidenwirker eine Familie von 4 Personen gerechnet, 5448 Menschen umfassen.

Gedämpft mag der Eindruck dieser Zahlenverhältnisse für Manche dadurch werden, daß alle diejenigen Gewerbetreibenden für gewerbesteuerfrei angesehen werden, welche in der Regel nur um Lohn oder auf Bestellung arbeiten, ohne ein Lager von fertigen Waaren zu halten, so lange sie das Gewerbe nur für ihre Person oder mit einem Gehülfen und mit einem Lehrlinge betreiben. Dieses sind aber meistens nur Gewerbs-Proletarier.

Bei allen bedeutenden Handwerken ist es vorzüglich der fabrikationsmäßige Betrieb, an dem die kleinen Meister in Berlin zu Grunde gehen und der die Gewerbe in armselige Proletarier und reiche Besitzer zertheilen will. Wir haben die Aussagen von Meistern verschiedener Gewerbe vor uns und wir wollen aus ihnen, die zwar einen großen Wirrwarr

bilden und mit denen sich ein blasirter Schöngeist gewiß nicht abgeben möchte, folgende Data zusammenstellen.

Aus unserem Nachweis über das Tischlerhandwerk ging hervor, daß zwei Drittel dieser Profession zu den Proletariern gezählt werden müßten. Seltsam, unser ehrlicher Meister, der von unseren Berechnungen gewiß nichts weiß, sagt uns: „Zwei Drittel der in Berlin ansässigen Tischler müssen für die hiesigen Meubleshändler arbeiten und sind dem eigennützigen Drucke derselben unterworfen.“ Das werden eben dieselben zwei Drittel des Berliner Tischlergewerks sein, welche keine Gewerbesteuer bezahlen können. Die Berliner Meubleshandlungen, bekannt durch ihre geschmackvolle Waare, ruiniren mit ihrer Industrie und ihrem Capitale die kleinen Handwerker. Wer bestellt sich noch bei einem schlichten Tischler Mobilien? Niemand. Unser Meister sagt daher ganz offen: „Die armen Tischler sind nicht mehr im Stande, den nöthigsten Lebensunterhalt dabei zu erwerben.“ Ferner sagt er: „Um den habsüchtigen Bedingungen der Meubleshändler zu genügen, muß der Tischler aus leichtem und schlechtem Material immer einerlei Arbeit machen und sich fabrikmäßig dazu einrichten.“ Da mag es dann vorkommen, daß ein Lehrling während seiner Lehrjahre kaum etwas anderes als Schränke machen lernt. Die Lohnpreise muß der Tischler sich von dem Meubleshändler setzen lassen, er ist ganz und gar in der Hand desselben, er ist nichts als ein Proletarier, der durch die Macht des Geldes sittlich und körperlich entwürdigt wird. Diese zwei Drittel der Berliner Tischler, zu 1400 angenommen, würden, auf jeden Meister eine Familie von 4 Personen gerechnet, dem Proletariat eine Anzahl von 5600 Menschen zubringen. Die Gesellen u. s. w. sind natürlich hier eben so wenig, wie weiter unten mitgezählt worden.

Auch die Schuhmacher werden in Berlin durch die Concurrenz unter einander, durch den Ueberfluß ihrer Arbeits-

kräfte, aber auch durch Elemente ruinirt, mit denen sie von vorneherein gar keinen gewerblichen Wettkampf eingehen können. Nach dem verständigen Meister, den wir darüber befragen, überschwemmen die Schuster in den kleinen Städten, welche, weil sie billiger leben, auch billiger arbeiten können, Berlin mit ihrer Arbeit. Die Berliner Händler senden dahin die Leisten und bekommen die fertigen Stiefel und Schuhe wagenweise vor die Thür geliefert. „Mit diesen Leuten können wir kleinen Meister nicht concurriren." Noch schlimmer aber ist die Concurrenz, welche der Staat selber in seinen Zuchthäusern eröffnet hat. „Es werden die zugeschnittenen Stiefel nach den Zuchthäusern gebracht und dort für einen sehr geringen Preis angefertigt." Daß ein kleiner Bürger, der Steuern zu bezahlen und seine Familie zu ernähren hat, mit einem Zuchthäusler nicht concurriren kann, den der Staat erhält, versteht sich von selbst; oder er müßte denn als Proletarier erst selber in's Zuchthaus kommen. Würde die Arbeit für's Militair, welche auf den Militär-Commissionen gemacht wird, nicht auch von Soldaten angefertigt, so könnte dadurch schon mancher bürgerlichen Noth abgeholfen werden. Das Proletariat, auf zwei Drittel des Standes tarirt, würde auf 8000 Menschen angenommen werden dürfen.

Auch was das Schneiderhandwerk in Berlin betrifft, so steht hier die Production zu der, wenn auch noch so bedeutenden, Consumtion in gar keinem Verhältnisse. Auch hier hat der kleine Gewerbsmann nicht blos mit der Ueberzahl Seinesgleichen, sondern auch mit den Kleiderläden und außerdem noch mit den Zuchthäusern und den Soldaten des Staates zu concurriren. So gerathen die meisten von den ca. 4000 selbstständigen Schneidern Berlins auf die Stufe des Proletariats. Die Kleiderläden, mit ihren marktschreierischen Ankündigungen, ruiniren die Arbeit mit dem Capitale oder noch öfter mit dem Scheine des Capitals. Eine übergroße Anzahl der Berliner Schneider ist ihnen verpfändet.

Die Kleidung für das Militair wird nicht blos von Soldaten in den Militairwerkstätten besorgt, sondern es ist den uniformirten Meistern und Gesellen auch noch erlaubt, bürgerliche Kleidung anzufertigen. Sie können natürlich für Preise arbeiten, welche beinahe dem Zuchthäusler zu niedrig erscheinen würden. „Freilich hätten," hieß es in den Verhandlungen des seligen Lokalvereins, „Reclamationen höhern Orts Gehör gefunden, aber das Mißverhältniß sei dasselbe geblieben." Berücksichtigt man diese Verhältnisse, so wird man es schon erklärlich finden, wenn wir mindestens ¾ der sämmtlichen Berliner Schneider als gewöhnliche Proletarier betrachten, das giebt wieder, auf jeden eine Familie von 4 Köpfen gerechnet, 12,000 Proletarier.

In einer ganz besonders traurigen Lage ist auch die Weberei in Berlin. Die meisten Weber daselbst haben eben nur einen Webstuhl, deren im Ganzen 5000 gerechnet worden sind. Kann man auf jeden Weber eine Familie von 4 Köpfen rechnen, so erhalten wir dadurch für das Berliner Proletariat einen Zuwachs von 20,000 Menschen. Weniger die Concurrenz unter einander, als die großen Entwicklungen der Industrie, verbunden mit den Umgestaltungen des Handels, haben den Ruin der Weber herbeiführen müssen. Sie gehören in der Regel zu den traurigsten Gestalten, welche man in Berlin nur sehen kann, denn es ist ihnen durchaus nicht möglich, bei der angestrengtesten Arbeit vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend, mehr als höchstens 6 bis 8 Groschen für sich und ihre Familie zu verdienen, eine Summe, die in Berlin kaum genügt, um, bei der Theuerung aller Lebensbedürfnisse, auch nur die kümmerlichste Existenz zu fristen. In der Nähe meiner frühern Wohnung pflegten sich arme Weber alle Sonntag Morgen, als Genuß für eine ganze Woche, aus einem Krämerladen für 2 Pfennige Rauchtaback und für 1 Pfennig Schnupftaback zu holen! Man kann im Berliner Arbeitshause fortwährend Weber finden.

Wenn solche Details dazu beitragen, daß die Berliner Gewerksverhältnisse in ihrem wirklichen Zustande, nämlich in ihrer Verbindung mit Pauperismus und Proletariat betrachtet worden, so haben sie, so ungenügend sie sonst immerhin sein mögen, ihren Zweck erfüllt. Durch die Darstellung derselben sollte kein Vorwurf nach irgend einer Seite hin gemacht, es sollte nur das mächtige Princip, welches die Gegenwart beherrscht, in seiner Wirklichkeit nachgewiesen werden. Die Concurrenz, der Industrialismus, das Unverhältniß der Consumtion zur Production, die Macht des Capitals über die Handarbeit, haben selbst in der kleinen gewerblichen Sphäre mächtig durchgegriffen und dort ein immer wachsendes Proletariat erzeugt. Das Princip der freien Concurrenz wird seinen Weg gehen, ohne daß wir es hindern könnten, und nur die Geschichte wird uns aus diesem Conflicte erlösen. Untersuchungen scheinen uns vortheilhafter als Anklagen zu sein. Wenn man aber, wie im gewöhnlichen Leben dem verarmten Gewerbsmann gegenüber, so auch im Angesichte der großen Zahlen, welche das Berliner Gewerbe-Proletariat bilden, etwa ausrufen sollte: warum ergreifen diese Leute kein anderes Fach? so ist diese Frage eben so unvernünftig, als grausam.

Zum Theil haben sie wirklich einen andern Weg eingeschlagen, und wir treffen verarmte Gewerbsleute in allen möglichen Stellungen und Verhältnissen, welche das Leben einer großen Stadt nur erfinden mag. Nicht bloß im Schuldgefängnisse, im Familienhause, im Armen- oder Zuchthause, als Stiefelputzer, als Colporteure, als Eisenbahnwärter, als Bediente, als Krankenwärter, Nachtwächter u. s. w., sehr oft auch als Tagelöhner tauchen sie auf. Die kleinen Civilversorgungen sind ihnen in der Regel durch das Militairpersonal verschlossen. Zum Theil sind sie aber noch von einem zu tief gewurzelten Gewerbestolz erfüllt, als daß sie sich gleich mit dem gewöhnlichen Tagearbeiter auf einen Markt stellen möchten. Dies spricht gegen den Nu-

ßen einer projectirten Arbeiterbörse. Drittens aber hat ihr Gewerbe ihnen auch so häufig die Gesundheit ruinirt, daß es ihnen, selbst bei dem besten Willen, nicht möglich wird, gewöhnliche Tagearbeiterdienste zu leisten, wo sie wieder nicht blos mit den Berliner Tagearbeitern, sondern auch mit den Schlesiern und sehr oft auch mit den Soldaten concurriren müssen. Hier, nach der Mittheilung des „Publicisten," ein Bild aus dem Berliner Leben, als Beitrag zu dem Gesagten. Scene: Büreau des Arbeitshauses. Abend.

Ein Mann, von etwa 50 Jahren, in abgeschabtem Ueberrocke, die Mütze in der Hand, tritt mit trübem Gesicht in's Zimmer. Er scheint erschöpft wie von vielem Laufen, denn seine Züge sind matt und bleich, die dünnen grauen Haare hängen naß über die gefurchte Stirn; das ganze Aeußere dieses Mannes trägt den Ausdruck höchster Niedergeschlagenheit. Es ist dies ein Webermeister und Bürger des schönen Berlins, welcher wegen Verdienstmangels mit Weib und Kind obdachlos geworden, seine Zuflucht zum Arbeitshause nehmen mußte. Er hat heute den Ausgang gehabt; doch seine betrübte Miene verräth, wie wenig erfolgreich seine Bemühungen gewesen sind, Arbeit für sich und ein Unterkommen für Weib und Kind zu ermitteln.

Nun, S., wie steht's? Habt Ihr eine Wohnung gefunden? frägt der Secretair, indem er vom Pulte aufblickt.

Nein, bester Herr, erwiedert der Mann, meine Bemühungen sind erfolglos gewesen; eine Wohnung habe ich zwar mit vieler Mühe ermittelt, als aber der Wirth hörte, daß ich 5 Kinder und nur einen Webestuhl habe, wollte er nichts mehr wissen; er meint, bei 6 oder 8 Groschen täglichem Verdienste könne die Miethe von 40 Thlrn. nicht herauskommen und leider hat er Recht. Denn mehr wie 8 Groschen kann ich täglich nicht verdienen und muß noch froh sein, wenn ich die habe. Was aber das Schlimmste

ist, bester Herr, ich kann auch jetzt nirgend Arbeit finden; ich bin wohl zu 12 Fabrikanten heute gewesen, aber keiner konnte mir Arbeit geben.

Nun, so müßt Ihr als Arbeitsmann Verdienst suchen, erwiederte der Secretair.

Leider bin ich dazu zu schwach, antwortet traurig der Weber. Ich habe versucht, wenn ich keine Professionsarbeit hatte, bei der Ramme zu arbeiten, aber ich konnte es nicht länger als einen Tag aushalten, das Blut stürzte mir aus Nase und Mund, weshalb ich diese Arbeit wieder aufgeben mußte; ich weiß nicht, was ich anfangen soll! —

Wenn wir von den 21,748 selbstständigen Gewerksmeistern, welche Berlin nach der oben mitgetheilten Tabelle besitzt, drei Viertel zu dem gewerbtreibenden Proletariat, das heißt, zu jenen Leuten rechnen, welche sich nur mit ihrer Arbeit mühselig ernähren, und sich krampfhaft gegen die Macht der Industrie und den Druck des Capitals in einer gewerblichen Position zu erhalten suchen, so werden wir, wenn man die verschiedenen Details berücksichtigt, jedenfalls das ungefähr richtige Verhältniß getroffen haben. Auch hier, wie im Einzelnen, eine Familie von 4 Personen auf den Meister angenommen, ergiebt auf ca. 15,000 Meister ein gewerbliches Proletariat von 60,000 Personen. Dabei sind die Gesellen durchaus nicht mitgezählt, von denen sehr viele Familien haben. In diesen Zahlen wird man die Nachtseite unsrer Gewerbefreiheit erblicken. Sie mußte zur Ueberproduction und zum Eindringen der Fabrikation in die Handwerke führen.

Bisher haben wir nur die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe beobachtet. Weit unsicherer als mit ihnen sieht es noch mit den sogenannten Faktorei-Arbeiten aus. Indem man ihren Zustand untersuchen will, muß man sich unwillkührlich auf das weite Gebiet des Welthandels, der großen Handelsconjecturen, in den Mittelpunkt der industriellen Kampflager fortreißen lassen. Hier feiert die freie Concur-

renz ihre höchsten Triumpfe, hier giebt es entschieden nur zwei Parteien, den Troß und die Ritter. Mit der Vervollkommnung der Maschinen sank der Werth der Menschen, je mächtiger das Capital wurde, desto niedriger wurde der Arbeitslohn. Es ist indeß äußerst schwer, über die Berliner Fabrikzustände einen genauen statistischen Aufschluß zu erlangen, wir haben es zu bedauern, daß es uns nicht gelingen wollte. Daß aber auch hier, bei dem allgemeinen Aufschwunge derselben, in ihrem Verhältnisse zur arbeitenden Classe sehr wesentliche Veränderungen vorgegangen sind, werden einige Notizen über die Kattundruckerei nachweisen können. Im Anfange der zwanziger Jahre stand die Kattundruckerei in großer Blüthe und gewährte den dabei beschäftigten Arbeitern reichlichen Unterhalt. In den Jahren 1822 und 23 wurden für ein Stück in drei Farben, welches jetzt mit 15 Sgr. bezahlt wird, 1 Thlr. 12 Sgr. bezahlt; für ein Tuch von 1½ Ellen, für welches der Druckerlohn jetzt 1¼ Pf. beträgt, 4 Pf. Ein guter Drucker, der jetzt höchstens 5 Thlr. wöchentlich verdient, konnte damals sein Wochenlohn auf 18 bis 20 Thlr. bringen. Seitdem ist ein großer Umschwung eingetreten, und die Folgen der Concurrenz haben sich in furchtbarer Weise geltend gemacht. Ein großer Theil der Druckereien, namentlich der kleineren, ist eingegangen und der Lohn der Drucker hat sich sehr verschlechtert. Ein großer Theil der Arbeit wird jetzt durch Frauen und Mädchen, die nur halben Lohn erhalten, und durch Burschen verrichtet. Die furchtbarste Wirkung aber haben die Maschinen geäußert; während ein Drucker nicht über vier Stück in einer Farbe täglich fertigt, druckt die Maschine täglich 300 Stück in einer Farbe. Der Kattundrucker, der dem Schriftsteller Buhl diese Notizen mitgetheilt hat, antwortete ihm auf seine Frage, was aus den außer Beschäftigung gesetzten Druckern geworden sei: Ein Theil befindet sich im Ochsenkopfe (Berliner Schuldgefäng-

niß), ein anderer rammt und die übrigen haben sich zu helfen gesucht, so gut sie konnten.

Sehr häufig müssen wir, wenn die wichtige Frage des Arbeiterlohnes erörtert wird, von Leuten, die besser absprechen, als untersuchen können, die Behauptung vernehmen, unsere Arbeiterclassen befänden sich in einem höchst behaglichen Zustande, gegenüber den englischen und den französischen. Wer Nein sagt, dem glauben sie nicht; in dem pflegen sie sogleich einen Communisten zu wittern. Was ist hier zweckmäßiger, als die Zahlen selber reden zu lassen und vergleichende Tabellen über den Lohn der verschiedenen Arbeiter in den verschiedenen Städten und Ländern aufzustellen? Wir haben zu einem Vergleiche mit Berlin nun Paris gewählt, dessen Arbeiterelend wenigstens durch Sue auch in den größeren Kreisen Deutschlands anerkannt wurde.

Die Mittheiler des Pariser Arbeiterlohnes sind die HH. Robert, Färber, rue des Gravilliers, 60; Rosier, Stockfabrikant, rue St. Avere, 33; Landry, Meublestischler, faubourg St. Martin, 99; Baratre, Sattler, rue Laborde, 17 und Moreau, Commis, rue de Caire, 16. — Zur Erleichterung der Uebersicht hat die Berechnung des Pariser Lohns nach Thalern und Silbergroschen stattgefunden.

Die Mittheilungen über den Berliner Arbeitslohn haben wir einer großen Anzahl von Männern aller Classen, namentlich aus dem Gewerbestande zu danken. Es wurde darüber meist öffentlich im Hôtel de l'Europe, zur Zeit des Localvereins verhandelt. Die sämmtlichen Data sind dann mit nicht geringem Fleiße von dem Kaufmann, Herrn L. Constant zusammengetragen worden.

I. Weibliche Arbeiten.

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Anknüpferin bei Spinnmaschinen	5 Sgr.	2		8 Sgr.	3
Auslegerin in den Druckereien	3—4 "	2	Meistens Kinder.	8 "	—
Blumenmacherin	4—8 "	2	Die Vorsteherinnen solcher Fabriken verdienen nach ihren Fähigkeiten und Geschmack 10—20 Sgr. pr. Tag, ohne schlechte Zeit; 20 Sgr. aber Ausnahmen.	12 "	4
Coloristin	$2\frac{1}{2}$—3 "	4	Eine Arbeit, die in Berlin gewöhnlich nur von Knaben betrieben wird und durch die Concurrenz der Züchtlinge leidet.	10 "	4
Cigarrenmacherin	3 "	4	Verfertigen nur die Wickeln zu den Cigarren.	10 "	2
Deckennäherin und Mantelstepperin	4 "	3		10 "	4
Federschmuckarbeiterin	4—8 "	3	Die Directrice verdient nach ihren Fähigkeiten 10—15—20 Sgr. pr. Tag.	8 "	3

Benennung der Arbeit	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Franzenknüpferin.	5—6 Sgr.	4	Diese Arbeiterinnen sind gewöhnlich von den Agenten abhängig, da die Fabrikanten es der Bequemlichkeit wegen vorziehen, diese Arbeit in Entreprise zu geben.	8 Sgr.	3
Friseurin	10 „	4	Da diese Mädchen auf keine bestimmte Einnahme rechnen können, so wurde der Durchschnittpreis angenommen.	8 „	8
Gold- und Silberstickerin	20 „	6	Die Augen werden sehr angegriffen.	8 „	3
Goldschlägerarbeiterin	5—6 „	2	Wenig beschäftigt, da die Berliner Goldschlägereien ohne Bedeutung.	8 „	5
Häklerin	6—10 „	4	Diese Arbeit wird meistens von höheren Damen des Taschengeldes wegen betrieben.	8 „	5
Holzvergolderin	— „	—		10 „	5
Hasplerin	5—10 „	3	Eine Baumwollenhasplerin verdient nur halb so viel als eine Wollenhasplerin.	12 „	4
Knoxfmacherin	7½ „	3		10 „	4

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Lichtpackerin	4½ "	2		10 "	3
Metallpoliererin	7 "	2		18 "	4
Mützenmacherin	7½—10 "	2		12 "	4
Modistin	3—10 "	2	Die Lernenden bekommen nichts, sondern müssen theilweise noch Lehrgeld geben. Die tägliche Einnahme einer Directrice ist durchschnittlich 15 Sgr.	10 "	4
Weißwaaren-Näherin	3—4 "	2	Beim größten Fleiß und bei angestrengtester Arbeit können solche Mädchen höchstens 4½ Sgr. verdienen. Ein Dutzend Chemisets wird mit 10 Sgr. Näherlohn bezahlt, die geschickteste Näherin verfertigt 5 Stück täglich.	7 "	—
Porzellanpoliererin	5—7 "	—	Dreizehn Arbeitsstunden.	14 "	6
Pätterin	10—15 "	4		18 "	4½
Schuheinfasserin	3 "	3		6 "	3

	Berlin.			Paris.	
Benennung der Arbeit.	Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Stickerin (jeglicher Art)	$3-12\frac{1}{2}$ "	4	Die Stickereien sind sehr, verschieden, daher die Lohndifferenz.	12 Sgr.	6
Strickerin	$2\frac{1}{2}$ "	—	Strickerinnen können diesen Satz nicht übersteigen und haben selten mehr als 2 Sgr. pr. Tag.	5 "	—
Strohhutnäherin	4—8 "	6		20 "	6
Schneiderin	10 "	4	Erhalten dabei Kost, wo sie arbeiten.	10 "	6
Spulerin	$1\frac{3}{4}-2\frac{1}{2}$ "	2	Von Kindern betrieben.	—	—
Wäscherin	10—15 "	4	Bei 10 Sgr. haben die Frauen Kost.	18 "	4
Wollsortiererin	$7\frac{1}{2}-8$ "	4		— "	—
Fabrikmädchen	5—6 "	—		6—8 "	—

In diesen Zahlen liegt eine fürchterliche Wahrheit, denn kein anderes Resultat läßt sich aus ihnen gewinnen, als dieses: daß im Durchschnitt der Lohn für die weiblichen Arbeiten in Berlin noch niedriger steht, als zu Paris. In diesen Zahlenreihen ist denn auch der sichere Schlüssel für die Entartungen und Verirrungen des weiblichen Geschlechts in Berlin gefunden. Denn in dem niedrigen Lohne muß wenigstens eben so häufig, als in Faulheit und Leichtsinn, der Ursprung jener massenhaften Berliner Prostitution gesucht werden, mit welcher wir uns an anderen Stellen dieses Buches beschäftigt haben. Wenn die Schrift „die Prostitution in Berlin und ihre Opfer" die Zahl der Prostituirten auf **10,000** angiebt, so mag das vielleicht übertrieben sein, sie ist aber demungeachtet sehr bedeutend. Man sieht, ein Sue hätte auch von Berlin aus auf die sociale Thränendrüse des Philisters einwirken können. Eine Cigarrenmacherin, die in Berlin nur mit **3** Sgr. Tagelohn bezahlt wird und **4** Monate stille Zeit hat, erhält in Paris bei nur zwei Monaten stiller Zeit noch **10** Sgr. u. s. w. Zwischen dem Preise der nothwendigen Lebensbedürfnisse in Paris und Berlin, ist durchaus nicht jene Differenz, welche, zum Theil wenigstens, zwischen dem Lohne der Arbeiterclassen beider Städte stattfindet.

II. Männliche Arbeiten.

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Appreteur (Strohhüte)	—	—		1 Thlr. 2 Sgr.	7
Appreteur (Baumwolle)	15 Sgr.	2		— "	—
Bäcker	1r Ges. $7\frac{1}{2}$ " 2r " $5\frac{2}{3}$ " 3r " $4\frac{1}{3}$ "	—	Mit Wohnung und Kost. Der erste Gesell hat nebenbei jährlich an Back- und Bratengeld ca. 50—150 Thlr.; der 2te ca. 12 Rthlr.; der 3te nichts.	1 Thlr. 2 "	—
Bandmacher	10— $12\frac{1}{2}$ "	3	Sehr gesunken.	28 "	4
Barbier	3 "	—	Mit Wohnung und Kost. Nebenverdienst durchs Haarschneiden ca. 10 Sgr. pr. Woche.	— "	—
Böttcher (groß u. klein)	15 "	3	Bei freier Kost und Wohnung täglich ca. 4—5 Sgr. p. Tag.	24 "	3
Buchbinder und Galanterie-Arbeiter	$12\frac{1}{2}$—15 "	3	Haben 13 Arbeitsstunden; Gesellen, die stückweise arbeiten, bringen es ausnahmsweise auf 4 Rthlr. die Woche.	24 "	3

	Berlin.			Paris.	
Benennung der Arbeit.	Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Buchdrucker	15—17½ Sgr.	3	Von 5 Setzern oder Druckern hat in Berlin gewöhnlich nur Einer Arbeit. Reelle Druckereien arbeiten nur mit Gehülfen, kleinere mit Burschen. Ausnahme: 20 Sgr. Verdienst pr. Tag.	1 Thlr. 2 Sgr.	3
Schriftsetzer	15—17½ „	3		28 „	3
Büchsenmacher	20 „	3		24 „	5
Bürstenmacher	15—17½ „	2	Bei Kost und Wohnung 4 Sgr.	24 „	5
Ciseleur	1 Thlr. 5 „	2		1 Thlr. 2 „	6
Dach= und Schieferdecker	20—25 „	6	Gefahrvoll.	1 „ 10 „	4
Drechsler	15—17½ „	2	Bei Wohnung und Kost 1 Rthlr. 10 Sgr. wöchentlich; die Metalldrechsler verdienen in den Fabriken von 4—10 Rthlr. pr. Woche.	28 „	4
Eisengießer	1½ Thlr.	2	Arbeiter 10 Sgr., in Paris 20 Sgr.	1½ Thlr.	3
Färber	25 Sgr.	3	Der Bursche zahlt 50 Rthlr. Lehrgeld.	28 Sgr.	4
Flügel= und Pianobauer	25 „	2		1⅓—1½ Thlr.	2
Friseur	6 „	—	Schlecht genährt und schlecht gebettet.	7½ Sgr.	2

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Gelb= und Rothgießer	15—20 Sgr.	5		1 Thlr. 2 Sgr.	3
Schriftgießer	20 „	3		28 „	4
Goldleisten= und Bilderrahmen=Macher	10—20 „	2	Leiden sehr durch die Concurrenz der Zuchthäuser.	20 „	—
Goldschmiede, Juweliere u. Silberarbeiter	20 „	4		1 Thr. 2 „	6
Gürtler u. Bronceur	15—20 „	3—4		$1\frac{1}{5}$—$1\frac{1}{3}$ Thlr.	4
Handschuhmacher	6—8 „	2	Meistens werden die Handschuhe von Mädchen gemacht.	1 Thlr. 2 Sgr.	—
Hutmacher	25 „	2		1 Thlr. 2 „	5
Klempner	15 „	3		1 Thlr.	3
Korbmacher	$7\frac{1}{2}$ „	2	Ohne Wohnung und Kost. Sehr herunter gekommen.	28 „	3
Kupferschmied	25—1 Thlr.	4		28 „	—
Lakierer	$12\frac{1}{2}$-$17\frac{1}{2}$ Sgr.	2		$1\frac{1}{2}$ Thlr.	4
Lithograph	20—25 „	4		24 „	3

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Wappenmaler	$\frac{3}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Thlr.	3	Die Arbeitszeit ist 13 Stunden. Die, welche für sich und nicht in Fabriken arbeiten, verdienen weniger, da sie mit diesen concurriren müssen.	—	—
Ständermaler	$\frac{2}{3}$—1 "	2		—	—
Prospect- u. Blumenmaler	$\frac{2}{3}$— $\frac{3}{4}$ "	2		—	—
Maurer	15—$22\frac{1}{2}$ Sgr.	4	Der Polirer erhält 25 Sgr. Der Tagelöhner 10—14 Sgr.	1 Thlr. 2 Sgr.	
Mechaniker, Optiker	25 "	2		24 "	6
Messerschmied	15—20 "	2		22 "	3
Riemer	5 "	—	Freie Kost und Wohnung.	1 Thlr. 2 Sgr.	4
Sattler	20 "	3		22 "	5
Schlächter	letzt. G. 1 Thl. mittl. 3 " bester 6 "		Wöchentlich bei freier Kost und Wohnung. Die Gesellen sind selten verheirathet.	24 "	3
Schlosser	15—20 Sgr.	2	In den Fabriken verdienen die Schlosser von $17\frac{1}{2}$—$27\frac{1}{2}$ Sgr. pr. Tag und ohne schlechte Zeit.	28 "	4
Schmidt	5 "	2	Freie Kost und Wohnung.	1 Thl. 6 "	3

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Berlin. Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Paris. Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Schneider	7½—13¾ Sgr.	3	Der niedrige Lohn von 7½ Sgr. trifft die, welche meist verheirathet, für die Kleiderläden arbeiten, um nicht ganz zu verhungern.	1 Thlr. 2 Sgr.	6
Schuhmacher	15—17½ "	2—3		20 "	4
Seidenwirker	12½—17½ "	2	Das Letztere selten.	28 "	4
Steinsetzer	20 "	4	Handlanger 12½ Sgr.	1 " 2 "	
Tapezierer	20 "	4	11 Stunden Arbeit.	1 " 2 "	4
Tischler (Meubles)	12½—20 "	3	Die Arbeitszeit der Tischler beträgt volle 12 Stunden. Es giebt Gesellen, welche dieselbe sogar auf 15—19 Stunden ausdehnen, um für ihre Familien die nöthigsten Bedürfnisse zu schaffen. Diese bringen es zuweilen auf 7 Thlr. die Woche.	20 "	3
(Bau)	20 "	2		24 "	4
Uhrmacher	16 "	—	12 Stunden Arbeit; müssen anständig gekleidet sein und selbst das Werkzeug halten.	25 "	4
Weber	7½—10½ "	3	Kinder verdienen 4 Sgr.	—	—

Benennung der Arbeit.	Berlin. Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate	Bemerkungen.	Paris. Lohn p. Tag.	Schlechte Zeit im Jahre. Monate
Zeugschmidt	4 Sgr.	—	Freie Kost und Wohnung.	1 Thlr. 2 Sgr.	6
Zimmermann	$17\frac{1}{2}$—$22\frac{1}{2}$ "	4	Auf den Zimmerplätzen verdient der Geselle 15 Sgr.	1 " 2 "	4
Brettschneider	15—1 Thlr.	4	Der Oberschneider verdient bedeutend mehr, als der Unterschneider; daher die Lohndifferenz.	—	—
Zeichner in Kattunfabriken	2—4 "	—	Arbeiten für diesen Preis jedoch nur 8—9 Monate, da sich mehrere 3 Monate jährliche Vergnügungsreisezeit ausbedingen, während das Gehalt fortläuft.	—	—
Cigarrenmacher	25—1 "	—	Keine schlechte Zeit.	—	—
Waffenschmidt	20 Sgr.			24 "	
Porzellanarbeiter	1—$1\frac{1}{2}$ Thlr.		Handlanger 10 Sgr.	28 "	
Stubenmaler	20 Sgr.	4		28 "	4
Hufschmidt	20 "	2		20 "	3
Lampenmacher	15—25 "	2		24 "	4
Stoffedrucker	20 "	2	Von diesem Lohne gehen täglich $3\frac{3}{4}$ Sgr für den Streichjungen ab.	1 " 6 "	4

Als Resultat dieser vergleichenden Tabelle ergiebt sich zwar bei den männlichen Arbeiten kein so bedeutender Unterschied, wie bei den weiblichen, zwischen dem Pariser und Berliner Arbeitslohn; aber immer wird man daraus ersehen, daß für den Arbeiter die Verhältnisse in Berlin durchaus nicht anders gestaltet sind, als die in Paris und daß deshalb die, welche behaupten, es existire hier gar keine Aehnlichkeit, nur als gleißende Schönredner betrachtet werden können. Wenn ein Unterschied zwischen den Pariser und den Berliner Arbeitern besteht, so ist er wenigstens nicht in ihrer materiellen Lage, sondern durchaus nur in ihrer geistigen Regsamkeit zu suchen, wie wir dies bereits an einer anderen Stelle dieses Buches angedeutet haben.

Medizinische Untersuchungen haben es erwiesen und bestätigen es fortwährend, daß die verschiedenen Funktionen der verschiedenen Gewerbe einen sehr beträchtlichen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen ausüben. Wenn schon die besondere Thätigkeit oft an sich den Körper ruinirt, so ist es gar kein Wunder, wenn dieser vollkommen untergraben wird, sobald, wie in der Regel, durch das niedrige Arbeitslohn ihm die nothwendigsten Bedürfnisse verkümmert werden und die Arbeit zu einer Ueberarbeitung führt. Durch die schlechte Kost, die schlechte Wohnung und Kleidung erklärt es sich außerordentlich leicht, daß das Verhältniß der Sterblichkeit unter den Wohlhabenden zur Sterblichkeit unter den Armen mindestens immer wie 1 zu 2 angenommen werden muß; d. h. es sterben mindestens noch einmal so viel Arme als Wohlhabende. Es fehlen uns für Berlin, zum Beweise dieser Behauptung, zwar die directen Zahlen, aber auf indirectem Wege bewahrheitet sie sich vollkommen. Im Jahre 1844 behandelte die Charité 9446 Kranke, davon waren 5646 ganz zahlungsunfähig und nur 161 aus höheren Ständen. Im Jahre 1839 starben an Berliner Stadtarmen 1319, im folgenden Jahre 1485; in fortschreitender Steigerung hat sich die Zahl der gestorbenen Stadt-

armen für 1844 auf circa 2000 Personen belaufen. Es ist aber unendlich wenig gesagt, wenn wir mindestens vier Mal so viel Proletarier, als Stadtarme annehmen. So würden dann für das Jahr 1844 circa 8000 gestorbene Proletarier herauskommen, während Berlin für jenes Jahr überhaupt nur 9192 Todesfälle aufzuweisen hatte. Hier wie dort sind die Kinder und Frauen mitgerechnet. Es findet also darin eine Ausgleichung statt. Wenn man aber diese Wahrscheinlichkeitsrechnung für zu hoch hält, weil bei den Stadtarmen die ganz hülflosen Kinder und Alten beträchtlich überwiegen, (obgleich wir deshalb auf den Stadtarmen nur 4 Proletarier annehmen), so ziehe man von den 8000 immer noch 2000 ab und man wird dann gerade das obige Verhältniß haben, wonach zwei Arme auf einen Wohlhabenden in die Grube fahren müssen. Die summarische Uebersicht der jährlich in sämmtlichen Medizinalbezirken Berlins behandelten Stadtarmen, welche das Monatsblatt für die Berliner Armenverwaltung alle Jahre veröffentlicht, wird hier sehr lehrreich; denn, obgleich man es hier überhaupt nur mit den Armen zu thun hat, so zeigt sich doch, daß auch in den Stadttheilen, wo die Armen-Bevölkerung besonders vorwiegt, die Todesfälle unter ihnen sich noch wieder ganz bedeutend vermehren. Nirgend grassirt der Typhus so heftig und bösartig als im nördlichen Berlin, in den eigentlichen Armendistricten. Bis zum Jahre 1842 bestanden in Berlin nur 13 Medicinal-Armenbezirke, damals wurden dieselben bis auf 15 vermehrt, im Jahre 1845 hat eine neue Eintheilung der Stadt in 32 Medicinal-Armenbezirke stattgefunden. Ob der Grund dafür nur in der allgemeinen Vergrößerung Berlin's lag, wenn die Armendirection unter dem 20sten Juni 1842 erklärt, „daß sich die Zahl der Armen-Kranken mehrerer Medicinalbezirke dergestalt vermehrt hat, daß solche von den betreffenden Armenärzten nicht ferner zu behandeln gewesen ist,“ oder ob vielmehr auch eine innere Vermehrung der Berliner Stadtarmen stattgefunden, dieses muß hier leider

ununtersucht bleiben, wahrscheinlich findet aber auch hier eine Wechselwirkung statt.

Während Mehl und Korn in Paris theurer sind, als in Berlin, stehen doch in Berlin die Brodpreise verhältnißmäßig höher. Dies ist, bei dem niedrigen Arbeitslohne, nicht ohne schlimmen gesundheitlichen Einfluß auf die arbeitenden Classen. Die bedenklichen Zustände, welche daraus erwachsen, treten am auffallendsten durch einige Steuerverhältnisse vor Augen. Die beiden Hauptsteuern für Berlin sind die Haus- und Miethsteuer und der Communalzuschlag zur Schlacht- und Mahlsteuer. Die Haus- und Miethssteuer betrug im Jahre 1845 eine Brutto-Einnahme von 609,116 Thlr., die Schlacht- und Mahlsteuer aber 362,709 Thlr. Für die Haus- und Miethssteuer stellt sich eine jährliche Zunahme von mehr als 20,000 Thlr. heraus, was aus der Vergrößerung der Einwohnerzahl, der größeren Bebauung und der Vermehrung der steuerbaren Wohnungen leicht erklärlich ist. Dieselben Ursachen sollten aber auch das Steigen des Ertrages aus der Schlacht- und Mahlsteuer zur Folge haben. Dies ist jedoch nicht der Fall. Es findet hier vielmehr ein vollkommen umgekehrtes Verhältniß statt. Denn schon im Jahre 1845 betrug der Communalzuschlag auf diese Steuer 5000 Thlr. weniger, als im Jahre 1844 und im ersten Semester des laufenden Jahres (1846) sogar 10,000 Thlr. weniger, als in demselben Zeitraume des vorigen Jahres; so daß also für 1846 ein Ausfall von 20,000 Thlrn. gegen 1845 und von 25,000 Thlrn. gegen 1844, trotz der bedeutend gestiegenen Vermehrung der Bevölkerung, zu befürchten ist. In diesen Zahlen liegen traurige Resultate, denn sie beweisen gar nichts anderes, als daß bei wachsender Population in Berlin die Consumtion von Fleisch und Brod nicht nur nicht zunimmt, sondern sich sogar jährlich vermindert und die arbeitenden Klassen also an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen immer mehr Mangel leiden müssen. Die höheren Stände mit ihren meistens kleineren Familien

und im Besitz der Mittel, Surrogate für Brod und geschlachtetes Fleisch zu genießen, tragen im Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung sehr wenig zu der Schlacht- und Mahlsteuer bei; die mittleren Stände (die Gewerbe- und Handel treibende Klasse) und eben so die niederen Stände (mit ihren großen Familien) haben den größten Beitrag zu derselben zu liefern. Es ist also kein Wunder, daß bei immer größerer Beschränkung in den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, die Gesundheitszustände der Proletarier sich nicht verbessern können, sondern immer verschlechtern müssen. Herr Dieterici berechnet zwar, daß in Berlin durchschnittlich auf den Kopf 282 Pfd. 24 Loth Körnernahrung und 116 Pfd. 26 Loth Fleischnahrung per Jahr kommen, aber solche Durchschnittsrechnungen, in denen die Nahrung des Armen durch die Schmäuse der Reichen erhöht wird, können gar keinen besonderen practischen Nutzen haben. Der Hunger wird sogar oft eine Krankheit. So schrieb ein Berliner Arzt im November 1843 Folgendes an die Armen-Commission:

„Die Frau des Zimmergesellen B. leidet im wahren Sinne des Wortes an Schwäche und Entkräftung aus Mangel an Nahrung. Es sind mir wiederholt Scheine zugeschickt, doch kann ich die Frau nicht ärztlich behandeln, weil ihr ganzes Leiden nur der Hunger ist, wie ich mich in der That überzeugte."

Es würde uns wohl zu weit führen, wenn wir den Einfluß der einzelnen Beschäftigungen auf die Gesundheit der Arbeiter detaillirt untersuchen wollten. Dies wäre weniger eine lokale, als allgemeine Untersuchung, obgleich auch lokale Beiträge dazu interessant und lehrreich sein müßten. In Berlin z. B. erreichen die Bäcker sehr selten ein Alter über 40 Jahre, häufig sterben sie noch bedeutend früher. Die Gerber dagegen werden gewöhnlich erst im 55sten bis 60sten Jahre invalide; da aber alte Gesellen sehr selten Arbeit finden, so sind sie dann noch genöthigt, eine andere Beschäftigung aufzusuchen oder der Stadt zur Last zu fallen. Es

scheint uns darin eine große Entwürdigung des Menschen zu liegen, aber sie ist unserer Welt so gewöhnlich geworden, daß man dieselbe kaum noch glaubt, beachten zu müssen.

Für den Gesundheitszustand der Handwerksgesellen der verschiedenen Gewerbe in Berlin stehen uns einige interessante Data zu Gebote, die wir nicht verschweigen dürfen. Der Geist der entfesselten Gewerbefreiheit hat nämlich das Assotiationswesen der alten Corporationen in diesen Kreisen nie ganz auflösen können und so bestehen denn unter ihnen zur Zeit noch 60 Gesellen-Kranken- und Sterbe-Kassen, aus denen im Jahre 1845 an 8107 Kranke verpflegt und Todte beerdigt wurden. Wenn man nun die in der vorstehenden Tabelle gegebene Zahl der sämmtlichen Gesellen eines Gewerks mit den in demselben Jahre unter ihnen stattgehabten Krankheitsfällen vergleicht, so erhält man (wir wählen nur einige Gewerke) dann die folgenden Resultate. Im Jahre 1845 waren

von	295	Buchbindern	123	erkrankt;
„	885	Garnwebern	233	„
„	280	Klempnern	126	„
„	390	Schlächtern	87	„
„	2700	Maurern	450	„
„	1200	Seidenwirkern	291	„
„	1600	Schlossern	684	„
„	1680	Zimmerleuten	70	„
„	2600	Schneidern	896	„
„	1968	Schuhmachern	1484	„
„	2200	Tischlern	1158	„

Leider stehen uns die Zahlen der Todesfälle nicht zu Gebote. Aber die Krankheitsfälle sagen genug. Während bei den Zimmerleuten auf 24 Gesunde ein Kranker kommt, wird bei den Schneidern auf 3 eine Person, bei den Klempnern und Tischlern sogar unter 2 Gesellen einer krank. Die Gesundheitszustände in der elendesten Armuth können umka schlechter sein, als unter diesen Gesellen, wo doch die mei-

ften dem kräftigen Mannesalter angehören. In diesen Zahlen liegt also eine große Anklage für den gegenwärtigen Zustand unsrer Arbeiter. Während das Zimmerhandwerk an sich der Gesundheit zuträglich sein wird, mag die Tischlerei an sich den Körper, besonders die Brust, ruiniren, aber selbst darin findet das abnorme Zahlenverhältniß durchaus noch keine Begründung. Die Hauptursache liegt auch hier in dem niedrigen Arbeitslohne. Die Arbeit der Tischler beträgt Tag für Tag volle 12 Stunden. Die Gesellen, welche es bis auf 7 Thlr. Wochenlohn bringen wollen, um ihre Familie kümmerlich zu ernähren, sehen sich oft zu 15 bis 19 Stunden täglicher Arbeit genöthigt. Die Tischlerei und der Arbeitslohn in derselben ist, wie oben gesagt, durch den fabrikationsmäßigen Betrieb so tief herunter gebracht worden. Die Folge davon ist auch, daß die Berliner Tischler, was ihre Gesundheit betrifft, zu den elendesten Menschen gerechnet werden müssen. Etwas Aehnliches ist der Fall bei den Schlossern, Klempnern, Schneidern u. s. w.

Die kleinen Gewerbtreibenden wünschen über dem großen Haufen zu stehen, aber wir bemerken, daß ihr Standesgeist im Vergleiche mit ihren wirklichen Verhältnissen durchaus eine Illusion geworden ist und daß unter ihnen das Proletariat eine eben so starke Recrutirung hält, wie unter dem großen, buntzusammengewürfelten Haufen, der sich auf jede Art und Weise durch den Abfall der Gesellschaft zu nähren sucht und in dem das verdiente Elend mit dem unverdienten mannigfach wechselt. Wenn wir das ganze Proletariat in Berlin auf 150,000 Köpfe anschlagen, so meinen wir damit nicht zu viel zu behaupten. Es würde beinahe die Hälfte der Berliner Bevölkerung umfassen, und das ist jedenfalls sehr bedeutend, selbst im Vergleiche zu andern großen Städten Europa's.

Das Proletariat ruinirt aber nicht bloß den physischen, sondern auch den sittlichen und intellectuellen Menschen. In jeder Beziehung findet Verwahrlosung statt, und Armuth

und Verbrechen sind in unsrer Welt bereits Zwillingsschwestern geworden. In den obern Schichten unsrer Gesellschaft löset sich die Familie immer mehr auf durch die laxe Moral der Lüsternheit und durch moderne Principien, in den unteren Kreisen geschieht durchaus dasselbe, nur durch die Noth. Es ist nichts Allzuseltenes, daß arme Familienväter ihre Frauen und Töchter auf die Straße schicken und den Verdienst der Prostitution mit ihnen theilen. Den Kindern erscheint von der Muttermilch an das Laster und die Verderbtheit als ein natürlicher Zustand und die Verwahrlosung der Kinder, was auch dagegen gethan werden mag, scheint namentlich auf eine erschreckende Weise fortwährend zuzunehmen. Die unehelichen Geburten wachsen in einer Art, die zum Wachsthum der Bevölkerung in keinem Verhältnisse steht. Gewöhnlich werden diese armen Geschöpfe, die oft einen reichen Vater haben, für wenige Thaler zu alten Weibern ausgegeben, wo sie von Jugend auf in der schrecklichsten Weise verkümmern und wo durch Kost, Wohnung, Kleidung und Schläge alles mögliche dazu beigetragen wird, ihr Lebenslicht zu ersticken, oder, wie der Berliner frivol sich ausdrückt, sie „zu Engeln zu machen." Man weiß deshalb in den untern Classen viel von „Engelmacherinnen" und sogar von einer „Oberengelmacherin" zu reden. Die Kinder der Proletarier werden in frühster Jugend schon zum Verdienste gezwungen. Alle Abende werden viele Hunderte von ihnen, im jämmerlichsten Aufzuge, mit Schwefelhölzern, Seife und Bilderbogen in die Bierstuben hineingeschickt, um sich dort einige Groschen zu erbetteln. Hier beginnt denn schon, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, noch ehe der Körper seine Festigkeit erhalten hat, als ein Mittel zu besserem Erwerbe, die Verführung. Ich habe Kinder von **14** bis **16** Jahren gesehen, welche bereits die schamlosesten Gassendirnen waren. Es wird von der Berliner Commune zum Theil für die Bekleidung armer Kinder zur Einsegnung gesorgt. Aus den Mittheilungen, welche

darüber in den Jahrgängen des Monatsblattes für die Berliner Armenverwaltung gemacht werden, tritt das Elend unter den Kindern des Berliner Proletariats sehr deutlich hervor. Wie in allen Proletariatszuständen, so ist auch hier der Norden Berlins auf eine ganz unverhältnißmäßige Weise vorwiegend. Im Jahre 1837 kam auf alle Armencommissionen Berlins durchschnittlich 1 Kind; in der Armen-Commission 56 a dagegen sind 27, in der 56 b (beide in Nord-Berlin) sind 23 zu bekleiden gewesen. Im Jahre 1841 kommen auf jede Armencommission ca. 2 Kinder, auf 56 a jedoch 18, auf 56 b 19. Im Jahre 1842 ebenfalls auf jede Armencommission 2 Kinder, auf die 29ste jedoch (Köpnicker Straße, Berliner Fabrikengegend) 4, auf 56 a aber 28 und auf 56 b 16. Es hat sich zwar das Verhältniß zu 1837 etwas gebessert, aber man sieht doch aus diesen Zahlen, in welchem Unverhältnisse das Elend der Kinder in den eigentlichen Proletariergegenden Berlins, wenn sie auch ausgedehnter sind, als andere, sogar noch zu dem Kinderelende in den übrigen Districten der großen Stadt steht. Dabei muß noch bemerkt werden, daß die Berliner Armendirection ausdrücklich erklärt hat: „Wir machen bemerkbar, daß die Verwendungen für Kinder, welche in Fabriken arbeiten, in der Regel unberücksichtigt bleiben müssen, weil es den Eltern solcher Kinder, bei ordentlicher Einrichtung, nicht schwer fallen kann, die zur Bekleidung erforderlichen Mittel von dem Verdienste der Kinder zu sparen." Wer mag es aber glauben, daß hier von einem Ersparniß die Rede sein kann? Wer wird überhaupt die vielfach ruinirende Arbeit der Kinder in den Fabriken billigen mögen?

Die städtischen Behörden haben zwar sehr große Anstrengungen gemacht für eine Verbreitung des Unterrichtes unter den Proletarier-Kindern; aber wenn Dieterici richtig rechnet, so fallen von den 66,000 schulpflichtigen Kindern Berlins ca. 20,000 mehr oder minder der Unwissenheit anheim. Vielleicht mögen die neuesten Einrichtungen hier et-

was geändert haben. Seit 1839 hat sich die Zahl der Kinder, welche auf Kosten der Commune Unterricht empfangen, von 12,751 bis 1845 auf 17,606 gesteigert. Die städtische Schuldeputation kann Eltern, welche ihre Kinder nicht zur Schule schicken, gegenwärtig mit einer Geldstrafe von 1 Sgr. bis zu 1 Thlr. und mit Gefängniß bis 24 Stunden belegen; aber kann dadurch nur einigermaaßen die Ursache aufgehoben werden, welche den Schulbesuch so vieler Kinder unmöglich macht und welche die Armendirection selber sogar anzuerkennen scheint, indem sie von der „Arbeit der Kinder in den Fabriken" und von dem „Verdienste" derselben redet? Die Noth läßt sich nicht durch Verordnungen hindern.

Jedoch selbst ein genügender Schulunterricht kann das Proletarier-Kind nicht heben. Hinausgestoßen in den Egoismus unsers Lebens, verschwindet oft jede Spur desselben. Die christlichen Moralbegriffe sind nicht geeignet, dem Proletarier im Kampfe der Welt zur Stütze zu werden, und da über den christlichen Dogmatismus nur allzuhäufig das Princip der Menschenveredelung in unsern Schulen vernachlässigt wird, so ist auch hier wenig geholfen. Wo ist der Grund, daß unter den Kindern die Verbrechen sich steigern? Daß sich unter den Kindern Berlin's nicht blos vollendete Bösewichter, sondern sogar schon Selbstmörder finden? Diebstahl, Bettelei, Umhertreiben und Liederlichkeit in jeder Weise führen jährlich in großer Menge eine Anzahl von Kindern, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechtes dem Institute und der Schule für sittlich verwahrlosete Kinder des Berliner Arbeitshauses zu. In einem officiellen Berichte über die aus dieser Anstalt Entlassenen lesen wir Folgendes: „Mehrere beweisen in ihren jetzigen Verhältnissen als Lehrburschen oder Dienstboten Fleiß, Treue und Folgsamkeit und berechtigen zu der begründeten Hoffnung, brauchbare und nützliche Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zu werden, während freilich bei andern unsere Bemühungen nur von geringem, ja fast keinem Erfolge zu sein

scheinen, indem sie nach ihrer Entlassung sich bald wieder den früher gewohnten Lastern hingegeben haben und so zum Theil dem Arbeitshause als Sträflinge anheimgefallen sind."

Also von frühster Jugend auf bildet sich die Entartung und das Verbrechen!

Im März des Jahres 1845 enthielt das Amtsblatt einen Bericht über die Strafanstalten zu Spandau und Brandenburg. Diese beiden Institute sind zur Aufnahme der zu Zuchthaus und Strafarbeit verurtheilten Verbrecher aus dem Regierungsbezirke Potsdam und der Stadt Berlin bestimmt worden. Am Schlusse des Jahres 1844 enthielten beide Anstalten zusammen 1482 Züchtlinge; darunter waren allein wegen gemeinen Diebstahls 1089 verurtheilt worden. Und unter diesen waren wieder allein aus Berlin 753. Unter der Gesammtzahl waren 920, also weit über die Hälfte rückfällig, davon waren aber wieder allein aus Berlin zwei Drittheile, nämlich: 643. Die Individuen überhaupt, welche, mehr oder minder gravirt, der öffentlichen Sicherheit in Berlin gefährlich sind, giebt ein practischer Criminalbeamter auf 34,000 Personen an, eigentliche vollkommen ausgebildete Verbrecher auf 6000, darunter 600 bis 1000 Diebe aller Classen auf freiem Fuß, welche jeden Augenblick principiell das Eigenthum bekämpfen.. Die Zahl der Rückfälligen kann man in der Regel schon zu der eignen Classe der professionirten Verbrecher und Verbrecherfamilien zählen.

Ganz in ähnlicher Weise zeigen sich die Rückfallsverhältnisse im Berliner Arbeitshause.

Es waren im Arbeitshause

	zum 1. Mal	2. Mal	3. Mal	4. Mal	5. Mal	6. Mal
1840.........	1684	438	165	37	15	2
1841.........	1804	489	144	41	10	4
1842.........	1654	543	177	43	4	2
1843.........	1535	412	123	28	7	—

Wenn das Verhältniß des letzten Jahres zu den früheren, namentlich in Betracht der großen Volksvermehrung Berlins, eine Verbesserung der Proletarierzustände anzudeu-

ten scheint, so hat man sich doch zu fragen, ob hier eine reelle Verbesserung der Volkszustände, eine innere Menschwerdung des Proletariates den Grund abgegeben hat, oder ob vielleicht mehr äußere Mittel und Zufälligkeiten, z. B. Furcht vor dem strengen Bettelgesetz vom 6. Januar 1843 eingewirkt haben? Da wir das erstere verneinen müssen, so glauben wir an das letztere, obgleich es mitunter scheint, daß sich der Sicherheitszustand der Hauptstadt in den letzten Jahren, trotz des wachsenden Pauperismus, nicht ungünstig entwickelt habe. Denn während in den 4 ersten Monaten des Jahres 1843 bei der Polizei 1197 Diebstähle angezeigt wurden, hat in derselben Zeit im Jahre 1844 die Zahl derselben, d. h. der angezeigten nur 956, und 1845, trotz der großen Kälte, sogar nur 883 betragen. 1843 sind 13,893, 1844 beinahe 1000 weniger, nämlich nur 12,962 Arrestanten auf die Stadtvoigtei eingeliefert worden. Hiezu im Widerspruch sucht allerdings Herr Zimmermann in seiner Schrift über die Berliner Diebe nachzuweisen, daß jetzt die Criminalistisch-Gravirten sich wie 10 Procent zur Gesammtbevölkerung verhalten, während sie vor 10 Jahren noch im Verhältniß von 3⅔ Procent zu derselben standen, also in der angegebenen Zeit um beinahe sieben Procent gewachsen sind. Ein solches ungeheures Wachsthum in ihrer Verbrecherstatistik vermag keine andere europäische Hauptstadt aufzuzeigen.

Der Diebstahl ist wie überall, so auch in Berlin das gewöhnlichste Verbrechen, obgleich diese Stadt die Scala aller Criminalerkenntnisse durchläuft. Er wird betrieben eben sowohl durch vollkommen organisirte Banden, wie von vereinzelten Individuen, welche sich durch den Augenblick oder den Hunger hinreißen lassen. Zwar heißt es im §. 16 des preußischen Strafrechtes: „Wer nicht frei zu handeln vermögend ist, bei dem findet kein Verbrechen, also auch keine Strafe statt," aber es ist noch nicht vorgekommen, daß der Hunger, wo er wirklich als Motiv eines Diebstahls

vorlag, unter die Rubrik dieses Paragraphen gebracht wurde. Man scheint mehr die gefährlichen Folgen eines solchen Bekenntnisses, als die wirkliche Wahrheit im Auge zu behalten. So häufig aber auch das Proletariat mit dem Verbrechen zusammen fällt, so wäre es doch sehr ungerecht, das erstere ohne Weiteres im Durchschnitt für das ganze Verbrecherwesen Berlins verantwortlich zu machen.

Es ist vor allen Dingen die große Zahl der Rückfälligen, der schon professionirten Verbrecher, die in Berlin überraschen muß und die auf eine tiefe Entsittlichung deutet. Aber wo liegt die Ursache dieses grassirenden Rückfalls? Oft in dem Individuum, aber wenigstens eben so oft in der Gesellschaft selber, in der Art und Weise, wie sie das Verbrechen und den Verbrecher behandelt. Sie betrachtet sich als ein reines Wesen, das mit dem Verbrechen nichts gemein hat, und doch wird gerade sie der Schooß des Verbrechens. Wo der redlichste Fleiß, die angestrengteste Arbeit nicht ausreicht, die Existenz zu fristen, da muß das Verbrechen sehr nahe liegen. Wo in den Gefängnißanstalten erst recht die Entartung wächst und wo dann der einmal Bestrafte für immer gebrandmarkt wird, da ist es kein Wunder, wenn er von seiner Schande wenigstens ein Gewerbe zu machen sucht und sich zum ewigen Kriege gegen die Gesellschaft verbündet. Berlin zählt unter seiner Verbrechercohorte Menschen, die zum zwanzigsten, dreißigsten, vierzigsten Mal aus den Strafanstalten entlassen wurden. Die „polizeiliche Aufsicht“, welche das Verbrechen verhüten soll, vermehrt nicht selten die Zahl der Verbrecher.

Es ist ein gewöhnliches Verhältniß, daß bei der fortwährenden Zunahme einer Einwohnerzahl sich in unsern Zuständen die Zahl der Armen steigern muß und dem zufolge auch die Ausgabe der Armenpflege. Aber sehr überraschend ist es, daß diese Steigerung zu Berlin in einem auffallend ungünstigen Verhältnisse stattfindet. Denn während im Jahre 1835 bei 253,355 Civileinwohnern ein Zuschuß

von 133,200 Thalern zu den Kosten der Armenpflege erfordert wurde, exclusive der Kosten für das Armenschulwesen, hat solcher im Jahre 1844, bei über 300,000 Civileinwohnern 264,246 Thaler betragen. Während die Einwohnerzahl Berlins in zehn Jahren um 2 Fünftel stieg, ist der Zuschuß zu den Kosten der Armenverwaltung auf das Doppelte gesteigert worden. Von dem Zuschuß kommen 1835: 15 Sgr. 9 Pf. auf den Kopf; 1844 aber: 22 Sgr. 5 Pf., wobei indeß die Unterstützten mitgerechnet worden sind. Im Jahre 1845 haben die gesammten Ausgaben für das Armenwesen Berlin's, inclusive der Unterstützungen der Invaliden 445,779 Rthlr. betragen. Eigene Einnahme war vorhanden: 169,786 Rthlr. Mithin ist ein Zuschuß von 275,933 Rthlr., also fast die Hälfte der Haus- und Miethssteuer, erforderlich gewesen. Eben so haben sich die Summen gesteigert, welche den Almosenempfängern monatlich verabreicht werden. Im Jahre 1840 war der höchste Satz 1 Rthlr 22 Sgr. 3 Pf.; im Jahre 1845 ist man aber bis über 2 Rthlr. vorgegangen; eine Steigerung, die das städtische Budget sehr bedeutend belastet, ohne daß dadurch dem einzelnen Armen auch nur die allerelendeste Existenz möglich werden könnte.

Die gegebenen Data beweisen zur Genüge das fortwährende unverhältnißmäßige Wachsthum des Pauperismus in der glänzenden Hauptstadt des preußischen Staates. Aber sie beweisen auch noch die Unzulänglichkeit des bestehenden Armenwesens, für welches die bedeutendsten Mittel in Anspruch genommen werden, und nur, um zu sehen, wie der Feind, den man bekämpfen möchte, sich immer weiter verbreitet. Die Communalbehörden Berlins haben den Armenzuständen ihrer großen Stadt eine musterhafte Sorgfalt gewidmet und sie fahren rastlos fort, sich damit zu beschäftigen, aber der ganze Grund und Boden, auf den ihre sorgenvolle Thätigkeit hingewiesen ist, kann ein wirkliches Gedeihen nicht befördern. Man hat es hier nicht mit einer besonderen Communalfrage, sondern mit der größten Weltfrage zu thun und die Reor-

ganisation des Lebens und der Arbeit wird sich niemals mit allen den tausendfachen Rücksichten vereinigen lassen, von denen unsere Zustände überall umzirkelt werden.

In dem Armenwesen herrscht das Almosengeben vor und diesem steht, wie überall, so auch in Berlin noch eine althergebrachte Mildthätigkeit zur Seite. Wo aber der Pauperismus und das Proletariat ihren tiefen Grund in den dauernden Mißständen der Gesellschaft und nicht in plötzlich eingetretenen Unglücksfällen haben, da können für die Proletarier aus den sogenannten Gaben der Liebe und aus einer dürftigen Unterstützung von Seiten der Communen keine segenreichen Früchte erwachsen. Erst da wird in der Regel eingeschritten, wo der Mensch durch die Mächte der Gesellschaft schon vollkommen gestürzt worden ist. Wunderbar erscheint es uns aber in der That, daß, während alle Legate, alle Wohlthätigkeitsgaben und Anstalten meistens nur darauf berechnet sind, um die Gebrechlichkeit und das körperliche Elend, namentlich alterschwacher Personen, nothdürftig im Dasein zu erhalten, selten daran gedacht wird, gegen die schreckliche Noth, von welcher in unsern Zuständen gerade das frische Leben so umfassend ergriffen wird, die Kräfte, zu vereinigen und über die Spitäler, Krankenanstalten und Stiftungen für gebrechliche Personen, sich zu einem höheren Bewußtsein und zugleich zu einer weit nützlicheren Thätigkeit zu erheben! So lange der Mensch die Kraft und die Fähigkeit hat für den vernunftgemäßen Gebrauch und Genuß seines Lebens, so lange gehört er bei uns dem wüstesten Zufall; erst dann, wenn er erschöpft, siech, unfähig, abgestumpft worden, wenn sein Leben für ihn und die Welt keinen Werth weiter haben kann, erst dann öffnet sich ihm aus „christlicher Barmherzigkeit", der Armenfond, das Thor eines Krankenhauses, einer Stiftung u. s. w. im allerglücklichsten Falle. In Sparta erschlug man die Sclaven, Galerius ließ die Bettler ersäufen. In Frankreich giebt es Verordnungen aus dem sechszehnten Jahrhundert, wonach

die Bettler gehangen wurden. Wird man einst in der Zukunft das Verhältniß unserer Gesellschaft zu ihren Proletariern menschlicher nennen können?

Dies ist kein Vorwurf für die Berliner Communalbehörden, sondern eine allgemeine Wahrheit. Es muß vielmehr wiederholt werden, daß die Vorstände der Stadt Berlin ihrem großen Armenwesen die ausgedehnteste Thätigkeit zuwenden und daß man hier stets um neue Einrichtungen und Verbesserungen bemüht ist, ohne allerdings den gewünschten Zweck erreichen zu können. Das Armenschulwesen wurde verbessert. Man revidirte die Statuten der Sparkasse und erleichterte die Einlegungen. Man sorgt mit großen Kosten für die Waisenkinder, Kranken und Gebrechlichen, aber der Mangel an Wohnungen für die arbeitenden Classen, die Vertheurung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch die Schlacht- und Mahlsteuer, das Unverhältniß zwischen Arbeitssuchern und Arbeitsgebern, der Schwindel der Speculation, der Knochenfraß einer wilden Concurrenz haben nicht aufgehoben, nicht ausgeglichen werden können. Das Rad der Geschichte geht vorwärts.

Es liegt uns wenig daran, die Zustände der Berliner Sparkasse genau zu untersuchen und darzustellen. Mit wenigen Veränderungen sind solche Institute sich alle gleich. Sie stehen überall auf demselben Boden. Sie wollen auch den Unvermögenden für die Macht des Geldes gewinnen und es ergiebt sich überall, daß sich unter ihren Theilnehmern weit mehr Mittelstand und sicher gestelltes, dienendes Personal, als eigentliches Proletariat befindet.

Dagegen haben sich die sogenannten Spargesellschaften ein nicht geringes Verdienst um das Proletariat erworben und sie verbreiten sich immer weiter über alle Armen-Bezirke Berlins. Ausgegangen sind sie von dem Herrn Liedke, einem Armen-Vorsteher des Hamburger-Thor-Bezirks, einer der ärmsten Stadtgegenden. Ihr Hauptzweck besteht darin, der arbeitenden Classe durch kleine Einlagen im Sommer,

die nothwendigen Winterbedürfniße, also namentlich Feuerung und Kartoffeln, welche der Proletarier sonst einzeln um den doppelten Preis von den kleinen Händlern beziehen muß, für ein möglichst billiges Geld zu verschaffen. „Es sind bereits zwischen 4000 bis 6000 arme Familien, heißt es in der neuesten Bekanntmachung, welche in diesem Jahre von ihrem geringen Verdienste einen Sparpfennig zurücklegten, um sich dadurch gegen Hunger und Frost im bevorstehenden Winter zu schirmen; unter ihnen nicht wenige, welche von ihren Almosen sparen, nicht wenige, welche, um zu sparen, sich schädliche Genüsse versagen und ihre Zeit auf nützliche Arbeiten verwenden." Bei diesen Spargesellschaften ist nicht wie bei den so viel gepriesenen Spar- und Prämienkassen, das Geld der ausschließliche Zweck, sondern die materielle Existenz der Arbeiter selber. Nach dem Erlaß des ersten Aufrufes im Jahre 1845 zum Beitritt zu einer zu gründenden Winterbedürfniß-Beschaffungssparkasse an die Bewohner des obengenannten Armenverwaltungs-Bezirks meldeten sich 283 arme Familien. Die Zahl derselben stieg in der ersten Sparperiode auf 448 Familien. Von den im Bezirke wohnenden Familien sparten 141 wöchentlich 2½ Sgr., 165 desgl. 5 Sgr., 38 desgl. 7½ Sgr., 6 desgl. 10 Sgr. und nur eine 15 Sgr. Durch diese Ersparung thut man einen Blick in die Armuth jener Gegend. Alle diejenigen aber, welche wöchentlich nur 2½ Sgr. zu sparen im Stande sind, können immer noch Aristokraten im Verhältniß zu der großen Menge sein, welche gar nichts erübrigen konnte. In der jetzigen Sparperiode umfaßt das wohlthätige Institut schon 671 Familien, von denen 462 im Bezirke wohnen. Dabei hat sich die Zahl der 2½ Sgr.-Sparer um 50 vermindert, weil diese zum größten Theil in die Reihen derer übergetreten sind, welche größere Summen sparen. Aber immer nur 2 Familien haben es zu 15 Sgr. pr. Woche gebracht. Diese Data zeigen deutlich, daß das Interesse für die durchaus uneigennützigen Spargesellschaften immer tiefer im Volke

Wurzel faßt und unter allen Bemühungen, um das Wohl der arbeitenden Klasse, unter allen Palliativmitteln gegen Pauperismus und Proletariat scheinen sie die vernünftigste und wohlthätigste Praxis zu zeigen.

Das Leihamt ist in Berlin kein städtisches, sondern ein königliches Institut. Bis jetzt existiren in zwei verschiedenen Stadtgegenden zwei Locale. Man wird sich aber bald genöthigt sehen, ein drittes einzurichten, da die Verhältnisse dies dringend fordern, und der Versatz, ungeachtet der privilegirten Privat-Pfandleihen fortwährend wächst. Sind aber auch mit dem Leihamte gar keine fiscalische Zwecke verbunden, so steigen doch die Kosten seiner Verwaltung so bedeutend und zum Theil werden auch seine Einrichtungen so wenig auf die wirkliche Armuth und Arbeiternoth berechnet, daß wir, wie es denn überhaupt geschehen muß, den Nutzen eines solchen Institutes nicht allzu hoch anschlagen mögen, so gut immer die Absicht sein mag, aus der es gegründet wurde und erhalten wird. Die Procente, welche das Leihhaus nimmt, nämlich 3 Pfennig vom Thaler per Monat, sind noch immer so bedeutend, daß wir darin wenig Garantie gegen den Privat-Wucher finden können. In den Privat-Pfandleihen wird allerdings mehr auf den Thaler berechnet, nämlich 2½ Sgr. für 6 Monate, aber dafür bieten sie auch wieder verschiedene Bequemlichkeiten. Erstens zahlen sie mehr auf die Pfänder, als das Königl. Leihamt, und zweitens wird das Königl. Leihamt schon Nachmittags 3 Uhr geschlossen, während die arme Klasse weit über diese Zeit hinaus arbeiten und doch am Abend etwas Geld haben muß; drittens aber macht das Leihamt keine Versatzgeschäfte unter 1 Rthlr. an Werth, schließt also geradeswegs den kleinen Versatz der ärmsten Klasse aus. Die Privat-Pfandleihen existiren daher ungestört fort und beschäftigen sich auf die häßlichste Weise mit der Aussaugung und Ausbeutung der hülfsbedürftigen Klassen. Tausendfach kommt es vor, daß unsere Arbeitsleute, Weber, Seidenwirker, Schneider, Schuster u. s w. regelmäßig

52 mal im Jahre das in der Woche auf die Pfandleihe bringen, was sie am Sonntag wieder auslösen und so also einen sehr beträchtlichen Theil ihres Arbeitslohns an Zinsen bezahlen müssen. In Frankreich wird das Leihhaus mont de pitié genannt, aber in dieser Bezeichnung liegt ein Sinn, den wir mit dem Berliner Leihhause noch niemals haben verbinden können.

Die Bemühungen des Staates, der Communen, der Privatwohlthätigkeit, sie reichen nicht hin, dem Feinde die Existenz unmöglich zu machen, der sich immer tiefer in unsere gesellschaftlichen Zustände einnistet. Diese Bemühungen widerstreiten sich sehr oft in ihren Mitteln und Zwecken, sie befördern oft gerade, wo sie verhindern wollen und wenigstens fehlt überall die Einheit, die Consequenz eines durchgreifenden Gedankens. Große Kräfte werden unnütz verwandt, edle Bemühungen stumpfen sich ab, weil die Drachenzähne einmal ihre Frucht tragen und Widersprüche gegen Widersprüche in unserem gesellschaftlichen Zustande streiten. Nur noch der ewige Geist der Geschichte erhebt sich riesig und strahlend über das peinliche Chaos und nur von ihm ist eine entschiedene Lösung des großen Problems zu hoffen, an welchem sich so viele kleine Geister verwirren.

Aber das Wachsthum des Proletariates hat nicht bloß seine allgemeinen socialen und seine einzelnen localen Ursachen, es hat auch seine politischen Gründe, wodurch es dem preußischen Staate beinahe künstlich eingeimpft wurde und welche natürlich ihren großen Einfluß in der Hauptstadt des preußischen Landes ganz besonders deutlich bewähren.

Unter diese politischen Gründe ist ganz besonders die bisherige Militär- und Beamten-Verfassung des preußischen Staates zu rechnen. Sie absorbirt einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil der Nationalkraft und entsaugt dem Organismus oft sein frischestes Leben. Es möge hier ein preußischer Beamter selbst, der Herr Alexander Schneer zu Worte kommen:

„Nach einer Schätzung im Jahre 1816 belief sich die Summe der höheren Beamten auf 56,850, aller niederen Beamten auf 41,500, wobei unter höheren Beamten alle diejenigen verstanden sind, die mit der Feder arbeiten, vom Minister bis zum Canzlisten und unter niederen Beamten alle diejenigen, welche die subalternen äußeren und mechanischen Dienste verrichten, als die niederen Polizeibeamten, die Boten u. s. w. Außerdem sind noch etwa 3350 höhere Beamte und 3000 niedere Beamte pensionirt gewesen. Wenn nun nicht außer Acht gelassen werden darf, daß durch immer vermehrte Controllen auch bei der gestiegenen Volkszahl eine Vermehrung der Beamten eingetreten ist, so ist wohl nicht mit Unrecht jene Zahl der activen und pensionirten Beamten jetzt auf ungefähr 120,000 Personen anzuschlagen. In der neuesten Statistik von Preußen werden die besoldeten Staats- und Communaldiener sammt ihren Familien sogar auf $\frac{1}{26}$ der Nation geschätzt. Ein solches Beamtenheer im Verhältniß zu der Volksmenge, hat vielleicht kein anderer Staat aufzuweisen. Aber diese verzehrende Menge bricht die innere Kraft des Landes.“

Nicht anders verhält es sich mit der preußischen Militair-Verfassung. Schneer berechnet, daß von 1816 bis 1845 mindestens 700 Millionen Thaler auf das Militair verwendet worden sind. Dann fährt er fort:

„Diese Zahl, an welche man wohl kaum glauben könnte, wenn sie nicht aus den officiellen Bekanntmachungen zusammengestellt wäre, ist eine unläugbare Thatsache! In ihr liegt einer der Hauptgründe des in den unteren Stufen der Nation wuchernden Krebsschadens. Es bedarf keiner künstlichen Theorien zur Erklärung jenes Uebels der Verarmung der unteren Klassen. Die Thatsache, daß 700 Millionen Thaler nur für Militairzwecke in 30 Friedensjahren in Preußen verausgabt worden und daß diese Summe hauptsächlich durch die unteren Stände aufgebracht wurde, spricht ganze Bände.“

Vom rein politischen Gesichtspunkte aus, mag immerhin die Militairverfassung und Nationalbewaffnung Preußens wohlfeil und vortheilhaft genannt werden können; es mag immerhin großartig klingen, wenn gesagt wird, in Preußen ist jeder Soldat, das ganze Land, das ganze Volk ist militairisch gewöhnt und organisirt, aber man berücksichtige auch die socialen Folgen dieses Militairwesens. Der Druck fällt auf die unteren Klassen zurück; viele Millionen Thaler werden nicht bloß jährlich dem Budget, sondern auch eine große Anzahl von Arbeitern und Arbeitstagen dem Volke, dem Nationalwohlstande entzogen. Es leidet darunter jede Thätigkeit, der Aufschwung der Gewerbe, der Industrie wird verhindert und das Militairwesen muß mit einem reellen Wachsthum des Nationalreichthums, wenn man ihn nämlich auf die Arbeit des Volkes begründet, in den entschiedensten Widerspruch treten und überall die verderblichsten Wirkungen, namentlich auf Proletariat und Pauperismus zeigen.

Dieses ist auch in Berlin der Fall. Die Soldaten, welche durch das Militairsystem Preußens zu tausenden in die Hauptstadt geführt worden, tragen nicht wenig, wie schon zu Anfang dieses Abschnittes angedeutet wurde, dazu bei, das Proletariat daselbst zu vermehren. Ihre militairischen Angewöhnungen haben sie sehr oft mit einem rührigen und schmiegsamen Gewerbebetriebe in Widerspruch gebracht. Dabei werden sie gerade in der besten Zeit des Jahres stets wieder für den Militairdienst in Anspruch genommen und oft sind sie eben sowohl schlechte Producenten, wie auch schlechte Consumenten geworden. Die soldatischen Elemente werden immer mit den gewerblichen und industriellen Elementen in Krieg leben und die bürgerlichen Thätigkeiten, der materielle Wohlstand der unteren Volksklassen werden immer gar sehr bedeutend darunter leiden müssen. Wie hätte sich England unter einer preußischen Militairverfassung entwickeln können? Von dem englischen Proletariate kann

man wenigstens nicht sagen, daß es durch die Uebermacht des Beamten- und Militairwesens künstlich eingeimpft wurde. Und dazu verdienen noch folgende Worte von Schneer Beherzigung:

„Sollte etwa durch die große Ausgabe für das Militairwesen die Sicherheit des Staates nach Außen und Innen begründet sein? Die traurigen Blätter der Geschichte von 1806 geben den Beleg dafür, daß stehende Heere reglementsmäßig einexercirt, den äußeren Feind nicht aufzuhalten vermögen, wenn diesen ein Nationalgeist beseelt. Dagegen eilten die ungeübten Massen von Sieg zu Sieg in den Jahren von 1813 bis 1815.

Daß aber die Sicherheit nach Innen durch die Massen der Truppen nicht so übergroß ist, dafür sprechen die sonst unmöglichen Störungen des Eigenthumes, die am hellen Tage in Langenbielau und Peterswaldau verübt worden. Wenn es nicht der kräftige und gesunde Sinn des Volkes ist, der die öffentliche Ordnung erhält und die Gesetze achtet, der Zwang zu denselben, der erst durch Bayonette stattfinden soll, kommt beinahe immer zu spät."

Eine andere vorwiegende politische Ursache des Proletariats und Pauperismus in Preußen, speciell in Berlin, muß in den Steuerverhältnissen gesucht werden. Während die Regierung, namentlich in der Handels- und Schutzzollfrage, durch ihre Standhaftigkeit gegen egoistische Interessen, der Noth unter den arbeitenden Klassen entgegen gewirkt hat, wußte sie sich nicht von dem Systeme frei zu halten, welches gerade den arbeitenden Klassen den größten Theil der Steuern aufbürdet. Es mag wohl sein, daß die nothwendigen Staatseinnahmen nur noch auf indirecte Weise eingebracht werden können, aber damit ist keineswegs derjenige Zustand gerechtfertigt, welcher dieses nothwendig macht. Alle preußischen Finanzmänner indeß gehen von der Nothwendigkeit einer indirecten Besteuerung aus. In seiner

„Lehre von den Steuern“ führt z. B. Hoffmann an, daß ein Staatsbedarf von 70 Millionen Rthlr. bei einer Bevölkerung von 14 Millionen auf den Kopf jährlich 5 Rthlr. oder täglich 5 Pfennige bringt, wonach denn von der Familie eines Tagelöhners, welche in großen Städten und lebhaften Handelsplätzen bei angestrengter Arbeit wohl 4 Rthlr. wöchentlich verdient, wenn man sie zu 5 Personen anschlägt und eine gleiche Vertheilung der Abgaben nach der Kopfzahl stattfände, ein Achttheil ihres ganzen Erwerbes zu entrichten sein würde. Dieses nennt Hoffmann eine Unmöglichkeit, sodann aber sagt er: „die Verzehrung einer solchen Familie, die harte körperliche Arbeit verrichtet, ist wirklich so hoch besteuert, daß sie wenigstens mehr als die Hälfte der vorerwähnten Forderung an Verbrauchssteuer entrichtet.“ Daß sie mehr entrichtet, werden wir sehen. Aber dürfen die fiscalischen Interessen über die socialen gestellt werden? Nach unserer Meinung wenigstens, liegt darin eine aussaugende Ungerechtigkeit, welche sich zur Grausamkeit steigern kann. Wie ungünstig die indirecte Besteurung auf die Consumtion an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, also auch auf die Gesundheitszustände der arbeitenden Klasse in Berlin wirkt, ist oben bereits in Zahlen nachgewiesen worden. Die Wirkung der Klassensteuer auf dem flachen Lande wird in den Städten durch die Schlacht- und Mahlsteuer sehr bedeutend gesteigert. Der Stadtverordnete Krebs sagte in der Spenerschen Zeitung Nr. 296 — 298 d. J. 1845: „Es muß bestritten werden, daß bei einer Besteurung durch Klassensteuer und durch Mahl- und Schlachtsteuer gleiche Grundsätze stattfinden. Die erstere nimmt darauf Rücksicht, ob der Steuerpflichtige arm oder reich ist, die letztere nicht.“ Ein Tagelöhner, welcher durch angestrengte Arbeit täglich 10 Sgr. verdient, hat bei 300 Arbeitstagen eine jährliche Einnahme von 100 Rthlr. Berechnet man seine Familie auf 3—4 Kinder, so verzehrt sie auf 365 Tage an Brod 2190 Pfd. = 1640 Pfd. an Mehl.

Von 15 Centner Mehl, à Cent. 10 Sgr. 7 Pfd. hat er 8 Rthlr. 8 Sgr. 9 Pf., von Graupen, Grütze, Griesmehl auf sein Steuerantheil à 3 Pfennig das Pfund, so wie auf Fleisch für höhere Feiertage etwa 1 Rthlr. 21 Sgr. 3 Pf. zu zahlen, also er giebt dem Staate jährlich für die zu seiner Existenz nothwendigsten Nahrungsmittel 10 Rthlr., d. i. den zehnten Theil des Gesammteinkommens ab. Diese Berechnung, welche der „Trierschen Zeitung" entnommen worden ist, zeigt am deutlichsten den Einfluß des bestehenden Steuersystems auf die Proletarier-Verhältnisse und die Vermehrung des Pauperismus; aber es scheint uns eine Illusion unserer „Liberalen" zu sein, wenn sie auf nichts anderes, als auf eine Veränderung in der Steuererhebung dringen und z. B. die Einführung der Einkommensteuer verlangen, während die Frage der Steuerverwendnng von ihnen gänzlich unberücksichtigt gelassen wird. Denn wie auch die Regulirung der Steuern stattfinden möchte, so lange die Steuerverwendung nicht zu den besonderen Gunsten der besitzlosen Klassen statt findet, so lange wird, unter dem Gesetze des Privaterwerbes und der Concurrenz, für die Arbeiter keine wirkliche Erleichterung statt finden. Wider ihren Willen wird ihr Arbeitslohn immer nach dem Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse für ihre physische Existenz normirt werden und es wird denen, die über ihnen stehen, immer sehr leicht sein, den ganzen Druck der Besteurung, welche sie „philantropisch" scheinbar abgenommen haben, wieder auf die besitzlose, arbeitende Masse zurückzuwälzen. In Berlin ist es außer der Schlacht- und Mahlsteuer noch besonders die Miethssteuer und zum Theil auch die Regulirung der Gewerbesteuer, durch welche die Bildungen eines großstädtischen Proletariats befördert werden.

Zu diesen politischen Gründen des Proletarier-Wachsthums tritt nun noch der sociale Zustand unserer Gegenwart hinzu, um durch die Mächte der Concurrenz, des Pri-

vaterwerbes, des Industrialismus für die angestrengte Arbeit des Volkes nur mit der Aussicht auf Armuth und Arbeitshaus, wenigstens mit einer durchaus unsichern und schwankenden Existenz zu bezahlen. Ob ohne die politische Lymphe sich unsere Proletariats-Bedrängnisse schon in der Weise ausgebildet hätten, wie sie es haben, da doch der Industrialismus und die Bourgeoisie in Preußen, in Berlin, noch keineswegs zu jener Macht gelangt sind, welche sie in Frankreich und England in Händen halten, dieses wird von uns einigermaßen bezweifelt. Allein das Proletarier-Contagium hat nun einmal auch in ihrer innersten Tiefe die glänzende Hauptstadt Preußens angesteckt und niemand, der sich in ihrer Lebensfluthung gefällt, möge sich über eine Wahrheit täuschen, welche versuchsweise von diesem Abschnitte nachgewiesen werden sollte.

7.

In der Gesellschaft.

Trennung der Stände. — Bildung und Geld. — Im bürgerlichen Leben. Leichenbegängnisse und Hochzeitsfeierlichkeiten. — Erwerb und Familien-Ehre. — Das Pfauenrad des Parvenuthums. — Armer Adel. — Titelsucht. — Zersplitterung des Bürgergeistes nach unten und oben. — Naturell der Frauen. — Auflösung alter Moralbegriffe. — Verminderung der Ehen. — Aristokratische Sehnsucht der Berlinerinnen. — Weibliche Erziehung. — Krankhafte Ueberreizung und Abspannung, Pietismus und Künstler-Wahnsinn. — Gewohnheits-Ehen, Ruin der Ehen. — Familiengeschichten aus Bürgerthum und Proletariat. — Die höheren Stände. — Die Emancipirten. — Ehescheidungen. — Individualität und Gesellschaft. — Einfluß des politischen Systems auf die Gesellschaft. — Die Banquiers und die Capitalisten, der „Wechselpöbel". — Pruderie und Berliner Formengeist. — Die Einsiedler. — Alexander von Humbold und Bettina. — Die literarischen Spaßmacher. — Literatur als Mode. — Corso. — Schlußwort.

7.

In der Gesellschaft.

Trennung der Stände. — Bildung und Geld. — Im bürgerlichen Leben. Lebensbedürfnisse und Hochzeitsfeierlichkeiten. — Erwerb und Familien-Ehre. — Das Phänomen des Parvenuthums. — Armer Adel. — Titelsucht. — Zersplitterung des Bürgergeistes nach unten und oben. — Naturell der Frauen. — Auflösung alter Moralbegriffe. — Verminderung der Ehen. — Aristokratische Gesinnung der Berlinerinnen. — Weibliche Erziehung. — Krankhafte Ueberreizung und Abspannung. Pietismus und Künstler-Wahnsinn. — Gewohnheits-Ehen. Ruin der Ehen. — Familiengeschichten aus Bürgerthum und Proletariat. — Die höheren Stände. — Die Emancipirten. — Ehescheidungen. — Individualität und Gesellschaft. — Einfluß des politischen Sophisms auf die Gesellschaft. — Die Banquiers und die Capitalisten, der „Wechselpöbel". — Pruderie und Berliner Formengeist. — Die Einsiedler. — Alexander von Humboldt und Bettina. — Die literarischen Spaßmacher. — Literatur als Mode. — Cotta. — Schlußwort.

Wie geringfügig die öffentlichen Elemente in Berlin sind und wie das sogenannte öffentliche Leben durchschnittlich von Kreisen in Beschlag genommen wird, mit denen weder das „solide bürgerliche," noch auch das „vornehme" Berlin etwas zu thun haben mag, ohne sich wenigstens durch ein Incognito oder eine Maske zu decken, haben wir bereits gesehen. Straßenleben, öffentliches Leben giebt es hier nur in einer niedrigen, oft sogar ganz verächtlichen Bedeutung des Wortes. Die Stände sind geschieden. Die Oeffentlichkeit ist der Prostitution und der abenteuerlichen Jugend überlassen. Das Volk möge sich umhertreiben, wo es kann und mag. Auf diesen Niederschlag ist keine Rücksicht genommen. Der „guten Gesellschaft" ist nicht so leicht beizukommen, wie dem armen, überall vernachlässigten Volke.

Der „Stand," die „Bildung" und nicht selten auch das „Geld," dies sind die drei Ofenschirme, mit denen sich die Gesellschaft, d. h. die Gesellschaft im privilegirten Sinne zu umgeben sucht und wodurch sie sich gegen den Eindrang der Barbaren in ihre oft mehr als capuanische Verweichlichung schützen möchte. Sie hat eine faltenreiche Toga um ihren Leib geworfen und der Schleier, welcher ihr Angesicht verhüllt, sieht so heilig und rein aus, wie ein Schleier der Isis; aber bemüht euch hinter denselben zu kommen, und mit der Heiligkeit wird es zu Ende sein.

Die Trennung der Stände, dies ist eine wesentliche Grundbedingung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin. Da sich der Staat noch immer in allen seinen Rechtsbestimmungen auf diese Trennung stützt und da das Recht nicht nur auf den Menschen, sondern noch ganz besonders auf den Stand desselben Rücksicht nimmt, so ist es kein Wunder, daß eine Gesellschaft, die sich gerade in Berlin bis in die höchsten Sphären des preußischen Staatswesens hinaufwindet, vor allen anderen eine ständisch-ausschließende ist und daß die gesellschaftlichen Stellungen sich hier ganz genau nach den Mandarinenknöpfen richten und wandeln.

Die „Bildung“, welche von der Gesellschaft gefordert wird, kann nur eine formale sein, eine Bildung, zu welcher der junge Gesellschaftszögling durch den Schneider, den Tanzmeister und einige Professoren mühsam herangedrechselt worden ist, während die Grundelemente einer wahren, echt menschlichen Bildung in jeder Art und Weise mit einem Exorcismus bedroht waren, und vielleicht ganz gründlich vernichtet wurden. Die Bildung ist meistens eine Verbildung geworden. Man hat sich auf alle erdenkliche Weise bemüht, die Cultur mit der Natur in einen derartigen Widerspruch zu bringen, daß die Verzweiflung des Rousseau, welcher den Menschen in den Wald jagen will, damit er auf Vieren krieche, durchaus erklärlich erscheint. Das, was unsere Gesellschaft ihre „Bildung“ nennt, das ist keine tiefe, freie Lebensentwicklung, kein volles Zurückgehen auf die allgemeinen Urquellen des Menschenthumes, kein Streben in freudiger Durchdringung aller seelischen und geistigen Fähigkeiten, sondern nichts anderes als Schulweisheit und Larve, hinter denen sich nicht blos die Dummheit, sondern auch die Gemeinheit ein warmes Nest bauen kann, sobald sie nur eine „gewisse Form“, einen „gewissen Anstand“ zu beobachten wissen. Durch diese „gewissen Formen“ ist die gesellschaftliche Welt Berlins an allen Enden Deutschlands, wie man es nehmen will, berühmt oder berüchtig geworden.

Wenigstens weiß man überall von ihnen auf die verschiedenste Art zu erzählen. Die Ostpreußen mit ihrer Naturwüchsigkeit, die Schwaben mit ihrer Innerlichkeit, die Holsteiner und Westphalen mit ihrer Bauerngradheit, die Hamburger mit ihrem reinen Materialismus, die Rheinländer mit ihrem närrischen Frohsinn wissen sich namentlich schwer in den Ton der Berliner Gesellschaft hinein zu finden und sind gewöhnlich sehr übel auf dieselbe zu sprechen. Allerdings mag der Provinzialismus ihnen sehr oft den Gesichtskreis beengen.

Im Gelde ferner hat die Gesellschaft allerdings immer einen nachhaltigen Stützpunkt gefunden; aber während es früher in den höheren Sphären nur Unterlage war, hat es nun bereits angefangen, sich als Zweck und Ausschlag in dieselben hineinzudrängen und sich in einer Macht zu zeigen, welche selbst in dem pretentiösen Berlin mehr und mehr als berechtigt anerkannt wird, die beiden andern Elemente der Gesellschaft, Stand und Bildung, über den Haufen zu werfen. Mit dem Gelde dringt der Plebejer in die parfumirten Kreise der Aristokraten und der Tochter des Mannes, welcher sein Leben lang hinter dem Krämertische stand, wird oft die adelige Krone eines armen Grafen oder Barons als Hochzeitsgabe hinzugebracht. Dem Wachsthum des Industrialismus, dem krämernden Egoismus des Bürgerthums gegenüber, hat eine Aristokratie, die in der Regel, wenn sie überhaupt noch etwas besitzt, „standesgemäß" glaubt verschwenden zu müssen und deren Güter, wenn sie nicht überhaupt bereits im Monde liegen, die Concurrenz mit dem kleineren freien bäuerlichen Grundeigenthum auszuhalten haben, vielfach nicht gleich bleiben können in der gesteigerten Macht des Geldes. Aber dafür sucht unser Bürgerthum auch wieder eine größere Ehre darin, sich mit den zusammenbrechenden Elementen der höheren ständischen Sphäre zu vereinigen und den Geburtshochmuth durch den Geldsack dann zu unterstützen, als sich zu dem Volke, welchem es vielfach seinen Ursprung verdankt, in nähere Be-

ziehung zu setzen und an seinen proletarischen Ursprung erinnert zu werden.

Sind auch Stand, Bildung und Geld in ihrem besonderen Sinne die durchgreifenden Träger des Berliner Gesellschaftswesens, so wäre es dennoch ungerecht, nicht von vorneherein anerkennen zu wollen, daß es in Berlin, in einer Stadt, welche ein so reiches Leben entwickelt, nicht bloß außer der sogenannten Gesellschaft, sondern auch in ihr selber, nicht bloß einzelne Personen, sondern oft auch ganze Kreise giebt, welche die Unhaltbarkeit der gesellschaftlichen Abzirkelungen durchaus einsehen und die den Kampf, die Wahrheit des Lebens in ihnen vielfach gehemmt und unterdrückt fühlen. Aber wie gering ist die Zahl derselben gegen den großen Haufen, der in dem Bestehenden seine volle Lebensluft athmet, dem die Raffinerien und Privilegien einer Scheinexistenz zur unentäußerlichen Nothwendigkeit geworden sind, der den Menschen nicht anders kennt, als in dem engen, ihm aufgenagelten Rahmen? Mit dem allgemeinen Typus, nicht mit den freien Vereinzelungen haben wir es hier zu thun!

Wir wollen zuerst einen Blick auf die gesellschaftlichen Sitten und Gewöhnungen des Berliner reichen und wohlhabenden Bürgerstandes werfen, jener Klasse, die durch Kapital und Concurrenz zum Eigenthum gekommen ist, oder sich doch mindestens in der Lüge des Besitzes gefällt. Im Stande und in der Bildung hat sie oft nicht das Geringste vor dem frierenden und hungernden Proletarier voraus; aber durch das Geld hat sie sich zu höheren Ansprüchen erhoben. Wo erblicken wir sie? Im Laden, an der Börse, in der Werkstatt? Aber wir wollen sie nicht in ihren Geschäften! Und man wird sich doch nicht sogleich in die Familie einführen können? Wo bekommt man diese Klasse im öffentlichen Leben zu sehen?

So seltsam es klingen mag, es ist doch die Antwort: Leichenbegängnisse und Hochzeitsfeierlichkeiten bilden die einzigen öffentlichen Glanzpunkte für diese Klasse Berlins und

darauf pflegt sie sich deshalb mit allem Pompe und mit allen lächerlichen Vorurtheilen zu werfen, die von denen, welche unter ihr stehen, gerne wieder nachgeahmt werden. Dieses Berliner Bürgerthum ist zum großen Theile knauserig und filzig. Erst dann, wenn es sich, begraben läßt, sucht es einen unerhörten Aufwand, eine komische Ostentation. Der Mann ist sparsam und industriell, er ist ein „Rentier,“ aber es giebt Fälle, wo er sich, trotz dieses beliebten Namens, durchaus nicht schämt, vor seinem pallastähnlichen Hause die Gosse selber zu fegen. Er steht Tag aus Tag ein in seiner Boutike und weiß nichts von Gesellschaften oder Theater. Aber sobald er oder ein Mitglied seiner Familie stirbt, gleich verändert sich seine ganze Natur und er wird ein beinahe wahnsinniger Verschwender, weil er ein Sclave alberner Vorurtheile geblieben ist.

Die Beseitigung einer Leiche findet in Berlin auf die mannigfaltigste Weise statt. Da ist alles sehr genau in verschiedene Klassen abgetheilt worden. Als oberste Herrlichkeit betrachtet man den „großen Leichenwagen,“ welcher die Form eines colossalen Sarges hat. Er wird gezogen von vier, durchaus schwarz behängten Pferden, dem Zuge voran geht der Leichenführer, neben dem Wagen wandeln 12 Träger und 8 Trauerkutschen pflegen die gewissermaßen officielle Folge zu bilden. Wer diesen Wagen in Anspruch nimmt, hat 50 Rthlr. dafür zu entrichten. Unter ihm, in der zweiten Klasse, folgt zwar auch noch ein „großer Leichenwagen,“ aber er hat nur zwei schwarzbehängte Pferde, 8 Begleiter und 4 officielle Trauerkutschen. Dann kommt der „Mittelleichenwagen,“ mit 2 Pferden, 4 Trägern und 2 Kutschen und endlich der „kleine Leichenwagen,“ welcher durchaus erbärmlich die Gestalt eines viereckigen Kastens hat. Er wird mit zwei Pferden bespannt, hat eine Trauerkutsche und zwei Begleiter. Wird er als „Armenleichenwagen“ benutzt, so hat er in diesem Falle aber gar keine Trauerkutsche und nur einen Träger. Auf dem Armenlei-

chenwagen haftet nun in der bürgerlichen Welt Berlins das fürchterliche Vorurtheil der Schande. Selbst im Tode soll den Armen die Schande und die Verachtung nicht verlassen!

Ein einigermaßen wohlhabender Berliner Bürger hält es für ganz unmöglich, anders, als mit dem „großen Leichenwagen" begraben zu werden. Der Wetteifer um diesen großen Leichenwagen geht so ziemlich durch die ganze bürgerliche Welt Berlins, und es giebt nicht wenige Familien, die sich mit großer Kaltblütigkeit für ein „anständiges" Begräbniß ruiniren oder doch ihr Leben lang hohe Summen für theure Sterbekassen zahlen, um einen komischen Aufzug in das stille Straßenleben der Residenz zu bringen. Mit dem großen Leichenwagen und den officiellen Trauerkutschen ist die Sache noch keinesweges zu Ende. Sehr wesentlich ist es noch, wie viele leere Kutschen der Leiche zum Grabe folgen? Für jede solche Lohnkutsche muß dem Inhaber des Beerdigung-Monopols ein Tribut entrichtet werden, aber ein „Berliner Eigenthümer und Bürger" möchte sich nicht leicht mit weniger als **30 bis 50**, wenn auch leeren, Kutschen begraben lassen. Das fordert der „Anstand." Wenn ein Fremder in Berlin einem Leichenzuge begegnet, der sich in einer ganz unendlichen Wagenreihe die lange Friedrichsstraße hinunter wälzt, nach dem Halleschen Thore zu, auf den Kirchhof hin, wo Schleiermacher, Hegel und Marheinecke ruhen, so frägt er vielleicht, um welche Notabilität ist Berlin, Deutschland, Europa, ärmer geworden? Und er erfährt, daß man einen stillen Schneider oder Schlächter in's Grab bringt, von dem Niemand, so lange er lebte, etwas wußte.

Mit den Hochzeiten in der bürgerlichen Welt ist es nicht anders. Auch hier muß ein übertriebener Luxus zur Schau getragen werden und wenn ein Mann Jahrelang für **300** Rthlr. zusammengescharrt hat, **200** läßt er oft mit leichtem Gewissen für die Hochzeit einer Tochter darauf gehn! Und wenn auch die Braut dem ärmeren Bürgerstande angehört, welch eine Schande wäre es, wenn sie keine prachtvolle

Garderobe, keinen theuren Goldschmuck, mag er nun geliehen oder bezahlt sein, vor den Traualtar bringen könnte! Und wenn eine Braut nur einigermaßen als „anständig" geachtet sein will, so darf sie es nicht mehr unternehmen, in einem anderen, als in dem „Zehn Thaler Wagen" in die Kirche zu fahren, d. h. in einer Lohncarosse, welche von guten Pferden, mit silberbeschlagenem Geschirr gezogen wird, auf Bock und Tritt von blank ausstaffirten Livree-Bedienten geschmückt ist, die Aufmerksamkeit aller vorübergehenden anziehen muß und nicht weniger als 10 Rthlr. kostet. Eine „anständige" Familie, darf das Hochzeitsfest auch durchaus nicht in der eigenen Wohnung ausrichten. Das wäre „lumpig." Im Winter pflegt man dazu das englische Haus, im Sommer etwa Tivoli, Odeum oder ein anderes öffentliches Local im Thiergarten zu miethen. Die Speisen werden von einem Koch besorgt, das Couvert kann nicht unter 1 Rthlr. kosten, 8 bis 10 Schüsseln muß ein jedes Hochzeitsmahl bringen und namentlich dürfen die hohen „Baumkuchen" und ein Reichthum an Champagner nicht fehlen. Auch alles dieses fordert der „Anstand"; eine Etiquette, welche nicht minder lächerlich wird, als die am spanischen Hofe.

Man darf die bürgerliche Welt, welche diesen „Anstand" sehr gewissenhaft beobachtet, durchaus nicht, wie schon oben angedeutet wurde, für verschwenderisch halten. Denn gerade diese Leute, welche prächtig zur Hochzeit und zur Grube fahren müssen, haben sich in der Regel mit ihren Familien an ein kärgliches und selbst filziges Leben gewöhnt. Gegen allen Luxus, welchen Berlin liefert, gegen alle, so durchaus gewöhnlich gewordenen Vergnügungen, zeigen sie eine strenge Ascese. Ihre Frauen sind oft die Dienstmägde, ihre Töchter erhalten zuweilen kaum eine Bildung, welche einer Dienstmagd Ehre machen würde, ihre Söhne werden nur für das Handwerk, für das Geschäft erzogen, obgleich sie sehr häufig allerdings aus der Art schlagen und sich, ehe man sich's versieht, in den sogenannten „vornehmen Berliner" verwan-

deln. Dieser vornehme Berliner aber, besteht dann gewöhnlich nur aus dem Anzuge, welchen der Schneider liefert, aus Stutzbart, Glacéehandschuhen, aus einer starken Portion roher Frivolität und Dreistigkeit, welche über alles, was sie nicht versteht, ohne Weiteres glaubt, nicht bloß reden, sondern auch urtheilen zu müssen. In dem Erwerbe und in der Hast nach Geld finden diese Kreise ihren Lebensgenuß und ihren Lebensberuf, indeß sie mögen sich nicht, wie andere, um den glänzenden, graciösen, aristokratischen Schein des Lebens bemühen und ordnen sich überall gerne unter, wenn sie nur einen Verdienst finden. Aber dem Untergebenen und dem Concurrenten zeigen sie häufig die Zähne. Für ihr Familienleben ist nur die Gewohnheit ein Leitstern und er rückt nicht leicht aus seiner fixen Stellung. Aber der alte Moralitätsbegriff, auf welchem die Familie sich wenigstens in der bürgerlichen Welt noch immer sehr stark zu begründen pflegt, scheint selbst in diesen Kreisen, was für die Umwandelung des ganzen Lebens von der größten Bedeutung wird, sich immer weiter zu lockern. Das Geschäft, der Erwerb, die Geldgier pflegen sich hier schon mannigfach über den Moralbegriff der Familie hinauszustellen und sich mit Bedingungen, Verhältnissen, Elementen auf Capitulation einzulassen, welche ein altes Bürgerthum in seiner engen Geschlossenheit immer verachten würde. Ein Berliner Schlächter z. B. hatte einen Gesellen, der in der ganzen Berliner Damenwelt durch seinen schönen, hochaufgeschürzten Arm eine seltene Entzückung erregte. Aus der ganzen Stadt kamen die schönen Frauen herbei, um den schönen Arm des Schlächtergesellen zu sehen und von ihm zu kaufen. Der Meister machte durch den Gesellen ein großes Geschäft. Aber er merkte bald, daß seine eigene Frau gegen die Reize des Gesellen durchaus nicht gleichgültig geblieben sei und warf den Gesellen in seiner ersten altsittlichen Familienaufregung sogleich aus dem Hause. Als nun die schönen Berlinerinnen den reizenden Arm des Schläch-

tergesellen nicht mehr fanden, blieben sie fort, und der sittliche Meister stand in seinem öden Laden. Unterdeß besann er sich, holte den schönen Gesellen reumüthig wieder und kümmert sich nicht mehr um das Verhältniß, welches zwischen dem Gesellen und seiner Frau stattfindet, sondern hat seine Freude daran, alle Abend in eine volle Casse greifen zu können. So wußte der Erwerb über die Moral zu siegen! Der Mann verstand es, seine Speculation zu machen und wird ein reicher Mann! Ich denke, solche und ähnliche Facta, wenn sie auch nicht immer maaßgebend sind, können einen tiefen Blick in die bürgerlichen Zustände gewähren.

Ohne Frage ist das Familienelement noch eine starke Gewohnheitsmacht und vor allen Dingen in der mittelbürgerlichen Welt Berlins, wo weder die Noth noch der Luxus dasselbe ruinirt, wird man Vorfälle, die dagegen sprechen, als Ausnahmen betrachten wollen. Wir haben nichts dagegen, obgleich diese Ausnahmen im Wachsen begriffen sind. Von den idealen Begriffen und Gefühlen der Treue und der Liebe kann aber auch hier keine Rede sein. Denn der gewöhnliche Berliner ist, wie er zu sagen pflegt, für keine „Schwärmerei" geboren. Die Raffinerie, oder doch der Nutzen und die Bequemlichkeit stehen ihm näher. Die jungen anständigen, d. h. nicht ganz unbemittelten Bürgermädchen Berlins sind vielleicht noch die einzigen in der großen Stadt, welche die Myrthe des Brautkranzes in der Regel mit der althergebrachten Pietät und Heiligkeit betrachten. Doch auch hier pflegt sich manches zu ändern.

Aber über diese bürgerlichen Kreise, welche sich noch in einem schwerfälligen Kampfe zwischen der alten Geschlossenheit des Familiengeistes und den modernen Zuständen befinden, heben sich andere hervor, welche ganz und gar dem Scheine und dem Elemente der Gegenwart angehören. Dies ist ein Bürgerthum, welches nach aristokratischer Luft schnappt und in einem vornehmen, feinen Wesen seine Befriedigung findet. —

Es gibt in Berlin jetzt eine Menge von Leuten, welche sich eine lange Reihe von Jahren hindurch mit nichts anderem beschäftigen, als mit dem Gelderwerb auf jegliche Weise und denen dann als Trost für all die Mühen und für all den Schmutz, worin sie sich bewegen, nur die Hoffnung vorsteht, in der Gesellschaft einst noch eine Rolle spielen und für die Töchter eine sehr vornehme Partie gewinnen zu können. Sie wohnen eng und schmutzig, sie machen nicht den geringsten Aufwand, aber plötzlich wird die Bude geschlossen, der Schneider thut das Seine, es wird eine elegante Bel-Etage in einem feinen Stadtviertel bewohnt und die prächtige Equipage rasselt mit den Neugeborenen über das Pflaster der Residenz. Jetzt hat ein neues Leben begonnen und die „vornehme Gesellschaft" wird erwartet. Meint man, sie werde auf sich warten lassen? Da muß man Berlin nicht kennen. Berlin ist reich an Mitgliedern der höheren Stände, welche außer ihrer Liederlichkeit und Gesellschaftstournüre auch noch einen Frack besitzen und die sich oft von den Grillen und vornehmen Lächerlichkeiten des Bürgerthums ganz gut und gewandt zu nähren suchen. Der arme ruinirte Adel hat in Berlin an den Tollheiten und Eitelkeiten des wohlhabenden und reichen Bürgerthumes einen weit festeren Haltepunkt, als an dem sehr verblaßten Corporationsgeiste des eigenen Standes gefunden. Aber auch mehr oder minder aristokratischer Parfum bleibt mit der Zeit selten aus, wenn der neue „vornehme Mann" sich mehr und mehr in Ruf und in delicate Connexionen zu bringen weiß. Jetzt hat er seine Vergangenheit vollkommen vergessen und er arbeitet unausgesetzt an einer „standesgemäßen Erziehung seiner Kinder." Den Material-Waaren-Händler aus einer obscuren Thorstraße, den kleinen Wechsler und Agenten, den ehemaligen Spediteur, Handwerksmeister oder Mäkler kennt niemand wieder. Für die Töchter muß auf die „gnädige Frau", für den Sohn auf „etwas Geheimes" im höheren

Beamtenstande speculirt werden. Aus einem trüben Sumpfe hat sich nun wieder eine bewunderte Blume erhoben! —

So liegt es in dem gesellschaftlichen Zwecke und Schicksale unseres Bürgerthumes, entweder in die Noth und Dunkelheit des Proletariates hinunter zu brechen, oder sich als Geldmacht dem Beamtenthume und der Geburtsaristokratie zu verbinden und anzuschmiegen; eine selbstständige, gesellschaftliche Bürgermacht, — von der Politik gar nicht zu reden, — kennt Berlin nicht. Der Fall nach unten ist zu leicht, die Lockung nach oben ist zu groß; daran vernichtet sich die Geschlossenheit eines bürgerlichen Gesellschaftsgeistes und die Trümmer desselben splittern überall umher, über die ganze Gesellschaft, nach oben und unten. Ein derartiges Institut, wie die „Bürger-Ressource" in Breslau, welches jüngst noch für Berlin angefangen wurde, hat von vorneherein durch den allgemeinsten Indifferentismus dagegen ein sehr trauriges Ende. Das Berliner Bürgerthum stellt sich, wenn es auch seine materiellen Kräfte fühlen sollte, im Ganzen doch gar zu gerne unter die gesellschaftliche Protection der politischen und der aristokratischen Residenzmächte.

Die politische und die geschäftliche Welt gehört den Männern, auf das öffentliche Leben hat nur ein besonderer Theil der Berliner Frauen, die Prostitution, Beschlag gelegt; aber in der Gesellschaft und in der Familie tritt der Einfluß der Frauen besonders wichtig hervor und wir sind ihnen deshalb große Rücksichten schuldig. Selbst wo die Männer schon Cosmopoliten sind, pflegen die Frauen immer noch Localpflanzen geblieben zu sein, und an ihnen sind deshalb die besonderen Zustände einer Gegend, einer Stadt am marquantesten nachzuweisen. Will man z. B. sich fest überzeugen, daß Berlin durch und durch eine ganz moderne Stadt ist, so beobachte man nur die Frauen Berlins. Nirgends findet man unter ihnen, sei es in den oberen, sei es in den unteren Ständen, solche Naturen, wie sie an das mittelalterliche Mädchenkolorit augenblicklich erinnern und wie sie

in den alten deutschen Reichsstädten noch nicht leicht ausgestorben sind. Wenn unsere jungen Maler, wie sie sich häufig im romantischen Dunste des Mittelalters umhertreiben, für ihre Madonnen oder sentimentalen Burgfräuleins, irgend eine hübsche Berlinerin copirt haben, so bemerkt man bald einen ziemlich komischen Contrast zwischen dem malerischen Stoffe und dem Berliner Gesichte.

Körperliche Schönheit findet man leichter in den untern Ständen, bei den Dienstmädchen und Grisetten, und in der vornehmen Welt, als in dem eigentlichen, mittleren Bürgerstande. Unter jenen Mädchen, welche den Malern Modell stehen, gibt es imposante, herrliche Gestalten. Das Modell, welches der Bildhauer Kiß für seine Amazone gewählt hat, ist überall bekannt und leicht zu finden. Aber mehr, als wegen ihrer körperlichen Vorzüge, ist von den Berlinerinnen wegen ihren bunten, geistigen Neigungen und Richtungen die Rede. Eine gewisse Coquetterie und Selbstgefälligkeit ist von dem Wesen einer Berlinerin nicht zu scheiden. Die kleine Grisette zieht ihren dünnen Shawl mit einem gewissen Bewußtsein um die Schultern und wirft das Köpfchen schnippisch und pretensiös zurück, wenn sie für 6 Sgr. per Tag nach Schneidern geht. Sie hat ihren Anstand ganz genau nach dem Maaße einer vornehmen Dame genommen und hofft es gewiß, wenn sie noch jung und hübsch ist, eine solche zu werden. Wenigstens einen Schein von Bildung wissen sich alle Berlinerinnen im Durchschnitt sehr schnell zu eigen zu machen. Es ist erstaunenswürdig, zu sehen, wie Mädchen und Frauen, welche noch vor kurzer Zeit in der tiefsten Hefe des Lebens standen, plötzlich mit Eleganz und Takt sich in die Lebensart der höhern Lebenskreise zu finden wußten. Wahre Gemüthstiefe darf man bei einer rechten Berlinerin selten suchen, dafür aber eine mehr oder minder gefällige Auffassung des Lebens, welche sich bis in die stärkste Frivolität verlieren kann. Das Feine, das Piquante, das Elegante, das Glänzende haben in der Regel den Vor-

zug vor dem Herzen und der schlichten Einfachheit bekommen, und es scheint mehr auf die gewandte Form des Lebens und der Gesellschaft, als auf den Inhalt Rücksicht genommen zu werden. Dazu feiert die weibliche Putzsucht gewiß in Berlin ihre höchsten Triumphe und ein eleganter Frauenputz ist kein Privilegium der höheren Classen geblieben. —

Wenn es wahr wäre, daß dort das größte Glück herrsche, wo die meisten Ehen geschlossen werden, so stände es allerdings nicht gar zu besonders um das Glück in Berlin; denn es kann statistisch nachgewiesen werden, daß sich verhältnißmäßig die Ehen alljährlich in Berlin vermindern, während die Zahl der unehelichen Kinder und der Concubinate sich unverhältnißmäßig steigert. Im ganzen preußischen Staate haben die Ehen seit 1816 um 25 Prozent abgenommen; im Jahre 1816 kam schon auf 88 Menschen eine neue Ehe, im Jahre 1840 aber erst auf 113 Menschen. Für Berlin ist dieses Verhältniß noch bedeutend ungünstiger. — Man bemerkt in den geschlechtlichen Verhältnissen eine deutliche Auflösung alter Moralbegriffe, wenn auch gewöhnlich nur durch die Frivolität. Die Ehen wieder „heilig" zu machen durch Christenthum und Priesterthum, wie die Gesetzgebung es sich vorgenommen hatte, dieses widerstreitet allen Grundelementen des Berliner Lebens. Die Ehe ist in der Regel nur noch eine Gewohnheitsmacht mit dem Scheine einer tiefen Sittlichkeit; laxe Moral und Frivolität stehen vielfach dahinter.

In Hamburg findet man einer privilegirten Unsittlichkeit eine privilegirte Sittlichkeit gegenüber stehend; im Gegensatze zu dem wüsten Bordelltreiben steht ein beinahe puritanischer Familiengeist. Solche schroffen Abgränzungen hat man in Berlin nicht mehr zu erwarten. Wie reich ist die Zahl der mehr oder minder prostituirten Ehen in Berlin geworden, möge nun die Ursache in der Noth oder in einem anderen Verhältnisse zu suchen sein? Und je höher man steigt, um

so loser werden oft die Begriffe von Ehe und Treue, um so geringer die Ansprüche auf Familienglück im Gegensatze zur „Repräsentation des Lebens." Die Carriere der jungen Männer wird immer schwieriger, eine behagliche Existenz tritt ihnen oft weit in die Nebel des Alters zurück. Die weibliche Seite des Lebens zeigt sich ihnen zu sehr in der Lüsternheit und Nacktheit, in allen Nüancen eines großstädtischen Wechsels, als daß sie die Ehe dann im Durchschnitt noch anders, als einen Sorgenstuhl betrachten möchten, der wenigstens reich vergoldet sein muß, oder als ein Mittel zur Repräsentation, oder als eine Springstange für die Carriere. Die Berlinerinnen selbst aber, namentlich die gewissermaßen gebildeten Berlinerinnen tragen nicht selten dazu bei, den Gott der Ehen zurück zu scheuchen. In keiner Stadt trifft man verhältnißmäßig auf so viele alte Jungfern, auf so viele Sitzengebliebenen, welche sich dann mit Katzen und Pietismus beschäftigen, als in Berlin. Eine ungemessene Eitelkeit treibt die Frauen und Mädchen hier noch bei weitem mehr als die Männer über ihren Stand hinaus. Es ist mir vorgekommen, daß ein „anständiges" Mädchen lieber die Maitresse eines Barons, als die Frau eines Handwerkers sein wollte. Sie mochte wenigstens die Aussicht auf eine „gnädige Frau" nicht verlieren. Der Glanz der privilegirten Sphären besticht in Berlin das Weib zu sehr, als daß es der schwieligen Hand des tüchtigen Arbeiters entgegenkommen möchte; nach oben drängt der Putz, die Eitelkeit, der „feine Anstand", die „vornehme Bildung", der Grisetten- und Kammerjungfernton. Der kleine Handwerker in Berlin ist meistens auf die Dienstmädchen vom Lande angewiesen. Aber von oben kommt dann auch wieder die Flüchtigkeit und die Prostitution unter die Berliner weibliche Welt. Je mehr in Berlin das Geldheirathen Mode wird, um so verlassener stehen deshalb diejenigen Mädchen, welche von ihren Eltern weiter nichts als eine „feine Bildung" erhalten konnten, vornehmlich die großen Reihen der Berliner Beam-

tentöchter „von guter Familie.“ Für den Gewerbsmann haben sie sich in eine viel zu aristokratische Sphäre verstiegen, diese „armen Fräuleins“; und die reichen Freier sind nicht gekommen, seitdem einige mehr oder minder begünstigte Anbeter vorüber gezogen. Die Lectüre von Schiller und Göthe, das Französischplappern, das Reden von Spontini und Meyerbeer, das Singen und das Clavierspielen, das alles hat nichts geholfen, und wenn Papa und Mama todt sind, dann bleibt am Ende doch nichts anderes übrig, als für die Läden mühselige Stickarbeit zu schaffen, während immer noch der vornehme Anstand bewahrt, und mit dem geretteten Hausrath in irgend eine dritte Etage irgend einer der feinen Straßen Berlins gezogen wird, um dann wenigstens noch wieder als alte Jungfer mit der feinen Welt, wenn auch nur durch Chambregarni-Vermiethen in Berührung zu kommen. So giebt es in Berlin solche arm-vornehme alte Jungfern, bei denen der Miether sich als Graf oder Baron qualificiren muß, um gnädig aufgenommen zu werden. Die meisten sind zwar williger, aber alle wissen sie sich etwas auf eine komische Etiquette und eine überzirkelte Erziehung, wodurch sie doch vollkommen unbrauchbar für das Leben geworden.

Es ist wahr, die Berliner Frauen haben vor allen andern Frauen Deutschlands einen Anflug von Geist und Geistigem voraus. Die Gesichtszüge, die Blicke nehmen oft bei ihnen eine eigenthümlich spiritualistische Richtung. Man pflegt sie auch, namentlich in den höheren Kreisen, für sehr intelligent zu halten. Ist nicht Berlin der Boden für die Blaustrümpfe und gelehrten Frauen Deutschlands geworden? Aber wenn man aufrichtig und nicht blos chevaleresk sein will, so hat man doch zu gestehen, daß sich die weibliche Bildung, wie überall, so auch in Berlin, trotz aller berühmten Dressirinstitute, wo man die Salondamen und Gouvernanten über einen Leisten schlägt, noch in der allergrößten Verwahrlosung befindet und daß sie von den natürlichen

Grundsätzen gerade am weitesten abweicht. Es ist hier ein unaufhörlicher Kampf zwischen Erziehung und Natur. Durchschnittlich siegt die erstere über die letztere, und so erhält die Gesellschaft dann alle jene gezierten, aufgeblasenen, anspruchsvollen und nichtssagenden Püppchen, welche in einem betäubenden schwülen Gesellschaftsaroma aufwachsen und mit der größten Naivetät über die starken Stürme urtheilen, welche draußen das Meer der Welt durchwühlen und so manchem ehrlichen Gesellen den Untergang bereiten. Eine solche Gerichtssitzung über den Sturm der Welt pflegt man aber einen „Berliner Thee" zu nennen.

Es schütteln sich dunkle Locken, es brennen mich große tiefe Augen an, es fliegt die edle Röthe des Unwillens über eine hohe bleiche Stirn! Ja, wenn in einer Stadt, so lernt man in Berlin solche Frauen kennen, welche im Stande sind, den sinkenden Glauben an die geistige Hoheit und Würde des weiblichen Geschlechts wieder zu beleben, denen Kunst, Wissenschaft, Poesie ihre schönsten Preise bieten. Aber dagegen die Menge der Verzerrungen, der Carrikaturen? Meistens zu anspruchsvoll, zu elegant, zu witzig, um eine gewöhnliche Menagère im Sinne des Proudhon abgeben zu können, und wieder zu unreif, zu schwach, ja zu albern und kleinlich, um einen Schatten der großen Geister anzustreifen, welche das Diadem auf der Stirne des weiblichen Geschlechtes bilden! Zu verbildet, um im einfachsten Sinne gebildet, in der Regel zu herzlos, um weiblich genannt werden zu können. Ein glänzender Schein mit einem leeren Herzen. Das ist der gewöhnliche Zustand. Die Frauen in Berlin stehen durchaus nicht, wie ihnen von Schmeichlern eingeredet wird, über den Männern. Eine zartere Weiblichkeit regt sich oft in der Brust einer armen Grisette, als unter einer pomphaften Gesellschaftsrobe. Verstand und Bildung müssen hier meistens, trotz der künstlichen Bildung, gewonnen werden und das geschieht nur in seltenen Fällen. Den meisten Frauen der höheren Welt ist die Weise, in der sie leben,

die rechte; der Wechsel zwischen Abspannung und Ueberreizung ist ihnen Bedürfniß geworden, die Quincaillerie-Aufmerksamkeiten entschädigen für den Ernst des Gedankens, selten blitzt ein stolzes, forderndes Auge durch den schweren entnervenden Nebel.

Nach zwei Seiten äußern sich diese Abspannung und Ueberreizung der feinern Frauenwelt Berlin's am deutlichsten. Auf dem Gebiete der Kirche und der Kunst. Hier wie dort pflegt Abgötterei getrieben zu werden, im Pietismus, wie im Kunst- oder Künstler-Wahnsinn. Die gelangweilte, erschöpfte Natur will eine Beschäftigung haben und wirft sich mit Hast den unglaublichsten Excentritäten in die Arme. Die Krämpfe und Convulsionen in den dämmrigen Conventikeln des Berliner Pietismus haben keinen andern Grund als die Krämpfe und Convulsionen vor den langen Fingern eines Liszt u. s. w. Die Natur ist von der falschen Bildung gestört worden, das zeigt sich und rächt sich bei den Frauen deutlicher, als bei den Männern, denn sie stehen der Natur näher als wir. Hysterische Gesichter sind in Berlin bei dem größten Theile der feineren weiblichen Welt die Regel. Es gehört ja wohl zum guten Tone „leidend zu sein?“ Wozu auch die gemeine, plebejische Röthe der Gesundheit? Wofür bezahle ich denn den Hausarzt, wenn meine Tochter nicht leidend wäre? pflegte ein Berliner Banquier mosaischen Glaubens zu sagen. Und der Hausarzt muß allerdings eine bedeutende Rolle spielen.

In den Salons, auf den Bällen, in der kleineren Gesellschaft wird man die weibliche Welt Berlins immer in ihrem schönsten Glanze sehen. Ihre Reize sind in der Regel immer a jour gefaßt und wer schwärmen kann, wird hier leicht zum Schwärmer. Man ist so gerne geneigt, in dem Munde eines schönen Weibes auch die gewöhnlichste Phrase für Originalität und Geist zu halten; man meint überall eine jugendliche Bettina oder Rahel zu entdecken und hört nicht den Grundton. Einige Jahre Bewegung in der Ber-

liner Gesellschaft, und auch diese Täuschung wird vorüber sein. Die Experimente und Ueberreizungen, in denen sich ohne nachhaltige, kräftige Natur, die höhere weibliche Welt Berlins gefällt, sind wenig geeignet, dem Manne von Herz und Geist einen Ersatz für den Sturm und Kampf des Lebens zu bieten. Allerdings haben und fordern auch die wenigsten Männer Herz und Geist, und wenn dann von beiden Seiten moderne Herz- und Geistlosigkeit sich in gesellschaftlichen Prätensionen und aristokratischen Gewöhnungen vereinigen, dann gibt es eine Berliner Ehe, wie deren tausende gefunden werden können, eine Bequemlichkeitsehe, in der die Grundsätze von vorneherein oft sehr gefällig sind.

Die Untersuchung der ehelichen Zustände ist eben so schwierig, wie wichtig für den Zustand der Gesellschaft. Hier ist es in Berlin zwar nicht anders, wie im Allgemeinen, aber die „große Stadt" treibt immer stärkere Symptome der Auflösung hervor. Daß in Berlin die Familie durchschnittlich ruinirt worden ist, wage ich bestimmt zu behaupten. Wenn sie besteht, so besteht sie im Allgemeinen nur noch durch die äußeren Stützen des Staates, der Kirche, des Erbrechtes, nur als Form, Gewohnheit, gesellschaftliche Heuchelei, nicht durch ihren eigenen sittlichen Inhalt. Die Verhältnisse und die Begriffe sorgen für ihren innerlichen Zerfall. Die meisten Männer betrachten ihre wirklichen Ehen nur noch wie legitime Concubinate; nicht allzu selten ist es, daß die Frau dem Manne eine Maitresse gönnt. Zuweilen ist diese Maitresse sogar im Hause geduldet. Jeder braucht nur seine eigene Häuserumgebung zu untersuchen, zu beobachten, zusammenzustellen, um die Gewißheit zu erlangen, daß sich die sexuellen Neigungen in Berlin in einem starken Kampfe gegen die bisherigen Formen der Gesellschaft befinden. —

Ich will nur den „Familiengeist" eines Hauses darstellen, welches ich eine Zeitlang bewohnte. Auf dem Hofe, unter den Proletariern, nicht weniger als drei Concubinate.

Dazu gehen mehrere Mädchen des Abends auf die Straße, und die Frau eines Schriftgießers nimmt mit dem Wissen ihres Mannes Besuche an. Aber wir treten in's Vorderhaus: Parterre rechts wohnt eine ruhige Bürgerfamilie, links eine alte Jungfer mit Katze und pietistischem Heiligenschein nach zweifelhafter Jugend. Die Bel-Etage wird von der gräflichen Familie v. A. bewohnt. Graf und Gräfin leben schon seit Jahr und Tag getrennt. Er wohnt auf dem einen, sie auf dem anderen Flügel; Gesellschaften, Concerte u. s. w. werden aber gemeinschaftlich besucht. Die „Dehors" werden nie aus den Augen gesetzt, aber die Dienerschaft plaudert. In der zweiten Etage lebt ein Assessor mit seiner Concubine; ist er auf Reisen oder sonst nicht zugegen, so meldet sich zuweilen, wie das ganze Haus weiß, ein Doctor. Gegenüber logirt ein Fuhrherr mit Frau und Kind. Die Frau hat dem Manne verschwiegen, daß sie schon vor ihm als Mädchen ein uneheliches Kind geboren; zufällig hat er's erfahren, jetzt ist der Frieden gestört; er rächt sich zwar alle Abende durch Betrunkenheit, Prügel und gemeinstes Schimpfen, scheint sich aber dennoch wieder beruhigen zu wollen. Endlich die dritte Etage. Rechts ein Lehrer, welcher mit der Schwester seiner Frau ein Kind gezeugt hat, die Frau füttert dasselbe in Sorge groß. Eingemiethet bei ihnen haben sich noch ein Stubenmaler, welcher von seiner frühern Frau mit drei Kindern geschieden ist, und nun mit seiner Concubine und einem Kinde in einem elenden Loche zusammenwohnt. Links: eine Briefträgerfamilie. Als Briefträger erhält der Mann monatlich höchstens 15 Thlr. und die Leute leben sehr angenehm. Ursache ist: die Tochter, welche die vordersten, eleganten Zimmer bewohnt, wird von einem reichen verheiratheten Berliner Kaufmanne unterhalten, die ganze Familie profitirt von diesem Verdienste. Dem Hause schräg gegenüber befand sich ein sogenanntes „Absteigequartier", im Hause, links nebenan, war von einer Hebamme eine „Entbindungs-Anstalt für Damen höherer

Stände, welche ihre Niederkunft im Geheimen abwarten wollen" eingerichtet worden. Ich kann bestimmt versichern, daß ich in dieser Schilderung, durch welche man einen Blick in die sexuellen und Familien-Zustände Berlins thun kann, weder irgend etwas hinzugesetzt, noch irgend etwas übertrieben habe.

Das Abscheulichste aber, dessen ich mich aus meinem Berliner Leben in dieser Beziehung erinnern kann, ist Folgendes. Ich wohnte in einem Hause, dessen Besitzer unverheirathet war. Seine Mutter, eine anständige, gediegene Bürgersfrau von der schweren Sorte, welche das ganze Vermögen noch in ihren Händen behalten hatte, bewohnte die erste Etage für sich. Zwischen dem Sohne und einem jungen reichen Bürgermädchen, welches sich aber noch in „Pension" befand, war ein Eheproject für die Zukunft arrangirt worden. Der Sohn mußte deshalb noch warten und ledig bleiben. Was that die Mutter? Diese respectable, angesehene Frau schämte sich nicht, für ihren Sohn die Kupplerin zu machen. Sie miethete Dienstmädchen so schön, jung und frisch, wie sie dieselben nach dem Geschmacke ihres Sohnes finden konnte. Wenn die Dirnen zuziehen wollten, so waren sie erstaunt, daß sie nicht für die Dame in der ersten Etage, sondern für den Junggesellen, Parterre, bestimmt waren. Aber sie fügten sich, weil sie ohne Existenz waren und vielleicht auch, weil sie an die „Anständigkeit" des Hauses, der Mutter glaubten. Sie hatten einen leichten Dienst, aßen mit dem Sohne allein zu Mittag und zu Abend, also gut, schliefen in seiner Nähe, aber es war alles auf die Verführung eingerichtet; es war ihr nicht zu entgehen. Und als eine von diesen Unglücklichen in's Entbindungshaus geschafft wurde und dort in Kindesnöthen ihr junges Leben ausathmete, war die Mutter gleich bemüht gewesen, eine andere an deren Stelle zu bringen. Zu einer solchen Ausartung aller Sittlichkeit ist es in der „anständigen" Bürgerwelt gebracht worden, solche Grausamkeit, Niederträchtig-

keit und Gemeinheit wird unter eleganten Schleiern groß gezogen. Wird also hier noch jemand an eine Sittlichkeit, oder gar an eine Heiligkeit des ehelichen und des Familien-Lebens glauben dürfen? —

Solche Thatsachen anzuführen, scheint aber nothwendig, wenn von der großen Auflösung der Ehe- und Familien-Bande in Berlin die Rede sein sollte. Diese Auflösung hat zuweilen mehr eine rührende, als eine, wie in dem eben angeführten Falle, ganz verächtliche Seite. Z. B. im Folgenden.

Ein Freund des Verfassers, ein junger Arzt, wohnte chambregarni bei einer armen Handwerkerfamilie. Die älteste Tochter war in dem Alter der Einsegnung. Es war den Leuten aber durchaus nicht möglich, ein nur einigermaaßen elegantes Einsegnungskleid, worauf in Berlin so unendlich viel gesehen wird, herbei zu schaffen. Da der junge Arzt erst so eben seinen Wechsel erhalten, so macht er sich das Vergnügen, Kleid und Umschlagetuch zu schenken. Tochter und Eltern sind außer sich vor Freude und danken mit Thränen im Angesicht. Aber welche Ueberraschung steht dem Freunde bevor, als er spät Abends in seine Stube zurückkehrt, an demselben Tage, da das Mädchen eingesegnet worden. Wie eine blühende Rosenknospe liegt die Jungfrau, vollständig zur Nacht gekleidet, ruhig schlummernd auf seinem Bette. Er ist bestürzt, verwirrt und ruft endlich die Mutter. Das Weib bekennt, aus Dankbarkeit habe sie ihm die ersten Reize ihrer Tochter überliefern wollen, da es ihr doch nicht möglich sei, dieselben vor Anfechtung zu schützen!

Dieselbe Ausartung des Familienlebens, wie oben! Und doch, welch ein großer, charakteristischer Unterschied! In der Thatsache aus dem „anständigen“ Bürgerthume sieht man nichts als eine unnatürliche Verworfenheit, in dieser Thatsache aus dem Proletariat wird man aber in der Ausartung noch über die naive Regung natürlicher Gefühle erstaunen müssen. Die reiche, anständige Mutter, welche mit

Berechnung die Opfer ihrem Sohne in die Arme führt, oder die arme Mutter, welche dem die Unschuld ihrer Tochter gönnt, welchem sie dankbar ist und weil sie, in ihrem Elende, von vorneherein an derselben verzweifelt, welche ist höher zu stellen? Wo ist die Gesunkenheit größer?

Das Familienleben der höheren Stände hüllt sich zwar in größere Falten; aber ist es im Wesentlichen anders? Beruht es etwa auf einem anderen Grunde? Wenn man die höheren Stände in Berlin noch sehr oft als Götter betrachtet, so liegt in dieser demüthigen Anschauung jedenfalls die Wahrheit, daß die modernen Götter eben so gut ihre „Metamorphosen" haben, wie die antiken, deren Geheimnisse Ovid besang. Der gewöhnliche Berliner ist wirklich in einer solchen ständischen Dressur erzogen, daß der Sittlichkeitsbegriff bei ihm nach den Ständen wechselt und daß er an Seinesgleichen tadelt und verachtet, was er bei den höheren Ständen wieder durchaus in der Ordnung findet. Selten fehlt hier die Dissonanz und oft geht der Scandal nicht bloß durch die Salons und die Domestikenstuben, sondern auch durch die öffentlichen Blätter. Im Plutarch lesen wir über die spartanischen Eheverhältnisse Folgendes: „Wenn der bejahrte Gatte eines jungen Weibes an einem wohlgebildeten und braven jungen Manne Wohlgefallen fand und denselben für tüchtig hielt, so durfte er ihn zu seiner Frau führen und das Kind, das aus so edlem Geblüte entstand, sich zueignen. Hinwiederum war es erlaubt, daß ein braver Mann, der die fruchtbare und tugendhafte Gattin eines Andern bewunderte, bei dem Gatten die Erlaubniß einholte, ihr beizuwohnen, um gleichsam einen gesegneten Acker zu besäen und edle, mit Edlen blutsverwandte und verschwisterte, Kinder zu zeugen. Was nun in Sparta aus staatlichen Rücksichten erlaubt war, ist bei unserem christlich-staatlichen Gesichtspunkte verboten. Aber was in Sparta als ein Erlaubtes ohne Geheimniß geschah, sollte es bei uns, als ein Verbotenes und „Unsittliches" in der That

wohl weniger geschehen. Wenn die vornehme Jugend sich in allen Genüssen erschöpft hat, dann wird zuletzt noch eine „standesgemäße" oder eine „reiche" Heirath geschlossen, und wenn die Frauen als Opfer fallen, so haben sie doch Gelegenheit genug, sich in der Ehe zu rächen. Um hier nur von den Männern zu reden, so zeigt die jährliche Steigerung der Maitressenwirthschaft in Berlin den zunehmenden innern Verfall der vornehmen Ehen.

Ist es aber nicht seltsam, daß einem so großen Auflösungsprozesse gegenüber, der sich bis in's innerste Mark der Gesellschaft hineingefressen hat und der oben als vornehme Scheinehe, unten als Straßenprostitution zum Vorscheine kommt, von den Launen und Einfällen sogenannter „Emancipirten" ein so lächerliches Aufheben gemacht wurde? Man hat in den Blättern mannigfach von einem Berliner öffentlichen Locale geredet, worin emancipirte Frauen und Mädchen mit ihren Männern und Liebhabern ein zügelloses Treiben durchführen, nämlich Cigarren rauchen und Punschbowlen trinken sollten. Aber ist dies nicht äußerst unschuldig gegen alles das, was in der „anständigen" Gesellschaft geschieht, gegen die frivolen Emancipationsversuche dieser Gesellschaft selber von allen Formen und Moralbegriffen? — Wäre es in Berlin wirklich das Aergste, wenn junge Mädchen eine Cigarre rauchen und junge Frauen eine Punschbowle trinken?

Jener Kreis konnte nur dadurch Interesse erregen, daß sich in ihm einige radicale Kräfte der Berliner Kritik geltend machten, und daß man mitunter, wohl eben so sehr des Spaßes, wie des Principes halber, dem erheuchelten „Anstande" der Gesellschaft eine nicht minder erheuchelte und forcirte „Unanständigkeit" entgegensetzte; denn die praktische Emancipation in jenem Kreise war eine durchaus harmlose. Eine emancipationslustige Komödiantin, als sie in demselben auf Gastrollen eintraf, wurde durch die Kritik und die Satyre augenblicklich wieder vertrieben. Jener Kreis suchte

weder die Frivolität, noch die Speculation. Mit einer geschmacklosen Speculation auf Emancipations-Abenteurerei ist Berlin erst später bereichert worden, und natürlich hat ganz Deutschland daran Theil nehmen müssen. Nichts kann aber schlimmer für eine Wahrheit sein, als wenn sie einen Hanswurst findet, der sich in einige Lappen derselben kleidet. So ist es in Berlin leider auch mit der „Emancipation der Frauen" gegangen: Dieses Problem hat in einer Madame Aston nicht bloß eine Märtyrin, sondern auch eine frivole Carricatur gefunden und nun ist es auf lange Zeit wieder um allen Credit gebracht, denn es ist zur geistlosen Phrase, zur gesellschaftlichen Lüge und zum frivolen Spectakel geworden.

Und diesem inneren Zerfall gegenüber, hat man die Kirche mit größerer Macht über die Ehe ausrüsten und die Ehescheidung erschweren wollen. Die Ehescheidung steht als einziger Schlupfwinkel hinter unendlich vielen Ehen Berlins. Der panische Schrecken war groß, als vor einigen Jahren der Ehescheidungs-Gesetzentwurf bekannt wurde und nicht bloß erfahrene Männer, sondern sogar junge Mädchen verschworen, in der ersten Aufregung darüber, die Ehe. Vergeblich sucht die Kirche, der frivolen und principiellen Bewegung des Lebens gegenüber, die Ehe heilig zu halten. Der Zeitpunkt rückt immer näher heran, wo man sich auch in den östlichen Landen Preußens und namentlich in Berlin für die Civilehe wird entschließen müssen. Was sagt man dazu, wenn eine öffentliche Dirne der feineren Classe in Berlin, als sie sich nach dem Titel einer Baronin sehnte, für einen gekochten Hecht und 100 Thaler Preußisch Courant einen verlumpten Adeligen dazu bewog, ihr kirchlich seinen Namen zu geben? Wie steht der Geistliche mit seiner heiligen Form solchen Elementen gegenüber?

Allerdings hat die „gute Gesellschaft" über den großen Bruch, der in ihr vorgeht, einen eleganten Firniß gegossen, und es wird auf jede Weise dafür gesorgt, die Individuali-

tät zu maskiren und hinter gewisse allgemeine Formen zurückzudrängen. Die Frauen schweben in der Gesellschaft über die eigentliche Basis ihrer Verhältnisse hinweg und suchen dann auf mancherlei Weise Ersatz für die Zerstörung ihrer natürlichen Lebenswurzeln. Ich rede hier nur von solchen Kreisen, die sich wirklich über die erbärmliche Gewohnheit des großen Gesellschaftshaufens erheben. Diese geistreichen, zartgebildeten Frauen Berlins — wenn man oft wüßte, mit welcher Entsagung der natürlichsten Gefühle und Regungen sie die kurze Zeit ihrer Blüthe und Bewunderung sich erkaufen mußten! Es sind vereinzelte Paradiesvögel, aber man findet sie leicht hervor unter der großen, grell bemalten, gewöhnlichen Masse der „vornehmen und gebildeten Berlinerinnen."

Allerdings trägt nicht bloß das Familien-, sondern auch das sogenannte öffentliche Leben seine Dissonanzen und Carricaturen in die Berliner Gesellschaft. In der Regel wird man in den höheren Kreisen nichts als jene Lakaienluft athmen, welche man ebenfalls in den Domestikenkammern findet, bloß, daß sie da oben mit etwas vornehmen Parfums gewürzt wurde. Wo sich die Offiziere, die hohen Beamten um den Preis der Conversation und der Geltung bewerben und von den Höhen ihrer gesellschaftlichen Stellung auf die untergebene Welt hinabblicken, wer erwartet da etwas anderes, als weiße Cravatten, Kammerherrenschlüssel und Epaulettes, wer erwartet da etwa gar unbefangene Menschen? Kunst, Wissenschaft, Poesie, sie haben hier kein anderes Recht, als sich in eine untergeordnete Stellung hinein zu bequemen. Während der kleinste Lieutenant auf die „Hoffähigkeit" Ansprüche hat, ist sie von dem ganzen großen gelehrten Corpus der Berliner Universität immer nur dem jedesmaligen Rector bewilligt. Aber wer ein Auge hat, der wird auch hier eine Umwandelung bemerken. Sie nehmen zu die blassen Gesichter, die schweigsamen, spöttischen Lippen. Es scheint selbst in diesen Kreisen

der Widerspruch zwischen Stellung und Bewußtsein zu erwachsen und an die Stelle der alten Zufriedenheit scheint mehr und mehr eine gesellschaftliche Leisetreterei, welche bei weitem mehr verschweigt, als sie zu sagen wagt, sich setzen zu wollen. Zwar läßt sich von dem herrschenden Systeme mit Klopstock sagen: „Noch viel ist übrig, auf, hab es nur"; es wird deshalb niemals an einem glänzenden Gedränge nach der großen Kletterstange fehlen, und die Natur, der Charakter der höheren Gesellschaft in Berlin wird davon immer vollkommen abhängig bleiben. —

Eine durchaus charakteristische Stellung in der Gesellschaft des neuen Berlins haben sich die Banquiers, die Capitalisten, die Fabrikanten u. s. w. erobert. Mit immer größerem Nachdruck suchen sie, der Geburtsaristokratie gegenüber, eine gesellschaftliche Ostentation mit ihrer zum Theil immer wachsenden Geldmacht zu treiben. Sie rekrutiren sich zwar mannigfach aus dem kleinen Bürgerthume, schließen sich aber gerne gleich zu einer besonderen Kaste zusammen, welche in gewissen Kreisen als „Wechselpöbel" bezeichnet zu werden pflegt. Eine maaßlose Sucht, sich als vornehme Welt zu zeigen und mit „feiner Bildung" wie mit einer Brillantnadel zu glänzen, ein Gegensatz zwischen niedriger Erwerbsgier und eleganter Verschwendung, eine Protector-Miene für die Wissenschaft und die Kunst, verbunden mit der größten Rohheit in der Auffassung und Beurtheilung derselben, eine sclavische Kriecherei vor jedem Modegötzen und eine derbe Brutalität gegen schlichte Arbeit und gegen stilles Verdienst, eine Mischung von Dünkel und Unsicherheit, von Demuth und Stolz bilden hier die hervorragenden Elemente. Das Volk Gottes, welches mit dem Gelde Geschäfte macht und dadurch redlich an seiner Emancipation arbeitet, steht mitten darunter. Die steife, gespreizte Berliner Manier, welche uns allzuoft an die mühsame Dressur der Rekruten erinnert, wird als das Normalmaaß eines geselligen, feinen Anstandes betrachtet. Die Sucht, mit einem Titel die eigne Blöße zu

decken und oft sogar den Mangel jedes sittlichen Ehrgefühls durch das Klingen des Geldes zu ersetzen, die Ehrfurcht vor Titel und Ordensband treten hier durchschnittlich sclavisch hervor. Das sehnsüchtige Hinaufblicken zu ständischen Sphären, denen man nach dem eigenen Gefühle nicht angehört und denen man es zwar an Geld, aber nicht an feiner Lebensroutine gleich thun kann, das hastige Werben um einen kleinen Preis von der großen Kletterstange, das Banquier-Müller-Element spielen hier komische Streiche. Die Frauen und Töchter in diesen Sphären sind oft so unendlich geistreich, so unendlich gebildet, daß schon mancher darüber in eine stille Verzweiflung gerathen.

Man muß sagen, daß sich in der Berliner Gesellschaft nach allen Seiten hin der Charakter des Zimperlichen, des Steifen, des Gezierten geltend zu machen sucht, keine freie Bewegung. Man kann einen ganzen Catechismus auswendig lernen, um zu wissen, was etwa erlaubt und verboten sein dürfte. Die Etiquette, welche das kleine Bürgerthum bei Hochzeiten und Begräbnissen unverrückt aufrecht erhält, hat in den anderen Kreisen bloß andere Formen gefunden und ist nicht gewichen. Schon in einer ganz gewöhnlichen Tabagie wird von dem Eintretenden verlangt, daß er sein Haupt entblöße. Das Visiten- und Vorstellungswesen in Berlin geht leicht bis an die Carricaturen. In den Gegenständen und Formen des Gespräches wird die größte Vorsicht nothwendig, wenn man nicht langen Gesichtern begegnen und gar durch den unschuldigsten Ausdruck von der Welt irgend eine hysterische Damenohnmacht veranlassen will. Ich kann diesen Shakespeare nicht vertragen, er ist zu stark für meine Nerven! sagte eine Berliner Dame. Bei einer großen Menge von Berlinerinnen gehört es zum guten Tone, vor der Wahnsinnsscene des Gretchen's im Göthe'schen Faust, mit einigem Eclat das Theater zu verlassen. Die Prüderie ist vielfach bei den Frauen und Mädchen an die Stelle einer wahrhaft weiblichen Unschuld und Züchtigkeit

getreten, und die Männer haben natürlich nichts voraus. Der Berliner Anstand ist zur lächerlichsten Despotie geworden. Wer gesellschaftliche Formen vernachlässigt, der begeht etwas Schlimmeres, als eine Gemeinheit. Aus dem allen scheint die Unnatur hervor und man merkt es leicht dem Berliner Gesellschaftstone an, daß er in politischen Banden, in ständischen Schranken zur Welt gebracht wurde. Dieser Formalismus geht so weit, daß sich selbst die größte Zügellosigkeit und die liederlichste Prostitution auf den Anstand stützen. „Ohne Frack darf niemand am Tanze Theil nehmen" liest man in ganz ordinären Kneipen. Pariser Salons mit ihrer freien Lebendigkeit können in Berlin nicht existiren. Berlin wäre groß genug dazu, aber alle Versuche werden an den Kasernenformen und an dem Kastengeiste dieser Berliner Welt scheitern. Das Familienleben ist mehr und mehr in der Auflösung, aber durch kein freies Gesellschaftsleben wird ein Ersatz für dasselbe geboten.

Wenn wir gerade in dem steifen Berliner Anstande zum Theil einen Grund für die vielen geheimen Sünden und Vergehungen gegen den wahren Anstand und die wahre Sittlichkeit suchen, so glauben wir nicht, uns im Unrechte zu befinden. Mit welcher Hast stürzt sich die gewöhnliche Jugend in die Debauchen, weil sie weder in der Familie, noch in der Gesellschaft etwas anderes als Formen findet, denen sie sich nur beugt, um sie gleich darauf zu verspotten. Eben so ist es vielfach mit den Frauen und Männern und mehr in den höheren Ständen, als in dem kleineren Bürgerthum. Durch ihren leeren Formalismus und durch ihre ständischen Schranken pflegt die Berliner Gesellschaft sich regelmäßig der schönsten und frischesten Kräfte und Talente zu berauben. Wie ein dürres unfruchtbares Sandfeld erscheint sie uns mitten in einem großstädtischen Leben, in einer niemals endenden Brandung künstlerischer, wissenschaftlicher, politischer Bewegungen und Kämpfe. Was helfen die Mist-

beete und die Treibhäuser, wenn die Natur immer mehr ihre Hülfe verweigert? —

Berlin ist dagegen gottlob eine große Stadt. Wen die Gesellschaft nicht schon von vorneherein ausschließt, durch ihre verschiedenen Prätensionen, der kann sich noch immer von ihr ausschließen und in den verschiedensten Lebensrichtungen einen glücklichen Ersatz suchen. Aber es bleibt immer ein großer Mangel, mag er immerhin als eine Consequenz unserer sämmtlichen politischen und socialen Verhältnisse erscheinen, wenn die Gesellschaft in eine solche Nichtigkeit ausläuft, wie es in Berlin in der Regel der Fall ist, wenn der Associationstrieb, die gesellige Natur des Menschen durch eine falsche Civilisation und durch geschmacklose Formen immer mehr abstirbt, wodurch sich immer mehr das Ende einer historischen Periode andeutet. Auch hier scheint nur durch neue geschichtliche Fluthen zu helfen zu sein, welche den ganzen Bau der alten Pyramide durchbrechen. Oder ist der Zustand nicht traurig, in dem man gestehen muß, daß die nichtigsten Geister in der Regel als die besten Gesellschaftsmenschen erscheinen? So nimmt nun in Berlin nicht nur die Zahl der Blasirten, sondern auch fortwährend die Zahl der gesellschaftlichen Einsiedler zu, die Zahl derer, welche sich mit Unmuth, so viel sie können, zurückziehen aus dem Schein der Gesellschaft und die einer leeren Repräsentation, einer schwachen Eitelkeit und einem bedientenartigen Stolze gerade das Feld räumen, auf welchem Berlin, wenn hier etwas mehr für die freie Harmonie der Kräfte und für die Natur in der Bildung gethan wäre, vor allen andern Städten Deutschlands eine strahlende Pracht entwickeln könnte. Aber in Berlin vermehren sich die modernen Anachoreten; denn die Einsamkeit in Lybiens Wüste kann nicht größer sein, als für den, der sie sucht, in den großen tobenden Städten.

Durch Nihilismus, durch Leisetreterei und durch Indifferentismus gegen die bewegenden Kräfte der Zeit und des

Lebens zerreißt immer mehr das Band, welches zwischen Geist und Gesellschaft bestehen soll. Was ist gethan mit all dem Dilettantismus, von welchem die duftenden Cirkel Berlin's überfluthen? Welche Carricaturen und Geschmacklosigkeiten springen uns hier sogleich in die Augen! Wie selten fühlt sich ein stählerner Ernst, eine geistige Kraft und Wahrheit hinter all dem Verzücktsein und süßem Geschwätze hervor? In der Regel wird in der Gesellschaft die Wissenschaft noch nicht anders als Pedanterie und die Kunst nicht anders als Amüsement betrachtet. Ausnahmen gibt es, aber ihrer sind wenige und da, wo man eine gnädige Protectormiene annimmt, ist oft das Verhältniß durchaus um nichts besser. Kann es aber in dem Interesse der Kunst und der Wissenschaft liegen, bei dem Nihilismus dieser Gesellschaft zu antichambriren und mitunter keinen anderen Zweck zu erfüllen, als den Hanswurst zu machen? Die Kunst läßt sich bezahlen und setzt sich mit der Gesellschaft auf den Fuß der gegenseitigen Benutzung; die Wissenschaft, wenn sie nicht, wie noch allzuoft, unter den Bedientennaturen ihre Vertreter sucht, zieht sich immer mehr bei Seite und hat sogar wieder Lust bekommen, sich, dem verzweifelten, hohlen Anstande gegenüber, auf Unanständigkeit und Cynismus zu werfen. Bruno Bauer z. B. ist der einsamste Mensch in Berlin geworden.

Als eine seltene Erscheinung, als eine Persönlichkeit, welche noch immer bemüht ist, in sich die wachsenden Gegensätze zwischen Gesellschaft und Wissenschaft auszugleichen, tritt in Berlin über alle anderen der berühmte Alexander von Humboldt hervor. Er sucht den großartigen Humanismus der Wissenschaft auf den aristocratischen Höhen des Lebens zu repräsentiren und er gefällt sich in einem niemals endenden Wechselspiel zwischen Weltmann, Hofmann und Forscher. Er kann die Tage dem Hofdienste widmen und die späte Nacht, der frühe Morgen findet dann doch diesen seltenen, rüstigen Greis unter den tiefsinnigsten Stu-

dien, bei einer Correspondenz, welche den ganzen Erdboden umfädelt. Vielleicht zeigt sich aber in ihm zum letzten Male ein Bild jener ruhigen Harmonie, welche sich unter den Dissonanzen der Gegenwart immer weiter zersplittert. Bettina ist viel zu sehr Individualität und Eigensinn, als daß sie mit der Gesellschaft auf einem bequemen Fuße stehen könnte. Wo sie ist, dort will sie Mittelpunkt werden und beherrschen, als solcher. Bettina war lange Zeit in Berlin Gegenstand eines literarisch-gesellschaftlichen Cultus, sie ist vereinsamter, isolirter geworden, als jemals, obgleich die phantastischen und romantischen Netze, welche sie fortwährend spinnt, nichts an Glanz und Genialität verlieren. Wie sie jedem Princip und jeder bestimmten Tendenz durch eine spuckhafte Wendung immer entschlüpfte, so muß man sie auch für die große Berliner Gesellschaft als einen glänzenden Spuck betrachten, der viel zu hoch über derselben steht, als daß er sich mit ihr auf einen nur einigermaaßen gleichen Fuß setzen könnte und möchte. —

Trotzdem aber, daß der ganze Zustand der Gesellschaft mit den Anforderungen im Widerspruche steht, welche Natur, Wahrheit, Originalität, Literatur, Wissenschaft an dieselbe stellen dürfen, fehlt es in Berlin nicht an Schmarotzerpflanzen, welche eifrig bemüht sind, den Schein der Literatur, der Kunst und Wissenschaft auf diese Gesellschaft zu häufen und die sich dann in der „Bewunderung von Kindern und Affen" höchlich gefallen. Wie auf der höchsten Höhe des Lebens ein Alexander von Humboldt, ein Ludwig Tieck als literarischer Repräsentant erscheint, so will auch die niedere Welt dergleichen nicht ganz entbehren und die literarischen Spaßmacher sind in der Berliner Gesellschaft noch immer ganz gern gesehene Leute. Die Frau vom Hause braucht den Spaßmacher als Conversationslexikon, auch als Regenschirm, der Tochter hat er die neuesten Recensionen vorzulesen und dem Hauspapa macht er die witzigen Toaste, wenn jener in die Verlegenheit kommt, auf irgend einem

Berliner Festessen ein Wort reden zu müssen. Dafür wird die Geistreichigkeit, die Originalität und die Anstelligkeit des literarischen Spaßmachers gebührend bewundert und es fällt oft etwas bei Seite für den Vortheil desselben. In Berlin gibt es noch eine ziemliche Anzahl von „Literaten", welche auf diese Weise von der Gesellschaft ihr Brod verdienen und die es gewohnt sind, in den gesellschaftlichen Kreisen Berlin's mit einer außerordentlichen literarischen Prätension aufzutreten, während die Literatur in den größeren Dimensionen glücklicher Weise niemals oder doch nur in der untergeordnetsten Art etwas von ihren Genies und Talenten erfahren hat. Andere suchen ebenfalls ein besonderes Verdienst und eine vorzügliche Ehre darin, sich mit dem „vornehmen Elemente" der Gesellschaft in einen bedientenmäßigen Rapport zu setzen, mit Glacée-Handschuhen zu glänzen und um ein gnädig herablassendes Lächeln, um einen glücklichen Fächerschlag zu buhlen. Hier sieht man nichts anderes als einen Hofmarschall Kalb in eine ordinaire Localliteratur übersetzt und verwandelt; eine widerliche Entartung alles literarischen Lebens und Strebens. Denn ein Schriftsteller, dem es heut zu Tage noch Lebensaufgabe sein kann, den Zierbengel zu spielen, der jetzt, wo die aristokratischen Elemente der Gesellschaft sich immer mehr in einer vervollkommneten Nichtigkeit prostituiren, sich noch zum gefälligen Bedienten dieser Gesellschaft preisgeben mag, wird um so mehr eine der widerlichsten Erscheinungen sein, je größer die Aufgaben geworden sind, an welche der Schriftsteller verpflichtet ist, sich heranzuwagen. Glücklicher Weise gehören nun aber auch alle Berliner Literaten, die sich hier einen gesellschaftlichen Hanswurstberuf zur Aufgabe zu machen suchen, durchaus der ganz unbedeutenden Sorte an und es läßt sich keine einzige durch Talent und Kenntnisse hervorragende Erscheinung unter ihnen entdecken. Also auch hier erhebt sich der Nihilismus, auch hier wird die Gesellschaft vom Geiste verlassen. —

Zwar gehört es in Berlin zum guten Tone, sich etwas um die Literatur zu bekümmern und einen neuesten Roman der Paalzow nicht gelesen zu haben, würde man leicht wie eine Todsünde betrachten. Auch muß man in den Boudoirs einige bunte Albums und eine kleine Handbibliothek von „Classikern" finden, aber meistens ist all der hübsche, niedliche Schein eben nichts als Schein und Firlefanz. Da die Männer allmählig aufhören, Nipptisch-Literatur zu fabriciren, so haben die Frauen sich Ihresgleichen angenommen, und der Roman geräth immer mehr in ihre Hände, vielleicht eine Ursache seines Verfalles. Die Theilnahme an der Literatur richtet sich übrigens nach der Mode und nicht nach dem Kerne. Eine Zeitlang war es Mode, den Herwegh zu lesen und sogar zu rezitiren. Wer damals von Göthe'scher Lyrik mit Interesse gesprochen hätte, der wäre schön angekommen, aber Herwegh stürzte gleich in der Achtung der feinen Berliner Gesellschaft, als ihn zwei Gensdarmen über die Gränze transportirten, und man hat sich nun vielfach dem königlichpensionirten Dichter Emanuel Geibel zugewendet, den die Berliner Componisten noch zarter und romantischer für die feine Welt zu machen bemüht sind. Mir scheint es aber für die Poesie weit mehr entmuthigend, als erhebend, wenn ein wirklicher Dichter auf diese Weise sein Publikum findet und die Auflagen auf Auflagen folgen, weil er bei einer „feinen Gesellschaft" in die Mode gekommen. —

Bisher hatte es in Berlin nur dreierlei Arten von öffentlichen Aufzügen gegeben, nämlich die bürgerlichen Leichenbegängnisse, die studentischen Schlittenfahrten und die militärischen Paraden. In neuerer Zeit hat die „Gesellschaft" sich den Wiener Prater und das Pariser Longchamps zum Muster genommen und einen sogenannten „Corso" in Anregung gebracht. Dieser Corso konnte aber erst dann in die Mode gerathen, als die Mitglieder des regierenden Hauses sich an demselben betheiligt hatten. Erst dann

strömte der große Gesellschaftshaufe heran, mit seinen eleganten Carossen, mit seinen bunten Lakaien und Jägern. Man erkennt schon hierin den Ton der Berliner Gesellschaft und ihr sehnsüchtiges Lächeln und Grüßen nach oben. Zwischen die diplomatische haute voleé drängte sich die Geldnoblesse der Banquiers und der reichen Bürger. Aber auch die gemeine Droschke wagte sich gleich zwischen dieselben. Neben den blassen, mondscheinigen Comtessen und Geheimrathstöchtern ließ sich die stadtbekannte Prostitution in wo möglich noch stolzeren Equipagen sehen. Und die feinen Cavaliere warfen derselben nicht minder Blumen und Confetti zu, als den vornehmen Damen. Sobald die Gesellschaft sich einmal öffentlich präsentirte, mußte sie aufhören, in ihrem Sinne Gesellschaft zu sein und Publikum werden.

Vielleicht wird man hie und da dem Verfasser vorwerfen, daß er eine Carricatur, und nicht eine Charakteristik der Berliner Gesellschaft geliefert habe? Man wird sagen: aber wo ist denn die Gesellschaft, in der Sie sich bewegt und solche Bemerkungen gesammelt haben? Und wenn Ihre Bemerkungen richtig sind, treffen Sie damit wirklich die feine Gesellschaft? Allerdings: Der Verfasser steht weder in dem vornehmen Elemente, noch hat er jemals Lust und Neigung gefühlt, sich an das vornehme Element heranzudrängen. Wenn er außerhalb der gesellschaftlichen Vornehmheit bleibt, so entdeckt er aber darin keinen Verlust. Hunderttausende und Millionen verzichten mit ihm auf diese Stellung, und doch geht gerade vor ihnen ein heller Stern der Zukunft her, während wir in dem ganzen gesellschaftlich-ständischen Bau der Gegenwart immer mehr Risse und Lücken bemerken. Ohne die Anerkennung des vollen und freien Menschen wird jede Gesellschaft zur Carricatur. Sollte man deshalb die Schilderung der Berliner Gesellschaft carrikirt finden, so thut man Unrecht, dem Verfasser davon die Schuld aufzubürden. Und was hilft es, wenn selbst mitten in dieser Gesellschaft hie und da der Humanismus seine freudig-

sten Bekenner, der Geist der Wissenschaft seine ernstesten Jünger findet? Die Basen der Gesellschaft erscheinen als inhuman, als auf Vorurtheilen, Schwächen, Frivolitäten und egoistischen Interessen gegründet. Wenn sie in ihren Fugen knacken, so wird es immer sich wunderlich ausnehmen, wenn man glaubt, durch neue Putz- und Glanzarbeit am Frontespitz helfen und auf die Dauer bestehen zu können. „Ich werde niemals glauben, daß die meisten Menschen mit Sätteln auf den Rücken und mit Gebiß im Maule geboren werden, andere wenige aber mit Stiefeln und Sporen, damit sie auf Jenen reiten können.“ —

Druck von Fr. Andrä in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sten Bekannten, der Geist der Wissenschaft seine gemeinsten Jünger findet? Die Waffen der Gesellschaft erscheinen als inhuman, als auf Vorurtheilen, Schwächen, Frivolitäten und egoistischen Interessen gegründet. Wenn sie in ihren Fugen krachen, so wird es immer sich wunderlich ausnehmen, wenn man glaubt, durch neue Flick- und Glanzarbeit am Staats-schiff helfen und auf die Dauer befestigen zu können. Ich werde niemals glauben, daß die meisten Menschen mit Sätteln auf dem Rücken und mit Gebiß im Maule geboren werden, andere wenige aber mit Stiefeln und Sporen, damit sie auf Jenen reiten können." —

CARL BEIS
Mü en 8
Breisacherstr. 1

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sass, Friedrich

Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung

Leipzig 1846

Bor. 175 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014100-9